Anschaulicher Katechismusunterricht

Die zehn Gebote

1. Teil: 1.–5. Gebot

von Fritz Lehmensick

11

Koehlers
Lehrerbibliothek

Eine Sammlung von Büchern vorwiegend für die Hand des Lehrers zu Fortbildungs-, Prüfungs- und Unterrichtszwecken

Herausgegeben
von
Dr. Theodor Fritzsch

Zwölfter Band

Anschaulicher Katechismusunterricht

1. Teil: 1.–5. Gebot

Leipzig
Verlag von K. F. Koehler

Anschaulicher Katechismusunterricht

Gesetz
Die zehn Gebote

1. Teil: 1.–5. Gebot

Fritz Lehmensick
Seminaroberlehrer



Leipzig
Verlag von K. F. Koehler
1914

Vorwort.

1.

In der Zeit tiefsten Friedens ward dieses Buch geschrieben. Während es gedruckt wurde, brach unerwartet einer der gewaltigsten Kriege aus, die Europa je erlebt. Das deutsche Volk sah, wie Kaiser und Kanzler bis in die letzte Minute hinein ernstlich und ehrlich und mit bewundernswerter Geduld bemüht waren, den Frieden zu wahren und erkannte, was es gälte: Deutschlands Sein oder Nichtsein. Da brauste es auf von der Maas bis zur Memel, einmütig, opferbereit, kühn und groß. Wer die Begeisterung erlebt, mit der die Hunderttausende zu den Fahnen eilten, ihr Leben willig in die Schanze zu schlagen für Haus und Herd und Heimat, wer die Opferfreudigkeit gesehen, die bitteren Wunden des Krieges, Verwundung und Arbeitslosigkeit, zu heilen, die Opferbereitschaft in allen Ständen, der wird sie nie vergessen.

Das war eine Rechtfertigung für die Schule und ihre Arbeit. Gewiß, auch sie hat an diesem Erfolge nur ihren Anteil. Die Zeppeline in der Luft, die Unterseeboote im Wasser, die „Brummer“ auf dem Lande, die unserm Mut Rückhalt geben, hat sie nicht geschaffen. Aber an der Charaktergrundlage der Millionen hat sie gearbeitet, die draußen vorm Feinde und hier innen im Lande für einander eintreten in Not und Tod. Die sittlich-religiöse Grundlage, die die gewaltige, nieerlebte Einmütigkeit in Kampf und Hilfe ermöglichte, sie hat im Verein mit Familie und Kirche die Schule geschaffen.

Dies erkennen sogar unsere Gegner. In der „Nowoje Wremja“, dem bekannten deutschfeindlichen Petersburger Blatt, schreibt der russisch-nationalistische Politiker Menschikow unter dem Titel „Das Geheimnis der deutschen Erfolge“:

„Wir kennen Deutschland wie Rußland noch allzu wenig. Indem wir immer wieder wiederholen, daß es der deutsche Lehrer gewesen sei, der bei Sedan die Franzosen geschlagen habe, fällt es uns gar nicht bei, daß es der russische Schullehrer gewesen ist, der Rußland bei Mukden geschlagen hat. Denn eben seiner von oben bis unten schlechten Schule verdankt Rußland seine kriegerischen und friedlichen Niederlagen. ‚Wenn man in eine Volksschule in Deutschland kommt‘ — so schreibt mir ein russischer Gelehrter — ‚so gewinnt man in anschaulicher Weise die Über-

zeugung, daß sie gar nicht anders kann, als gewaltige Ergebnisse zu zeitigen.‘ So einfach und verständig ist dort die Heranbildung von für das Leben tauglichen jungen Leuten organisiert. In der Einfachheit und Vernünftigkeit der Schulhandgriffe sind aber die großen Prinzipien genialer Pädagogen unverkennbar. So führt die Konzentration des Unterrichts in verschiedenen Fächern, abgesehen von Kenntnissen, der Seele der Kinder immer dieselben Grundlehren moralischen Charakters zu: die Liebe zur Familie, zum Vaterlande, Religiosität, Mut, Treue, Wahrhaftigkeit usw. Die deutsche Schule erzieht sittliche Menschen, unsere scholastische Schule dagegen demoralisiert sie. ‚Du, deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!‘ das ist das Leitmotiv der deutschen Schule. Und wie oft hört man es wohl in der russischen? Während die deutsche Schule nicht Anstand nimmt, die Tugend für einen nationalen Vorzug der Deutschen zu erklären, wird bei uns schon dies Wort selten anders als im ironischen Sinne gebraucht. Dank der erzieherischen Methode des Unterrichts nehmen die Kinder aus der deutschen Schule neben Kenntnissen auch noch etwas unermeßlich Wertvolles mit ins Leben: Pflichtgefühl, feste moralische Grundlagen, die durchaus bestimmt und klar sind und sozusagen das Bollwerk der Seele ausmachen. Der Horizont der Deutschen kann auch beschränkt sein, aber dies Bollwerk ist standhaft und gibt einem edlen Charakter eine feste Stütze. Und welch eine gewaltige Erleichterung für die Mehrheit der Durchschnittsnaturen ist es nicht: bereits von vornherein fertige Verhaltungsregeln zu haben und in vielen Zufälligkeiten des Lebens ohne Nachdenken, ohne Schwanken, ganz gewohnheitsmäßig und dabei doch richtig, fehlerlos handeln zu können! Für die Freiheit verbleibt noch genügend Raum, aber sie ist rationell begrenzt und nicht ohne festen Grund wie bei uns.“

Welch ein interessantes Urteil! Und wie würde es in französischem und in englischem Munde lauten? Wir brauchen es auch da nicht zu scheuen.

Deutsche Lehrer wurden von französischen Soldaten aus dem Elsaß mit fortgeschleppt. Auf ihren Einspruch, daß sie doch unschuldig seien, ward ihnen zur Antwort: „Ihr habt ja den deutschen Geist geschaffen“.

2.

An der großen, einmütigen Erhebung unsres Volkes 1914 ist das eine besonders erfreulich: Durch sie sind eine Reihe banger Sorgen zerstreut worden. Auch die in den letzten Friedensjahren während der gegeneinander wogenden Meinungsaustausche über den Religionsunterricht oft ausgesprochene: Die sittlich-religiösen Grundlagen möch-

ten vielleicht in dem herangewachsenen Geschlecht erschüttert sein. Sie sind nicht erschüttert, und sie sollen auch immer unerschüttert bleiben, ja, noch fester gegründet werden.

Zu diesen Grundlagen gehören auch die zehn Gebote. In ihrem Sinne und Geiste müssen wir die Jugend erziehen. Gewiß, es ist vieles zu ihrer Beurteilung gesagt worden. Aber haben wir eine bessere Zusammenfassung dessen, was als sittliche Forderung fürs praktische Leben dem Kinde ins Gewissen geprägt werden könnte? Zudem ist die Bedeutung der Frage des Lernzwangs, was den Wortlaut der Gebote selbst betrifft, wahrlich nicht zu überschätzen. Sie sind so kurz, so treffend, so lakonisch und wuchtig, daß ihr Wortlaut sich von selber unverlierbar festsetzt, wenn er nur einigermaßen mit Anschauung und Gefühl verbunden ist, und es wird auch das schwächste Kind durch ihn nicht überlastet. Die Erklärungen Luthers geben wertvolle Einzelheiten, wichtige Sonderfälle für Erfüllung und Übertretung der ganzen großen Forderung. Ihr sprachlicher Ausdruck ist zum Teil veraltet. Aber das fällt nicht so sehr ins Gewicht gegenüber ihren großen Vorzügen. Wie unübertrefflich, wie genial und großzügig ist z. B. die Erklärung des 1. Gebotes! Wie pädagogisch fein die Umdenkung des negativen Abgötterei-Verbotes in die dreifache positive Forderung des Fürchtens, Liebens und Vertrauens! Diese Erklärungen, zugleich wertvolle geschichtliche Zeugnisse von des großen Mannes persönlicher Stellung, geben so dankenswerte Hinweise für die Behandlung, und ihr ernster S i n n prägt sich von selbst tief in die Kindesseele ein.

Und darauf kommt es doch an: auf Gewissensschärfung. Wer nach der Behandlung des 7. Gebotes in seinem Gemüte festen Willens ist, auf die zuweilen feine und zarte Grenzlinie des Mein und Dein sorgfältig zu achten, sie immer zum Besten des Nächsten einzuhalten und mitzuhelfen, daß des Nächsten Vorteil auch von andern gewahrt werde, der hat größeren Gewinn als einer, dem nur die Worte durchs Gedächtnis klirren. Es heißt zweifellos in Jesu Geist unterrichten, wenn dem tieferen Sinne der Vorrang eingeräumt wird vor dem Wortlaut und dem bloßen Buchstaben.

3.

Dies ist schon um deswillen nötig, damit wieder Interesse für diese Stoffe in den Kindern, den heranwachsenden Gliedern unsres Volkes, erwache.

Manche meinen, die Erhabenheit des Gegenstandes mache alle methodischen Überlegungen überflüssig. Aber auch sie können Gleichgültigkeit, Abneigung, ja Widerwillen nicht verkennen, die sich als

Zeiterscheinungen gegen religiöse Stoffe gezeigt haben. Was nützt uns wohl der beste Stoff, wenn sich das Kind innerlich dagegen wehrt, weil er abstrakt behandelt wird? Hier ist Hilfe dringend not.

Jedes Zeitalter hat auf seine Weise sich mit diesen tausendfach neu behandelten Dingen abgemüht. Wir stecken noch zu sehr in der abstrakten Art der Behandlung. So interessant sich noch heute Katechesen lesen aus rationalistischer Zeit, so wenig sind sie geeignet, Kindern unserer Tage tiefere Werte zu vermitteln. Wir müssen los von dieser begrifflichen Art.

Stimmung[1]) muß in den jungen Seelen erwachen, echte religiöse Stimmung, und Stoffe anschaulicher Natur müssen, womöglich in dramatischer Lebendigkeit, ihnen geboten werden. Der Religionsunterricht soll den Kindern zu Herzen gehen, ihr Gemüt ergreifen, ihrem Willen Richtung geben. Aus dem biblischen Gedankenkreise sind die sittlich-religiösen Forderungen erwachsen, aus ihm heraus werden sie am besten verstanden.

Darum ist die **Grundlegung** eine biblische. Daß die Gebote Forderungen sind, nicht bloß sittlich, sondern vor allem religiös begründet, ist ihr besonderer Vorzug. Er wird aber erst voll ausgenutzt, wenn das Gebot auch für das Kind aus religiösem Boden erwächst. Nicht eine Menge von Beispielen ist hier am Platze, (wen man flüchtig von dem und jenem naschen läßt, den wird man kaum richtig ernähren), sondern eins, liebevoll ausgemalt und vertieft aufgefaßt. Aus dieser Fülle wird der Hauptgedanke, der Kern herausgehoben.

Zur alttestamentlichen Auffassung tritt die verfeinerte und vertiefte des Herrn. Jesu Gesinnung in den Kindern lebendig werden zu lassen, ist eine Hauptaufgabe jedes religiösen Unterrichts. Seine goldenen Worte bilden immer einen Höhepunkt. Sie funkeln noch lange in der Seele, wenn anderes längst in das Dunkel der Vergessenheit hinabgesunken ist. Denn vergessen soll werden, viel vergessen, Vergessen ist das edle Vorrecht der Jugend, das ihr nur leider so oft vom pedantischen Schulmeister bestritten wird. In einem Herbarium werden die toten Blätter gepreßt und getreulich aufbewahrt und bleiben tot, im Walde fallen sie zu Boden und verwelken, und neues Leben blüht aus ihnen empor. Der Wille, nach Jesu Vorbild und seiner Lehre zu leben, soll ewig neu emporkeimen in jedem Kindesgemüt aus jedem religiösen Stoffe.

Nach Jesu Worten und Gedanken formte Luther sein Bekenntnis,

---

[1]) Lehmensick, Kernlieder der Kirche in Stimmungsbildern. 2. Auflage. Bei Schambach (Bleyl und Kaemmerer), Dresden.

ein wertvolles geschichtliches Denkmal seiner ganzen innern Persönlichkeit. Wir vergessen seiner nicht. So erklingt voll und gewaltig ein harmonischer Dreiklang in die Kindesseele: Moses, Jesus, Luther.

4.

Aber lebte Luther nicht 400 Jahre vor uns? Wieviele Menschengeschlechter sind inzwischen ins Grab gesunken! Wie hat sich die Welt gewandelt und das Weltbild, die Weltanschauung! Sollen die Kinder meinen, mit Luther schlösse die religiöse Entwicklung ab?

Gab es nicht und gibt es nicht auch heute begnadete Propheten des Gotteswortes, die eindringlich und mit tiefem Dichterwort in die Seelen reden? Sollen ihre Stimmen stumm bleiben für das Kind?

Sind wir nicht alle Kinder der Gegenwart? Der alte Gott lebt noch, aber wer ihn erkennen will, der muß seine Stimme auch im Gebrause der Großstadt, im Surren der Telegraphendrähte, im Donner der modernen Geschütze vernehmen.

Es soll kein tiefer Riß bestehen zwischen der alten Welt von damals und der neuen von heute, die ewigen Wahrheiten durchdringen auch die Gegenwart, wir müssen nur sorgen, daß jedes der Kinder sie fühlen und finden möge.

Diesem Zwecke dient die **Ausgestaltung.** In ihr kommt vornehmlich der Dichter zum Wort, aber auch andere. Ihr Charakter ist modern, ihr Stoff: Gesetzgebung und Geschichte[1]), Literatur und Leben.

Unterrichtet zu werden, soll für die Kinder eine Freude sein. Darum kein Gängeln, kein Einbleuen, kein Nörgeln, frei und groß soll sich die Seele fühlen lernen, eine Erinnerung an sonnige Stunden soll in ihr zurückbleiben.

Die Kinder sollen lauschen, gebannt und gefesselt durch die Schönheit der dichterischen Gestaltung, ergriffen von den großen Gedanken und Geschicken.

Hier und auf der folgenden Stufe sollen auch die ernstlichen Probleme entrollt werden. „Du sollst den Feiertag heiligen“, so lernt manch Kind gedankenlos in der Schule, und gedankenlos sieht es die Eisenbahnen auf ihrer Fahrt, den Arzt auf Praxis, den Postboten auf seinem Gange auch am Sonntag und merkt, wie eine überstrenge Sonntagsruhe im Staate der Gegenwart zur Unmöglichkeit wird. Erhebt sich hier nicht eine spannende Frage? „Wir sollen unsern Eltern und Herren gehorchen“ — aber wie denn, wenn ein armes Kind von entarteten Eltern gezwungen werden soll zum Bösen, zum

[1]) Lehmensick, Probleme und Prinzipien des Geschichtsunterrichts. Durch Beispiele erläutert. Straßburg bei Bull.

Verbrechen? Wie denn dann? Die alte Katechetik war gar rasch bei der Hand mit einem passenden Bibelspruche: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.“ Ganz gut. Aber wie soll das Kind in seiner bedauernswerten Lage handeln? Sich schlagen lassen? Sich widersetzen? Die Eltern anzeigen? Die Lehre ist oft so einfach, aber das Leben ist so verwickelt. Oder der heranwachsende Mensch erlebt die Begeisterung bei Ausbruch eines Krieges, entweder aus eigner Erfahrung oder aus anschaulicher Erzählung, und wird selbst mit hineingerissen in diesen Strom der Gefühle. Da auf einmal erschrickt er. „Du sollst nicht töten“, so klingt's ihm durch den Sinn. Wird hier mit einem Male das Verbrechen zur Tugend, der Verbrecher zum Vorbild?

Anschauliche Szenen, von Dichterhand gestaltet, erleichtern außerordentlich dem Schüler die Lösung solcher Probleme. Gewiß ist noch manches zu tun. Der individuelle Fall beweist nichts für das ganze Geltungsgebiet des Satzes. Aber eine Grundlage ist geschaffen für das gemeinschaftliche Nachdenken, und das ist das Wertvolle. Lang muß darum hier die Darbietung, kurz und treffend die Besprechung sein.

5.

Aber sind das nicht große und hohe Dinge, und des Kindes Lebenskreis ist doch noch so klein und das Gebiet seines Wirkens noch so beschränkt?

Fehlt ihm nicht die Anweisung, was es mit diesen hohen Ideen anfangen soll im kleinen Bezirke seines Lebens und Könnens?

Dazu dient schon seit langem die **Anwendung**, die praktische Anwendung. Kleine, anschauliche Szenen aus dem Leben des Kindes jetzt, während der Jahre seiner Kindheit, geben Gelegenheit, die gewonnenen Ideen im Geiste zu verwirklichen, nach ihnen zu urteilen und in der Phantasie zu handeln.

Doch damit kann's nicht genug sein. Auch des Kindes Leben bleibt nicht immer Kindesleben. Das Kind wächst heran und wird groß und tritt ein in den Kreis der Volksgenossen, die dann die Welt bedeuten. Zu diesem Leben soll das Kind tüchtig gemacht werden. Darum soll es auch schon in der Schule als zukünftiger Erwachsener phantasierend handeln lernen nach Gottes Geboten. Und deshalb sind auch Szenen geboten aus dem Alltagsleben der Erwachsenen.

Die Szene kann kurz sein. Hier liegt das Hauptgewicht auf einer freien, vertiefenden und beurteilenden Aussprache des Kindes, in einer Stellungnahme im Sinne der sittlich-religiösen Forderung, der christlichen Idee. „Seid aber Täter des Worts und nicht Hörer allein“, so soll's den Schülern hier mahnend durch die Seele klingen.

Ein methodischer Dreischritt also: Biblische Grundlegung, moderne Ausgestaltung, praktische Anwendung — fromme Gesinnung, ideale Auffassung, individuelles Auswirken — der Wille stark, der Blick weit, das Handeln beweglich.

Die methodische Form ist nicht streng und eng, sondern weit und frei. Bibeltext, Stimmungsbild, Entwicklung, Erzählen, Lesen, Besprechen folgen einander im regen Wechsel, jedesmal der Natur des Stoffes angepaßt. Oberflächliches Berühren ist vermieden. Nur wer in die Tiefe dringt, gelangt zur Wahrheit, zur Überzeugung, zum Glauben. Und vor allem: keine Schablone! Wer frei schalten will, muß reichen Stoff haben. Nur die Fülle führt zur Klarheit. Und ferner: Nur aus reichem Stoff kann man gut auswählen. Darum ist überall genügende Fülle geboten, auch um der Bedürfnisse willen für die verschiedenen Schularten.

Von zu großer Vereinfachung ist mit Bedacht abgesehen worden. Ernst und Größe der besprochenen Lebensfragen sollte überall zur Geltung kommen. Die Anpassung aber an den jeweiligen Bildungsstand der Klasse und des Einzelnen ist des Lehrers ureigenstes Gebiet.

Anschaulich muß der biblische Stoff sein, aus dem die religiöse Wahrheit erwächst, anschaulich das Bild aus Geschichte, Gesetzgebung, Literatur und Leben, das Gottes Wirken und die Geltung seiner Gebote in der Gegenwart zeigt, anschaulich die Szene aus dem Alltagsleben der Kinder oder der Erwachsenen, an der es sein Urteil bildet, versucht und prüft. Darum fordern wir: Anschaulichen Katechismusunterricht. Auch heute noch gilt Pestalozzis Wort: „Die Anschauung ist das absolute Fundament aller Erkenntnis".

Die Hauptsache aber ist der Geist, der den Religionsunterricht durchweht. Der darf kein kleinlicher, enger und kein tyrannischer, harter sein. Es muß ein Geist sein, würdig der großen Männer der Vorzeit, der Führer und Propheten, ein Geist, ideal und groß, warm und frei im Sinne Jesu, der da sprach: „Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet."

Nur so kann unser Religionsunterricht werden angemessen der großen Zeit, die wir durchleben, und der Tage, die nach diesem gewaltigen, furchtbaren Kriege kommen werden. Der Schule wird zukommen, die sittlich-religiösen Kräfte, die er weckt, wach zu erhalten, zu stärken, zu vermehren, so viel sie vermag.

Dazu will dieses Buch helfen.

Dresden, am 10. November 1914,
dem Geburtstage Luthers und Schillers.

Fritz Lehmensick.

Inhalt.

Das erste Gebot.

Einstimmung.

Aus dem Diensthause Ägypten hatte Moses das Volk Israel geführt. Durchs Schilfmeer waren sie gezogen und durch die Wüste, und nun standen sie am Sinaigebirge.

Gewaltig ragt der vielgipflige Gebirgsstock zum Himmel empor, wild und felsig, von vielen engen, meist wasserlosen Tälern durchfurcht, vorn hohe Bäume auf Sandstein und Kalkgestein, dahinter nacktes Urgestein ohne Pflanzenwuchs, Granit-, Porphyr- und Glimmerschieferfelsen.

Gott gibt dem jüdischen Volke die Gebote.

A. Grundlegung.

I. Alttestamentliche Grundlage.

I.

Die Juden hören zuerst, was die Hauptsache ist.

1. Lesen **2. Mose 19,** 3—5: Bedingung.

2. Entwicklung.

Wir denken uns ganz hinein in diesen feierlichen Augenblick. Was schauen wir unten?

Unten in weiter Ebene unter Zelten bei den Herden gelagert das jüdische Volk.

Oben?

Den wolkenumhüllten Felsengipfel des Sinai.

Den Berg hinan?

Den Berg hinan steigt ein einsamer Mann.

An zweierlei soll Moses das jüdische Volk erinnern. Nämlich zuerst?

Was Gott den Ägyptern getan hat, den feindlichen Ägyptern. Wie er sie versinken ließ im Schilfmeer, den Pharao und seine Macht.

Und woran dann?

Wie Gott das Volk der Juden getragen hat auf Adlers Flügeln, und wie er sie hierher (in die Freiheit) gebracht hat.

Als wäre das Volk geflogen in stolzem freien Fluge wie ein Adler. Wie also hat er sie aus dem Diensthause herausgebracht?

Leicht und sicher, über alle Hindernisse hinweg.

Was verlangt Gott nun von dem Volke?

Sie sollen seiner Stimme gehorchen, nur Gutes, nur seinen Willen tun.

Was verspricht er ihnen aber, wenn sie diese Bedingung erfüllen, nur nach Gottes Willen handeln?

Sie sollen sein Eigentum sein.

Wie eine Mutter meint er's, die ihr jüngstes Kind auf den Schoß nimmt, es ans Herz drückt und streichelt und zu ihm sagt: „Du bist mein."

Das jüdische Volk soll, wenn es seiner Stimme gehorcht, Gottes Lieblingsvolk sein.

Aber alles andere gilt nichts, nur auf eines kommt es an, eins müssen sie tun.

Gottes Stimme, Gottes Geboten gehorsam sein, nach Gottes Willen handeln.

II.

Wodurch der Tag der Gesetzgebung dem jüdischen Volke unvergeßlich wurde.

1. Lesen **2. Mose 19**, 16—18: Naturerscheinungen.

2. Entwicklung.

Ein gewaltiges Gewitter brach über dem Sinaigebirge los. Gib an, was man da sah und hörte!

Eine dicke Wolke lagerte sich auf dem Berge, Blitze zuckten, der Donner krachte, der Regen rauschte.

Dazu ließ ein Erdbeben die Gegend und die Menschen erzittern.

Der Berg rauchte und zitterte und bebte.

Wie klang den Juden das Brüllen des erbebenden Berges?

Wie der Ton einer sehr starken Posaune.

Welchen Eindruck machten all diese furchtbaren Naturerscheinungen auf die Juden?

Sie erschraken sehr.

Der Ernst des Tages und die Majestät des Gesetzgebers trat ihnen lebhaft vor die Seele in allem, was geschah.

III.

Gott sagt dem Volke, wer er ist.

1. Lesen **2. Mose 20**, 1, 2. Gott.

2. Entwicklung.

Welches Gefühl will Gott in den Seelen der Juden wecken durch den Nachsatz: Der ich dich aus Ägyp-

tenland, dem Diensthause, geführt habe?

Zwei Bilder sollen nämlich durch diese Worte in ihnen emporsteigen.

Was sollten sie sich also in diesem feierlichen Augenblicke vornehmen?

Das Gefühl der Dankbarkeit.

1. Die schweren Dienste in Ägypten, das Ziegelbrennen, Erdegraben, Stoppelnlesen und dazu die Peitschenschläge.

2. Die Befreiung aus der Knechtschaft, der Auszug aus dem Lande, die kraftvolle Führung.

Aus Dankbarkeit wollen wir den Geboten Gottes gehorchen.

3. Stimmungsbilder.

Wir aber richten unsre Aufmerksamkeit auf die gewaltigen Worte der Vorrede, die 6 einsilbigen Worte, die wie mächtige Donnerschläge das Herz durchklingen:

Ich bin der Herr (der die Ägyptermacht zerschmettert hat),
dein Gott (der dich so freundlich zur Freiheit geführt hat).

Eine dicke Wolke lagert sich auf dem Berge. Der Sturm bricht los. Blitze zucken, der Donner kracht. Die Erde bebt und erzittert. Felsen stürzen zusammen. Die ganze Natur ist in Aufregung.

Mitten durch den Aufruhr der Natur hört Moses aus dem Gewitterdonner das eine Wort:

Ich.

Wild wüten die unbewußten Naturgewalten. Aus ihnen spricht laut und vernehmlich die Stimme der Persönlichkeit.

2.

Wie sah es nach dem Wettersturme aus! Die hohen Baumriesen, die jahrzehntelang den Stürmen Trotz geboten hatten, sie lagen zersplittert am Boden.

Die Felsen, die jahrhundertelang dagestanden hatten, wie für die Ewigkeit gebaut, die wilden Gewässer hatten sie weggewaschen, und ihre Trümmer rollten den Berg hinab. Dort aber war eine Lücke im Gestein. Da waren einmal Felsen.

Ist's nicht mit allem Irdischen so? Die Wasser verlaufen sich, die Blumen verwelken, die Menschen vergehen.

Nur einer bleibt: Jehova, Jahwe oder wie sein tiefsinniger Name in der Übersetzung lautet: Ich bin, der ich sein werde.

Nur er bleibt. Nur er kann sagen in allem Wechsel der Zeit und der Dinge:

(Ich) **bin.**

3.

Da stand am Fuße des Sinaigebirges das Volk und sah und hörte tiefergriffen, was hier geschah. Sie wußten, der zu ihnen redete, war der Herr. O, sie hatten viele Herren gehabt all die Jahre! Die israelitischen Unteraufseher und die ägyptischen Aufseher und Oberaufseher bis hinauf zum Pharao und nun den Moses, den Aaron bis hinab zum letzten Ordner des Zuges.

Wie verschieden ihre Macht und wie vergänglich! Wie voller Schwächen ihr Charakter, voller menschlicher Schwächen und wie wechselnd!

Aber über allen den vielen Herren ein Herr der ganzen Erde, der ganzen Welt,

der Herr,

der Herr aller Herren, der König aller Königreiche, dem alle gehorchen müssen, der allen seine Gebote gibt, der Herr.

4.

„Ich bin der Herr." Das klingt wohl wie ein Donnerwort, so man bedenkt, wieviel Donner und Wetterstrahlen dieser Herr in seiner Hand hat.

„Ich bin dein Gott." Das klingt so lind und lieblich, wenn man daran denkt, wieviel Gutes dieser Gott in seiner Hand hat.

Ich bin der Herr ist wie Gewitterschwüle. Ich bin dein Gott wie die befreiende Frische nach dem Gewitterregen.

Wie freundlich klingen diese beiden Worte:

dein Gott.

„Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich seiner annimmst?"

Luther deutet auch das Wort Gott, dessen Ursprung dunkel ist. Er fühlt darin das Wort „gut", denn Gott ist ein ewiger Quellbrunnen der Güte.

4. Zuspitzung.

So sind die Worte gesättigt und gefüllt mit reichem Inhalt.

Welchen Gegensatz fühlen wir in dem Worte „Ich"?

Gegenüber der unbewußten blinden Natur tritt die bewußte, klare Persönlichkeit.

Welchen in dem Worte „bin"?

Vergänglich ist alle Natur, sind Menschen und Tiere, ist alle Persönlichkeit. Nur einer ist, der immer von sich sagen kann: „Ich bin".

Und welchen in dem Vergleiche der Worte „der Herr“ und „dein Gott“?

Aus dem Worte „der Herr“ spricht unbeugsamer Wille, aus dem Worte „dein Gott“ herzliche Liebe.

Diese Worte sagen uns, warum Gott den Menschen die Gebote gegeben hat.

Damit sie ihnen folgen zu ihrem eigenen Heile: Durch Gehorsam zur Güte und zum Glück.

Das eben sollen auch wir fühlen, wenn wir die Worte hören:
Ich bin der Herr (der Mächtige),
dein Gott (der dich liebt).

IV.

Wie die Juden das erste Gebot ihres Gottes erfüllen.

1. Lesen.

a) Wir lesen zuerst das 1. Gebot. **2. Mose 20,** 3 (4. 5a).
b) Wir lesen davon, wie die Juden es erfüllen.
2. Mose 32, 1—6. Aaron bildet ein goldenes Kalb.
15. 17. 18. Moses hört den Tanz.
19. 20. Moses gerät in heiligen Zorn.

2. Entwicklung.

Wir richten unsre Gedanken zuerst auf den Mann, der im Namen Gottes zum Volke redete.

Auf Moses.

Welches große Werk hatte er vollbracht, ehe er an den Sinai kam?

Das Werk der Befreiung der Juden aus der Knechtschaft.

Um die wilden, ungeordneten Volkshaufen zu einem Volke zu machen, hatte er ihnen Gesetze gegeben im Auftrage des himmlischen Herrn.

Im Auftrage Gottes.

In Ägypten hatte das jüdische Volk gesehen, wie die Ägypter als ihren Gott einen schwarzen Stier, den Apisstier, verehrten. Darum war das Verbot sehr wichtig.

1. Mose 20, 4. Du sollst dir kein Bildnis, noch irgendein Gleichnis machen.

Solange Moses unter ihnen weilte, der sichtbare Vertreter Gottes, der Vermittler göttlicher Wohltaten und göttlicher Hilfe, dachten sie nicht daran. Aber nun?

Nun war er fern von ihnen auf dem Berge. Sie dachten: Wer weiß, ob Moses wiederkommt. Da hieß es: Mach' uns Götter!

Und was für ein Bild entwarf Aaron im Auftrage des törichten Volkes nach dem Vorbilde des Apisstieres?

Ein goldenes Kalb.

Wahrscheinlich schuf er ein hölzernes Kalb, das mit Gold überzogen ward.

Törichte, irrende Menschen haben wir hier vor uns. Das erkennen wir am besten aus einem Ausrufe in 2. Mose 32, 8.

„Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägyptenland geführt haben!“

Das sind deine Götter! Was denn?

Die goldenen Ohrringe, die zum goldenen Kalbe umgeschmolzen worden sind?

Törichtes, verblendetes Volk! Wie tief waren sie wieder in der Gotteserkenntnis herabgesunken!

Wie hatte Moses sich bemüht, sie von dieser niederen heidnischen Stufe zu erheben auf eine höhere!

Zu stumpf war das Volk geworden in der überharten Arbeit. Das hatte Moses schon in Ägypten erfahren müssen. (2. Mose 6, 6—9.)

Wir wissen es, was für ein Gott es ist, der das Volk aus Ägyptenland geführt hat durch Moses, seinen treuen Diener.

Es ist der Herr der Welt, unsichtbar für Menschenaugen.

Durch wen aber redete er mit dem Volke?

Durch Moses, den großen Führer des Volkes.

Und was vernahm Moses im Krachen des Donners?

Gottes Stimme.

Und was mußte der große Führer nun erleben, als er vom Berge herunterkam?

Daß das Volk um das goldene Kalb tanzte.

Da sehen wir ihn vor uns, wie heiliger Zorn ihn ergreift gegen das undankbare, törichte Volk, und wie seine Zornadern anschwellen. Was tut er?

Er schleudert die Gesetzestafeln an einen Felsen, daß sie in Trümmer fallen.

Und wodurch beweist er dem Volke, was an ihrem goldüberzogenen Gotte ist?

Er verbrennt das goldüberzogene hölzerne Götzenbild und zermalmt es zu Pulver und streut die Asche auf das Wasser.

Und wozu zwingt er das Volk?

Er zwingt es, dieses schmutzige Wasser zu trinken.

Wo sind nun deine Götter, o Volk Israel?

Wir aber lesen noch 2. Mose 32, 34, um zu erkennen, wie sehr sie ihren Gott durch ihre Tat betrübt haben.

So gehe nun hin . . . Ich werde ihre Sünde wohl heimsuchen, wenn meine Zeit kommt, heimzusuchen.

Den Juden aber wird der Unterschied klar geworden sein zwischen ihrem Götzenbilde und dem wahren Gott.

Das Götzenbild ein lebloses Ding, Gott eine lebendige Persönlichkeit, unsichtbar, aber vernehmlich redend hinein in die Menschenseelen.

Wir aber merken uns die Worte, die den Juden wie Posaunentöne durch die Seele klangen, und denken dabei an den einen unsichtbaren Gott.

Ergebnis. Du sollst keine andern Götter neben mir haben (wie in der Bibel steht; oder wie Luther es ausgedrückt hat in seinem Katechismus):

Du sollst nicht andre Götter haben neben mir.

II. Jesu Vorbild.

1.

Wie der Herr Jesus in der Versuchung das 1. Gebot erfüllte.

In die Wüste hatte der Herr Jesus sich zurückgezogen, sich zu prüfen in der Stille der Einsamkeit. Unablässig dachte er an sein großes Werk. „Wie kann ich die Menschenherzen dafür gewinnen?" so zog's ihm immer und immer wieder durch den Sinn. 40 Tage und 40 Nächte lang hatte er fast nichts gegessen. Da hungerte ihn. Ringsum Steine, nichts als Steine.

„So hungern auch viele aus deinem Volk", dachte er, als er die Steine, flachen Broten ähnlich, um sich liegen sah. Da war's ihm, als flüsterte ihm eine heimliche Stimme zu: „Wenn diese Steine zu Brot würden! Deinen Hunger könntest du stillen und allen Armen, allen Hungernden in Israel helfen. Wie würden dir, wenn du alle Not wegschafftest, die Herzen zufliegen mit einem Male! Dann könntest du sie für das Gute, für deine Sache gewinnen." Lange quälte ihn dieser Gedanke.

Dann aber besann er sich. Wenn er den Juden Brot und Wohlleben verschaffte, besserte er sie dann wirklich? Hätten sie nicht im Wohlleben das Wohl ihrer Seele, über dem Irdischen ihren Gott vergessen?

In herrlicher Anschaulichkeit erzählt uns die Bibel, wie der Herr Jesus am Guten, an Gott festhielt.

Matthäus 4, 1—4. Aus Steinen Brot.

Oder wenn er von der Tempelzinne sich herabstürzte vor allem Volke! Wenn er unten ankäme heil und ohne Schaden! Was mußte das für Eindruck machen auf das Volk! Welche Ehre, welche Bewunderung hätte es ihm gebracht!

Aber war das Gottes Wille? Sollte er so handeln? Er sollte nicht für seinen Ruhm, er sollte für die Besserung der Menschen wirken. Und konnte er es wagen, den lieben Gott so auf die Probe zu stellen?

Matthäus 4, 5—7. Schauwunder.

Die Herzen der Menschen mußte er gewinnen für seine Sache und wäre es mit Gewalt. Wenn er ein Herrscher würde, groß und gewaltig, die Reiche der Welt ihm untertan, dann könnte er die Menschen zwingen zum Guten mit Gewalt.

Aber der Weg eines Welteroberers geht durch Blut, Gewalttat und Unrecht. Nach dem Erfolg muß der sehen, dem Bösen muß er dienen, Jesus wollte Gott, wollte dem Guten dienen.

Matthäus 4, 8—11. Weltherrschaft.

Entwicklung.

Drei glänzende Bilder malt der Versucher dem Herrn vor die Seele. Was rät er ihm zu werden?	1. Retter aus äußerer Not. 2. Wundertäter. 3. Weltherrscher.
Genußsucht, Ruhmsucht und Herrschsucht stellt er ihm als Götter auf. Inwiefern?	1. Fürs Wohlleben der Menschen soll er sorgen. 2. Den Ruhm bei Menschen soll er erstreben. 3. Sein Ziel soll die Herrschaft über die Menschen sein.
Vor Jesu Seele aber steht das Bild dessen, der allen nahe ist.	Vor seiner Seele steht Gott. Von ihm will er nicht lassen.
In heiliger Ehrfurcht fragt er sich bei jeder Versuchung: Ist es recht und gut? Ist es Gottes Wille? Und?	Und da er findet, daß es Gottes Wille nicht ist, und daß es nicht gut ist, widersteht er der Versuchung.
So wie der Herr Jesus, so sollen auch wir in jeder Versuchung uns verhalten.	An Gott denken. Uns fragen: Ist's gut? Ist's Gottes Wille? Und danach uns entscheiden.
Ob das Böse auch Genuß, Ehre oder Reichtum und Macht verspricht, wir sollen alles andre für nichts achten gegen den einen.	Gegen Gott.

An ihn sollen wir denken mit höchster Ehrfurcht, gegen seinen Willen zu handeln sollen wir uns scheuen mit heiliger Scheu.

Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten.

2.

Der Herr Jesus wird gefragt, welches das wichtigste Gebot ist.

1. Was er antwortet.

Matthäus 22, 34—36. Die Frage.
37—40. Die Antwort.

Hinweist er mit dem Finger auf die Tür in ihren zwei Angeln. So drehen sich Gesetz und Propheten um diese beiden Gebote.

2. Wie der Herr Jesus das Gebot der Liebe in seinem Leben erfüllt.

Matthäus 19, 13—15.

So freundlich und gut war er mit den Kindern.

Und wie war er mit denen, die krank waren am Leibe und unglücklich in ihrer Seele?

Markus 2, 1—5. Jesus heilt die Krankheit der Seele.
6—11. Jesus heilt die Krankheit des Körpers.

Was tat Jesus also den Menschen?

Immer Gutes.

Und an wen er dabei dachte, das erkennen wir aus Jesu eigenen Worten: „Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat."

An Gott.

Er bewies, daß er Gott liebte, dadurch, daß er andern viel Liebe erwies.

Nämlich seinen Mitmenschen.

Denn aus wahrer Dankbarkeit und Liebe zu Gott fließt die Nächstenliebe 1. Joh. 4, 20.

Wer seinen Nächsten nicht liebet, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet.

So tat er Gutes aus Liebe zu Gott, denn er liebte Gott mehr als alles in der Welt. Ja selbst am Kreuze noch zeigt sich diese Liebe. In welcher Bitte?

„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!"

So wollen wir auch Gutes tun und immer recht handeln aus Liebe zu Gott und seine Gebote erfüllen. „Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer."

Wir sollen Gott über alle Dinge lieben.

3.

Jesus im Sturm.

Matthäus 8, 18. 23. 24. Jesu Ruhe.
25. Der Jünger Angst.
26. 27. Der Leute Verwunderung.

Welcher Gedanke gab dem Herrn Jesus so wunderbare Ruhe?

Der Gedanke: Mein Vater im Himmel schützt mich. Ohne seinen Willen kann mir nichts geschehen. Auf ihn kann ich mich verlassen.

Durch sein ganzes Leben hat der Herr Jesus diesen Mut bewiesen, der aus dem Gedanken an Gott kam. Aus Mt. 8, 20 erkennen wir, wie es um sein äußeres Leben stand.

Er war arm, er, der Sohn des Zimmermanns, des Baumeisters, hatte kein eigenes Haus, kein Heim, und war arm.

Aber er vergeht nicht vor Sorge um irdisches Gut. Das zeigt uns Mt. 6, 25, 26!

Er vertraute auf seinen himmlischen Vater.

Und so auch in allem Kampf und Streit mit seinen Feinden bis zu seinem Tode. Sein unerschütterliches Gottvertrauen gab ihm Kraft und Größe.

Wir sollen Gott über alle Dinge vertrauen.

Jesu, geh voran
auf der Lebensbahn!
Und wir wollen nicht verweilen,
dir getreulich nachzueilen.
Führ uns an der Hand
bis ins Vaterland!

B. Ausgestaltung.

1. Der Gottesgedanke.

Wir vergleichen die Religion, die Moses dem jüdischen Volk verkündete, mit dem Heidentum.

1. Eine Löwe verfolgt mit wildem Gebrüll einen fliehenden Menschen. Der Mensch eilt in seiner Todesangst einen Bergweg hinan. Da löst sich von der Felswand ein Stein, rollt den Weg hinab und stürzt mit dumpfem Gepolter vor dem Löwen nieder. Der Löwe erschrickt und entflieht.

Der Mensch frohlockt. Frohen Mutes steigt er wieder herab von der Höhe. Dankbar betrachtet er den walzenförmigen Stein. Er hebt ihn auf, trägt ihn in seine Hütte und fällt dankend vor ihm nieder. Er malt ihm zwei rotleuchtende Augen, Haupthaar, Nase und Mund, umkleidet ihn mit gewebten Zeugstücken und Fell. In derselben Woche hat der Mensch reiche Jagdbeute. Sein Feind söhnt sich mit ihm aus. Er fühlt sich wohl und glücklich. Darum dankt er seinem Gotte von Herzen.

(Niedere Stufe der Gottes-Erkenntnis: Der Einzel-Gott als bloße Macht.)

2. Höher stand das Heidentum der Ägypter, das die Juden in der Gefangenschaft kennen gelernt hatten. Sie verehrten mehrere Götter. Ihr

höchster Gott war der Sonnengott Ra. Man dachte, er wohne in einem schwarzen Stier, der ein weißes Dreieck auf der Stirn hat. Diesen heiligen Apisstier verehrten die Ägypter im Tempel zu Memphis. Denn in ihm wohnte nach ihrem Glauben der Erhaltergott Ra. (Daher schreibt sich ja der Kälberdienst Israels.)

Der Schöpfergott Ptah hatte im Allerheiligsten sein Götterbild. Es war ein Mann, eine Kappe auf dem kahlgeschornen Kopfe, in der Hand die Geißel, das Sinnbild der Herrschaft. Daneben stand das Gottbild der schaffenden Naturkraft, die im Frühjahr die Keime, die Knospen, die Blüten hervorlockt: Osiris, eine Krone mit Pfauenfedern auf dem Haupte und das Bild seiner Gemahlin, der Mondgöttin Isis, mit der Mondsichel über dem Haupte.

(Höhere Stufe: Die Volksgötter als Verkörperungen der Naturkräfte.)

3. Inwiefern wurden die Juden durch Moses auf eine noch viel höhere Stufe gehoben?

1. Er zeigte den Juden, Gott wohnt nicht in einem bestimmten Stein, in einem bestimmten Tier. Gott ist ein geistiges Wesen.

2. Er zeigte ihnen: Es gibt nicht viele Götter, sondern einen.

3. Sie lernten Gott als den Gesetzgeber kennen.

4. Aus den Namen Herr und Gott erkannten sie die beiden Haupteigenschaften: Macht und Liebe.

2. Der liebe Gott[1]).

I.

... Vor ihrer Laube hockten Käthe und Lothar. Käthe backte Kuchen aus Sand, und Lothar baute eine „Burg“. Dabei wachten sie eifersüchtig darüber, daß das eine nicht mehr Sand nahm als das andere. Von fern stand ein kleines, sehr ärmlich gekleidetes Mädchen und sah zu. „Du, Käthe“, sagte Lothar leise, „die Fremde werde ich 'rausgraulen, die ärgere ich.“

Käthe, die noch nicht in die Schule ging, wie ihr kleiner Freund, sondern die bei einer Erzieherin ihre ersten Studien machte, zog ein sehr entsetztes Gesicht.

„Was willst du?“ fragte sie (der Ausdruck „rausgraulen“ war ihr fremd).

„Sie soll uns nicht zusehen, sie kann lieber Klammern zureichen, ihre Mutter wäscht für Fremde“; es lag ein etwas geringschätziger Ton in den Worten des älteren Spielkameraden.

Käthe überhörte ihn, sie empfand Mitleid mit der Kleinen — ihre Mutter wusch, Waschfrauen waren immer arm. Das war eine der wenigen Lebenserfahrungen, die das Kind besaß.

---

[1]) Aus der gleichnamigen Erzählung von Margarete von Berlin. Im XIII. Jahrgang der Zeitschrift: Der Türmer. Greiner & Pfeiffer. Stuttgart. Heft 1, S. 53 ff.

„Warum soll sie Klammern zureichen, das ist gräßlich, ich mag auch nicht zureichen, wenn Jette Wäsche aufhängt."

Lothar antwortete nicht, aber er sah die Kleine, die näher gekommen war, unfreundlich an und herausfordernd: „Bleib auf dem Trockenplatz, hier gehörst du nicht hin!" sagte er herrisch.

Das Kind sah den kleinen Tyrannen mit einem langen, betrübten Blick an, dann wandte es sich und ging langsam zurück zu dem Platz, wo die weiße Wäsche sich lustig im Winde blähte.

„Das war schlecht von dir, Lothar", sagte Käthe so vorwurfsvoll, als es ihr möglich war, zu dem kleinen Gefährten. „Du warst unfreundlich zu einem armen Kinde, das sollen wir nicht sein — der liebe Gott ist dann böse über uns, und — er straft uns."

Lothar ließ den Spaten sinken und sah Käthe mit blitzenden Augen an.

„Wer sagt das?" fragte er streng und gründlich.

„Fräulein Röder sagt es in der Religionsstunde, und ich weiß es von Mama!"

„Pah, Fräulein Röder — Mama —" er ahmte Käthes Ton nach.

„Lernt ihr denn nicht vom lieben Gott in der Schule?" fragte Käthe betroffen.

Lothar hatte sich aufgerichtet und klopfte den Sand von seinem Anzug, dann sagte er leise, indem er ganz dicht an Käthe herantrat:

„Weißt du, Käthe, der Lehrer sagt das ja auch, immerfort und immerfort vom lieben Gott — aber man sieht ihn doch nie, und da er doch nie da ist und auch kein Bild von ihm, wie vom Großvater, der schon lange tot ist, so wird der liebe Gott wohl auch nicht da sein. Und Karl Pfeifer meint, wir sollten uns doch bloß nicht bange machen lassen."

Käthe schlug vor Erstaunen die kleinen, sandbeschmutzten Hände zusammen. Sie hatte Lothar zwar nicht genau verstanden, nur so viel war ihr klar, daß er meinte, der liebe Gott sei nicht da, weil es kein Bild von ihm gäbe.

Sie winkte ihn in die Laube, kauerte sich dicht neben ihn auf die Bank und sagte ganz atemlos: „Aber, Lothar — das ist ja gar nicht wahr — ich kenne doch ein Bild vom lieben Gott, Fräulein Röder hat es mir gezeigt — und wenn du willst, will ich es dir morgen zeigen. Aber du darfst es keinem Menschen sagen. Ich soll zwar nicht allein über die Friedrichsbrücke gehen, aber wenn Jette mit dem Kaffee kommt, sind wir schon längst wieder da!"

Lothar horchte interessiert.

„Wo ist denn das Bild?" fragte er.

„O, im Lustgarten steht ein großes Haus mit Säulen und einer großen Treppe. Und wenn man da hinaufsteigt, da ist ein Bild, darauf sind viele Menschen, Bäume und Blumen und der liebe Gott auch."

„Wie sieht er aus?" fragte Lothar.

„Du wirst ja sehen!" sagte Käthe, die nicht imstande war, das flüchtig

geschaute Bild zu beschreiben — „ein alter Mann mit einem langen Bart, und einen Mantel hat er um."

„Mein Onkel ist Maler", sagte Lothar, „der malt immer Menschen auf Leinwand, vielleicht, wenn der liebe Gott gemalt ist, muß ihn doch einer gesehen haben."

„Na siehst du?" triumphierte Käthe.

* * *

Am andern Tage standen die Kinder in der Säulenhalle vor dem großen Bild.

Käthe hatte sich erst etwas gefürchtet, die vielen Stufen hinanzusteigen, aber nun war sie froh, daß sie diesen Gedanken gehabt hatte. Langsam ging sie, die Figuren betrachtend, an dem Corneliusschen Fries vorüber, Lothar fest an die Hand fassend, denn eigentlich fürchtete sie sich. Sie war es nicht gewohnt, ohne die Eltern oder Fräulein Röder oder Jette über die Straße zu gehen, und Lothar erschien ihr, trotzdem er ihr sonst immer etwas imponierte, kein ausreichender Schutz.

„Da — da", sagte sie endlich und blieb tiefaufatmend stehen, „siehst du — den großen gewaltigen Mann mit den Strahlen um den Kopf — das ist der liebe Gott." Sie war vor Erregung ganz blaß geworden, und die kleine Stimme zitterte.

Lothar blieb stehen, seine großen, blauen, staunenden Kinderaugen umfaßten das Bild — dann sagte er: „Na, der wird's kriegen — der Karl Pfeifer" — — . . .

II.

. . . „Schwester Ina könnte die Pflege des Professors übernehmen", sagte der dirigierende Arzt des Krankenhauses zur Oberin.

Zur Kur im Bade weilend, war Professor Ritter erkrankt und mußte sich einer schwierigen, wie er selbst wußte, gefährlichen Operation unterwerfen.

Am Tage vorher wünschte er die Schwester zu sehen, die ihm der Kollege empfohlen hatte. Er lag, von Schmerzen gequält, auf der Chaiselongue, als sein Diener ihm Schwester Ina meldete.

Eine schlanke, feingebaute Frauengestalt, kaum über Mittelgröße, nicht jung mehr, aber noch nicht alt, mit ruhigen, milden Zügen, wie sie reife Jahre, Erfahrung und Frieden geben.

„Sie werden einen schwierigen Kranken in mir haben, Schwester Ina", sagte der Professor mißmutig, „ich bin es so gar nicht gewohnt, krank zu sein, sondern nur, Kranke zn behandeln."

„Für mich ist kein Kranker je ‚schwierig' gewesen", erwiderte die Schwester.

„Es gibt solche Künstlerinnen der Pflege, ich weiß das aus meiner Tätigkeit, aber ich bin nicht dazu gekommen, je eine von ihnen zu fragen, woher sie die Kraft zu dieser Kunst der Langmut und Geduld nehmen.

Diese langmütigen sind bei den Kranken beliebter, und ihre Pflege wirkt oft Wunder."

„Woher man die Kraft nimmt?" Schwester Ina legte einen fragenden Ton in ihre Worte — „nun, das mag wohl nach der Persönlichkeit und der Anlage verschieden sein. Einige nehmen sie aus der besonderen Energie oder einem besonderen Selbstbewußtsein, noch anderen kommt sie mit der Zeit als eine Vervollkommnung ihres Berufs, und ich — —" sie hielt inne — — unschlüssig, ob den Professor gerade sie interessieren würde. Der aber hatte den Kopf gewendet, und seine klugen Augen hafteten voller Spannung auf dem Gesicht der Pflegerin. Es kam ihm mit einem Male sehr bekannt vor — wo hatte er sie schon einmal gesehen? „und Sie, Schwester Ina?", fragte er interessiert.

Sie hob den Kopf und sah ihn fest an: „Mir wurde die Geduld und die Langmut und die Liebe meiner Kranken durch Gottes Güte, Hilfe und Gnade. Ich habe nie aufgehört, darum zu bitten."

Gottes Hilfe und Gnade.

Dieselben demütig-stolzen Worte sagte die stille Schwester, die ihm vor kaum einem halben Jahre eine Mutter gesagt hatte, der seine Kunst den Sohn erhalten hatte. Noch nie vorher hatte so jemand zu ihm gesprochen, dem Großen, Gefeierten, dem nah und fern berühmten Arzt. . . .

Der Professor schloß einen Augenblick die Augen — woher kam ihm jetzt mit einem Male die Erinnerung an die kleine Gespielin, die ihm einst als Beweis, daß es doch einen lieben Gott gäbe, das Bild des lieben Gottes gezeigt hatte? Er mühte sich, Käthes Züge sich zu vergegenwärtigen, und — als er gequält die Augen aufschlug — — da war Käthe da, sie saß leibhaftig vor ihm, still mit gefalteten Händen im Lehnstuhl, über den glattgestrichnen Scheitel die weiße Haube in der schmucklosen Schwesterntracht.

„Schwester Käthe", sagte er und reichte ihr die Hand — „ich kenne Sie — Sie sind für mich nicht Schwester Ina — kennen Sie den Schulfreund nicht mehr, Lothar Ritter, dem Sie damals —, ach, Schwester Käthe, wie lange ist es wohl her — das Bild des lieben Gottes zeigten?"

„Sie sind Lothar Ritter? Wer kann, wenn man von Professor Ritter hört, denken, daß das gerade mein Spielkamerad ist. Wir kamen damals gleich fort von Berlin, der dänische Krieg brach aus — mein Vater fiel, die Mutter zog nach ihrer pommerschen Heimat."

„Und Sie wurden Schwester vom roten Kreuz?"

Die Schwester nickte: „Seit ich Mutter gepflegt hatte, in langer, schwerer Todeskrankheit — hatte ich nur Lust weiter so zu wirken, es war erst schwer, aber — —

„Aber, Schwester Käthe?

„Ich hatte meinen lieben Gott, der half mir durch."

„Sie haben ihn immer treu festgehalten — wurden Sie glücklich dabei?" Die Frage klang fast atemlos.

Sie sah ihn fest an: „Ich wünsche mir kein anderes Glück, Herr Professor —"

„Ich habe selten oder nie an Gott gedacht, Schwester Käthe — vielleicht habe ich sogar geglaubt, daß es keinen gibt. — Meine Kunst und meine Wissenschaft war mein Gott, dem ich diente.“

Käthe antwortete nicht.

„Glauben Sie, daß mir damit etwas gefehlt hat, Schwester Käthe?“

„Alles, Herr Professor!“

Sein alter Stolz kam über ihn.

„Und doch konnte ich meinen Kranken helfen durch meine Kunst.“

„Gottes Gnade hat sie nicht verlassen, wenn Sie auch nicht darum baten — desto größer war sie also“, sagte Käthe fest.

„War das Gottes Gnade, die mir eine geliebte Frau in der Jugendblüte nahm?“ Sein Ton klang bitter und gereizt. „Nein — nein — Schwester Käthe — Sie zeigen mir doch den lieben Gott nicht.“

Sie schwieg unschlüssig, was sie sagen sollte — und in demselben Augenblick trat der Arzt und Freund des Kranken ein.

„Mir scheint, Ritter — du machst hier eine Jammermiene. Nur Geduld — morgen um diese Zeit sind wir über den Berg.“. . .

* * *

„Zu spät!“ Auch über diesem Krankenlager stand das furchtbare Wort. Käthe saß still bei dem Leidenden, der seit Mittag in leisem Halbschlaf lag. Nun wurde er unruhig und schlug die Augen auf. Über seine Züge ging ein Lächeln, als er Käthe sah. „Zeigen Sie mir noch einmal Ihren Gott, Schwester Käthe — glauben Sie, daß er auch mein Gott ist?“

„Immer — Herr Professor —“

„Wissen Sie, wie Sie mir damals sein Bild zeigten? Da wurde ich gläubig, vielleicht werde ich nun getroster — — für den Rest.“

Käthe wandte sich ab — sie pflegte sonst Kranke von solchen trüben Gedanken abzubringen, hier — dieser Kranke wußte, wie es um ihn stand. Und all sein Stolz und all seine Kunst verblaßten in den dunklen Todesschatten.

„Wie war es, Schwester Käthe, was Sie sagten. Gottes Güte ist ewig, nicht wahr?“

„Ja“, sagte sie feierlich.

„Und unsre Kunst ist Stückwerk“, sagte er, den Anschluß findend an irgend etwas, das ihm bekannt schien.

„Mein Kopf ist etwas matt von Schmerzen — sagen Sie mir — ganz etwas Einfaches, was man Kindern sagt“, bat er weiter. Käthe dachte einen Augenblick nach, dann sprach sie mit fester Stimme:

„Wie könnt' ich ruhig schlafen in dunkler Nacht,
wenn ich, o Gott und Vater, nicht dein gedacht!
Es hat des Tages Treiben mein Herz zerstreut,
bei dir, bei dir ist Frieden und Seligkeit. —
So nimm denn meine Hände und führe mich,
bis an mein selig Ende und ewiglich!“

Der Kranke schien zu schlafen — ruhig, ohne sich zu regen, saß Käthe bei ihm — bis zum Morgen.

Als die Dämmerung dem jungen Tage wich und der Frühsonne Strahlen sich rosig durch den Vorhang in das Krankenzimmer stehlen, erwachte er. „Ich danke Ihnen — Schwester Käthe — für alles, auch dafür, daß Sie mir damals das Bild zeigten. Es schien mir später oft kindisch — aber es ist doch schön."

Als die Zeitungen die Kunde vom Tode des berühmten Mannes in alle Welt trugen, der seine Kunst als „wahren Gottesdienst" betrachtet hatte, da lächelte Schwester Käthe leise. „Stückwerk" hatte er seine Kunst genannt, und sie, Schwester Käthe, hatte ihm Gott und Gottes Güte zeigen dürfen.

C. Anwendung.

I. Die rechte Gottesfurcht:

Meide Böses aus Ehrfurcht (aus heiliger Scheu) vor dem mächtigen Herrn der Welt! (Warnung.)

A. Kinder.

1. An einer Haustür stehen zwei Kinder und weinen.

„Was ist geschehen?" fragt die Nachbarin. „Wir haben im Zimmer gespielt und dabei Vaters schöne Tasse heruntergeworfen und zerbrochen." „Und darum weint ihr?" fragt die Nachbarin wieder. „Ja", sagt der Knabe, „Vater wird zanken und strafen." „Ach, Vater hatte die schöne Tasse so gern, und nun haben wir sie zerbrochen." Inwiefern ist die Furcht der Kinder verschieden?

Der Knabe fürchtet sich vor der Strafe, den Scheltworten, den Schlägen, den Schmerzen, die er erleiden wird.

Das Mädchen vor dem Schmerze, den es dem lieben Vater bereiten wird, weil ihm seine Freude verdorben ist.

Was muß freilich das Mädchen sich vornehmen?

Ich will ein andermal vor der Tat an den Vater denken, daß ich ihn nicht durch meine Unachtsamkeit betrübe.

2. „Äpfel sind in dem Korbe. Und Geld liegt in dem Litermaße. Hui, das ist ein feiner Fund! Wir teilen", spricht Ewald und lacht. „Das gehört uns doch nicht", sagt Hans bestimmt. „Ach, das sieht niemand. Es ist ganz dunkel." „Meine Eltern würden es nie leiden, daß ich unrechtes Gut nehme." „Mußt

Hans denkt, wie jedes gute Kind: „Was wohl meine Eltern dazu sagen werden?" und „Ich will nichts Böses tun, daß ich meinen himmlischen Vater nicht betrübe."

Der Gedanke hält ihn aufrecht. Der Versucher kann ihn nicht verführen. Er bleibt ein gutes Kind, weil ihm der rechte Gedanke (an

du es denn daheim sagen? Rasch zugepackt! Die Gelegenheit ist günstig!“ ruft Ewald mit verhaltner Stimme. Da fällt dem Hans zu rechter Zeit ein guter Vers ein:

Tu nichts Böses, tu es nicht!
Weißt du, Gottes Angesicht
schaut vom Himmel auf die Seinen,
auf die Großen und die Kleinen,
und die Nacht ist vor ihm Licht.

Sind auch Vater, Mutter weit,
er ist bei dir allezeit,
daß du ja kein Unrecht übest
und sein Vaterherz betrübest.
Ach, das wär' dir künftig leid!

Wieso hat Hans die rechte Gottesfurcht, und wieso ist sie ihm zum Segen?

Gott) zu rechter Zeit gekommen ist. Wie würde er es künftig bereuen, wenn er es anders gemacht hätte.

3. Ein Kind sitzt in der Pause auf seiner Bank und schreibt. Ein anderes kommt und neckt es und kitzelt es mit einem Bleistifte am Halse. Da wallt heftiger Zorn in dem geneckten Kinde auf. Es wird ganz rot im Gesicht und fährt wütend, die Feder noch in der Hand, auf den Störenfried los. Da plötzlich läßt es die Arme sinken. Ein Spruch ist ihm eingefallen: „Des Menschen Zorn tut nicht, was vor Gott recht ist.“ Dadurch ist vielleicht großes Unglück und großes Unrecht verhütet worden.

Großes Unglück, denn mit der Feder konnte das Kind leicht seinen Nachbar verletzen, vielleicht gar am Auge, ja, es konnte ihm das Auge ausstechen.

Großes Unrecht, denn zwar hat der Nachbar nicht recht gehandelt, aber dann wäre er dafür sein ganzes Leben so schwer gestraft.

Wieso ist der Gedanke an Gott also ein wertvoller?

Weil durch ihn Unglück und Unrecht verhütet werden kann.

4. Der liebe Gott will haben, daß die Kinder gut bleiben. Wodurch werden sie im rechten Augenblicke gewarnt, wenn sie etwas Böses tun wollen?

1. Durch das Klopfen ihres Herzens.

2. Durch die Röte, die ihnen ins Gesicht steigt.

3. Durch die Stimme im Innern, die da sagt: „Tu es nicht!“

4. Durch das Gefühl der Furcht.

5. Manchmal durch einen Spruch, einen Vers, ein Lied, das ihnen einfällt!

6. Manchmal durch einen Menschen.

5. In welchen Fällen hört ein gewissenhaftes Kind die warnende Stimme Gottes in seinem Gewissen?

1. Wenn der Lehrer fragt: „Wer hat die Scheibe zerbrochen?“ (Gefahr des Verschweigens.)

2. Wenn die Mutter fragt: „Hast du die Tinte umgeworfen?“ (Gefahr der Lüge) usw.

Hört auf Gottes Stimme!

B. Erwachsene.

1. In seinem einsamen Zimmer sitzt ein Mann am Schreibtisch. Ein Schriftstück hat er vor sich, die Feder in der Hand. Eine Unterschrift will er fälschen und dadurch ein altes Ehepaar und dessen Kinder um ihr Häuschen bringen. Er zögert. Da tickt die Uhr in seine Gedanken hinein: „Tu's nicht! Tu's nicht! Tu's nicht!“

Es ist die Stimme des Guten, die Stimme Gottes, die ihn warnt.

Was muß der Mann tun, wenn er nur eine Spur Gottesfurcht hat?

Er muß ablassen, die Feder hinwerfen und sich sagen: „Wie konnte ich nur einen Augenblick einen solchen frevelhaften Gedanken haben, der andern Schaden und mir Schimpf und Schande bringt? Ich will gut und ehrlich bleiben.“

2. Die Morgensonne geht golden am Sonntage auf. Ihre ersten Strahlen durchdringen die trüben Scheiben der Fenster des Wirtshauses. Auf Trinkende, Spielende schauen sie.

„Sonnenschein, Sonnenschein,
leucht' auch mir ins Herz hinein,“

so zieht's dem jungen Menschen durch den Sinn. „Ich spiel' nicht mehr mit!“ sagt er fest und legt die Karten hin. „Hallo, hallo!“ höhnen die Genossen, „was ist in dich gefahren, Jüngelchen?“ „Laßt mich! Ich gehe heim!“ Was hofft ihr?

Daß er die Festigkeit hat, den weiteren Lockungen der Zechgenossen zu widerstehen.

Eine Szene ist vor seiner Seele aufgestiegen als Erinnerung:

Wie er dem Vater versprach, mit der Hand versprach, nie wieder zu spielen.

Er steht auf. Er geht heim. Die Sonne scheint hell. Ihn fröstelt in der Morgenfrühe. Wie ist er elend: Ausgeplündert, wortbrüchig, wüst im Kopfe. Da fangen die Sonntags-

Zu rechter Zeit hätte er an seinen Vater denken müssen, an sein Versprechen und an den lieben Gott:

Ehe er sich am Sonnabendabend niedersetzte zum Trinken,

glocken an zu läuten. Ihn durchschauert's wie Furcht, als er an der Kirche sich vorbeidrückt. Er fühlt, was ihm fehlte: Gottesfurcht zu rechter Zeit. Inwiefern?

3. Oben unterm Dache die Packträgersfamilie feiert heute einen Geburtstag. Sie singen und jubeln und tanzen. Warum sollen sie nicht auch einmal fröhlich sein? Aber unter ihnen der Kassierer der Bank ist krank. Er schickt herauf, sie möchten doch etwas stiller sein. „Ach, was!“ sagt einer. „Die Reichen! Wir wollen auch mal uns vergnügen! Was gehn uns seine Schmerzen an!“

Jesus sagt: „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen.“

Wie hätte der Mann denken und handeln müssen?

4. Arbeit suchen will er, der Mann in dem abgerissenen Rock, Arbeit in der Vorstadt, und nun sitzt er in der elektrischen Bahn und neben einem dicken Herrn. Ein Bankier ist's, wie er aus dem Gespräche hört. Da ruckt der Wagen, und die schwarze Mappe des Bankiers gleitet unbemerkt herab. Der Schaffner klingelt. Der Bankier will aussteigen. Da durchzuckt's des Arbeiters Hirn: „Darin ist Geld! Laß ihn aussteigen!“ sagt er zu sich selbst. „Er hat genug. Nimm das Geld!“ Da klingt's ihm durch die Seele: „Ein Dieb werden? Wie sollte ich ein so großes Übel tun und (gegen) wider meinen Gott sündigen?“ Der Wagen hält. „Sie haben Ihre Mappe liegen lassen, Herr Bankier!“ „Wo, wo?“ „Hier.“ „Ich danke. Wie heißen Sie? Ich will mir Ihre Adresse notieren.“

Gottesfurcht half dem Arbeiter in schwerer Gewissensnot. Wieso?

ehe er die Karten in die Hand nahm,

vielleicht schon, als er die wohlbekannten Zechgenossen begrüßte.

Wenn ich krank liege, dann stört auch mich der Lärm, und ich verlange von den Leuten Ruhe und Rücksicht. Also bin ich sie auch dem Manne auf seinem Krankenlager da unten schuldig.

Er besann sich auf den Spruch aus der Schulzeit, aus der Bibel.

Da dachte er an Gott und seine Güte.

Da schämte er sich, ein so großes Unrecht zu tun, die Mappe mit dem Geld zu nehmen.

So rettete er seine Seele. „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“

5. Nach Ostern ist's. Da geleitet ein Vater seinen Sohn aus dem Heimatdorfe. Auf dem Hügel unter der breitästigen Linde setzt er sich mit ihm noch einmal nieder.

„Sieh die Vögel!" sagt der Vater. „Wie sie über deinem Haupte hinfliegen! So wird mancher böse Gedanke, manche Versuchung in der großen Stadt dir kommen. Dann erschrick nicht zu sehr! Dr. Luther hat einmal gesagt: ‚Ich kann nicht hindern, daß die Vögel über meinem Kopfe hinfliegen. Aber das kann ich hindern, daß sie in meinen Haaren Nester bauen.' Und nun geh mit Gott! Und denk immer an deinen Konfirmationsspruch: ‚Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten.'" (**Psalm 119**, 9.)

Inwiefern hat der Vater seinen aus dem Elternhause scheidenden Sohn zur Gottesfurcht ermahnt?

Insofern, als er ihn davor warnt, bösen Gedanken eine Heimstätte in seinem Herzen zu geben.

Und insofern, als er ihm das Mittel (den Maßstab) nennt: Die Worte, die Gebote Gottes.

Darum wollen wir ja auch die göttlichen Gebote genauer betrachten.

II. Die rechte Gottesliebe.

Tu andern Liebes und Gutes im Gedenken an den lieben Gott, der auch dir Gutes getan!

A. Kinder.

1. Ein armes Kind ist das Mädchen dort auf der Bank, das Anneli mit den blauen Augen, mit dem Blondhaar und in dem schwarzen Kleid. Die Mutter ist dem Kinde gestorben. Und der Vater kommt abends müde und traurig von der Arbeit.

Eben hat sie ihre Schulsachen zusammengepackt. Schüchtern bittet sie ihre Nachbarin Gretel: „Du, die Exempel heute hab' ich nicht verstanden. Willst du sie mir mal erklären? Ja?"

Die Nachbarin Gretel ist heut' übler Laune. Sie sagt rasch: „Ich hab' keine Zeit." Anneli sieht ihr mit einem langen, traurigen Blicke ihrer blauen Augen nach. Die Nachbarin kommt nach Hause. Da sagt die Mutter: „Nun, Gretel! Wie war's in der Schule? Alles verstanden? Sag's nur! Sonst helf' ich dir gern." Da wird das Kind rot. Sie sagt: „Ich muß rasch noch einen Weg gehen", und läuft zur Tür hinaus.

Was Grete denkt, sollt ihr mir sagen.

„Ich hab' eine Mutter, die mich so freundlich fragt, und sie hat keine. Mutter sagte zu mir: ‚Sag's nur!

Ich helf' dir gern.' Ich sagte zu Anneli: ‚Ich hab' keine Zeit.' Darum muß ich mich schämen."

Und wenn sie an Gott denkt?

„Das will der liebe Gott, der mir meine Mutter gegeben hat, daß ich dem armen Kind helfe. Wenn ich den lieben Gott lieb habe, muß ich seinen Willen tun."

Und was tut Gretchen?

Gretchen geht hinüber und erklärt dem Kind alles und übt mit ihm, und dann läßt sie die Anneli die Aufgaben allein rechnen und unterstreicht, was falsch ist, und Anneli muß es noch einmal rechnen. Sie macht's geradeso, wie die Mutter es macht.

Wie zeigt sich also die rechte Gottesliebe?

Dadurch, daß man an den Willen des lieben Gottes denkt und dann dem Nächsten Liebe erweist.

2. Zum Geburtstage hat das Kind 1 Mark bekommen in Silber, Nickel und Kupferstücken. „Ach, was kann ich mir alles dafür auf dem Jahrmarkt kaufen! Aber da steht der blinde Bettler. Ob ich vorüberhusche? Er sieht's ja nicht!"

Einer sieht's. Einer, der will, daß du auch deine Freude haben sollst. Aber der will, daß du auch der Armen nicht vergißt.

Was das Kind tut, könnt ihr euch denken. Wir fragen: Warum fühlt es sich dabei wohl und glücklich?

„Nun hat der blinde Mann auch seine Freude, der arme Mann, und ich kann ruhig an ihn denken, wenn ich all das Schöne sehe, aus dem ich mir etwas zum Kaufe auswähle."

Auch das ist Liebe zu Gott.

3. Drüben brennt's! Sieh, die Flammen schlagen schon aus dem Dachstuhl! Bald wird die Feuerwehr kommen!

Hört, was zwei Kinder sagen:
1. „Ach, wie fein, wie interessant!"
2. „Die armen, armen Menschen!"

Beurteile die Aussprüche nach der Forderung: Gott lieben.

1. „Ach, wie fein!" Das ist ein liebloser Ausspruch.

2. Freundlicher spricht das andere Kind.

Doch: ob es nicht etwas tun könnte?

Laufen und den Brand melden. Die großen Leute zum Retten ermuntern. Vielleicht dann die Eltern bitten: „Wir wollen ein Kind der obdachlosen Familie einstweilen aufnehmen." Oder: Mit Kleidern aushelfen. Selbst ein Stück Brot von deinem Brot!

B. Erwachsene.

1. Die Eltern sind alt. Hör nur, wie der Hammerschlag auf den Klopfstein matt klingt! Der alte Schuhmacher kommt nicht mehr vorwärts bei all seiner Mühe. Was sollen die großen Kinder tun?

Zusammenkommen und beraten. Berechnen, wieviel Vater und Mutter brauchen. Zu regelmäßigen Beiträgen sich verpflichten. Oder die Eltern zu sich nehmen ins Haus.

2. Ein fleißiger Kirchgänger, der seinen Nachbar mit seinem Hasse verfolgt, ihm alles zum Ärger tut, ihm Böses nachsagt. Beurteile!

1. Joh. 4, 20. So jemand spricht: Ich liebe Gott —

3. Ein treuer Arbeiter, der Gott liebt.

Fleißig auf dem Platze. Gewissenhaft bei jeder Arbeit, auch wenn sie sich nicht kontrollieren läßt. Auf den Vorteil des Geschäfts bedacht.

Und der Fabrikherr, der Gott liebt?

Anerkennend für den Fleiß des Arbeiters. Besorgt um sein Wohl über die gesetzliche Pflicht hinaus.

4. Am Sonnabend Abend ist's. In der dumpfen Wirtsstube sitzt ein Arbeiter und trinkt und trinkt. Über alle Dinge liebt er eins: den Alkohol. Er weiß, daß Frau und Kinder zu Hause ängstlich sitzen und sehnsüchtig ausschauen, die Frau vor allem, daß der Vater mit dem wohlverdienten Wochenlohn komme. Er opfert ihn auf dem Altar seinem Gotte (auf dem Wirtshaustisch dem Alkohol), dem er alles opfert: seine Geisteskraft, seine Körperstärke, seine Ehre, sein Vermögen, seine Stellung, sein Familienglück.

Welch ein Glück, wenn der Mann sich plötzlich ändern und das erste Gebot halten wollte!

Dann würde er heimkehren mit dem Lohn, manch frohen Abend mit den Kindern haben in seiner Familie, dann würden sie besser leben und sparen.

Inwiefern würde er da handeln im Sinne der Gottesliebe?

Wer Gott recht liebt, der erweist den Seinen Gutes und Freundlichkeit und tut in allem seine Pflicht und Schuldigkeit.

III. Das rechte Gottvertrauen.

Verlaß dich auf Gott, der dein Bestes will und kann!

A. Kinder.

1. „Es geht recht schlecht mit Großvater. Du mußt noch in dieser Nacht zum Arzt!“ so ruft die Mutter.

„Ich bin nicht auf unrechten Wegen, wenn ich zum Arzt gehe. Mein himmlischer Vater wacht auch in

Bald ist der Junge draußen und wandert in sternenheller Nacht durch den dunklen Wald.

Welche Gedanken nehmen ihm die Furcht?

dunkler Nacht. Viele tausend Sterne schauen auf mich hernieder wie Engelsaugen, mich zu bewachen."

2. „Großvater muß leben bleiben. Der liebe Gott darf ihn nicht sterben lassen. Er wird ihn auch nicht sterben lassen. Ich vertraue fest auf Gott. Wir haben auch alle so innig gebetet, daß Gott ihn nicht sterben lassen kann."

Der alte Großvater stirbt.

Ist nicht das Kind in seinem Vertrauen sehr getäuscht?

Das Kind mußte so denken: „Gott wird mein Gebet erhören, wenn er es so für alle gut findet. Sonst nicht. Der liebe Gott hat den alten Mann abgerufen, weil er es für ihn für gut hielt."

Daß Gott unser Bestes will, das ist unser Vertrauen.

3. Der arme Knabe! Das Bein ist ihm abgefahren worden durch den Holzwagen. Abgeschnitten haben sie es ihm im Krankenhaus. Nun liegt er da und betet: „Lieber Gott, laß mein Bein wieder wachsen!" und glaubt im kindlichen Vertrauen an die Erhörung.

Wie beurteilt ihr das?

Die Bitte des armen Knaben ist rührend. Aber sie ruht auf einem Irrtum. Das tut Gott gewiß nicht. Wir sollen nichts Unmögliches erbitten. Wie sollte er, der Herr der Natur, die Gesetze, die er ihr gegeben, eines Menschen wegen durchbrechen?

4. Vater krank und Mutter gestorben. Was heißt hier auf Gott vertrauen?

Zu Gott beten: „Mach den lieben Vater recht bald gesund!"

Das ist auch der Kinder erster Gedanke, als sie beisammensitzen. Aber nur Beten kann auch nicht helfen. Da macht eins einen guten Vorschlag:

Wir wollen helfen. Jedes mag sich überlegen, wie es für den Vater und für uns mit Geld verdienen kann."

Wie meint das das Kind?

Als Laufbursche, als Aufwartung, Brötchen tragen, im Garten für Geld helfen.

Aber ist das christlich gedacht?

Ganz gewiß:

Vertrau' auf Gott,
doch auch auf eigne Kraft.
Gott segnet nur,
was du dir selbst geschafft.

B. Erwachsene.

1. Drei Krieger wandern, als Vorposten ausgesandt, durch ein dunkles Tal. Hinter jedem Baume kann der Tod lauern.

Sie haben das rechte Gottvertrauen, das stark und mutig macht.

1. Vor dem ersten steht das Bild der Braut in der Heimat.

Da summt der erste ganz, ganz leise vor sich hin:

„Sei ruhig, bin in Gottes Hut.
Er schützt ein treu Soldatenblut.“

Da denkt der zweite: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal — trösten mich“ (Ps. 1).

Da sagt der dritte: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.“

Was urteilt ihr über sie?

2. Vor dem zweiten: das Bild des treuen Hirten.

3. Vor dem dritten Deutschlands Macht in schimmernder Wehr.

Alle drei aber denken an Gott als den Schützer, Hüter, Helfer, und dieser Gedanke macht sie furchtlos und froh.

Wird Gott sie glücklich zurückkehren lassen?

Das wissen wir nicht. Er wird es tun, wie es am Ende für sie am besten ist.

2. Hochwasser. Die Flut steigt. Die Behörden warnen durch Boten und mahnen: „Verlaßt eure Häuser!“ Die Wasser brausen und sprudeln. Der alte Schmied steht vor seinem Hause fest, aufrecht. Das Wasser netzt ihm die Füße. „Ich verlasse mein Haus nicht“, sagt er voll Trotz. „Gott wird mich schützen. Auf ihn trau' ich in aller Not und Gefahr.“ Der Damm bricht. Die Fluten stürzen herein. Das Haus sinkt über seinem Haupte zusammen und erschlägt den hartnäckigen Mann.

Etwas Bedeutsames und Ergreifendes liegt in dieser Gestalt des Schmiedes.

Die Festigkeit des Willens, die Stärke des Vertrauens.

Aber welcher Art ist sein Gottvertrauen?

Trotzig, eigensinnig, hartnäckig.

So will es Gott nicht.

Er will, daß wir selbst Hand anlegen zur Rettung aus der Not.

Wozu soll uns demütiges Gottvertrauen dabei helfen?

Daß unser Wille nicht matt werde.

Woran würde trotziges Gottvertrauen uns aber hindern?

An der Selbsthilfe.

3. Inwiefern ist der fleißige, fromme Landmann ein Vorbild für rechtes Gottvertrauen?

Früh steht er auf, und den ganzen Tag über arbeitet er unermüdlich im Sonnenbrande.

Wenn er das Seine getan hat, dann überläßt er es Gott, den Segen seiner Arbeit ihm zu geben.

Herr, gib uns das rechte Gottvertrauen! Amen.

Schluß.

1. Inwiefern enthält das erste Gebot
eine Warnung,
eine Mahnung,
einen Trost?

Du sollst das Böse meiden: Gott fürchten.
Du sollst das Gute tun: Gott lieben.
Du kannst dich auf Gott verlassen, ihm vertrauen.

2. Inwiefern ist das Sprichwort:
Fürchte Gott,
tue recht,
scheue niemand!
das Sprichwort des ersten Gebots?

Vor Schuld sich hüten aus Gottesfurcht.
Das Rechte tun aus Gottesliebe.
Niemanden fürchten aus Gottvertrauen.

3. Beziehe darauf auch den Sinnspruch:

Ohne Gott ankerlos,
vor Gott arm und bloß,
mit Gott — reich und groß.

Das zweite Gebot.

Einstimmung.

In strohgedeckter Hütte saß der alte Isaak. Seine Augen waren schwach geworden, er war alt und lebensmüde. Da entschloß er sich, seinem ältesten Sohne Esau all seine Herden und all seinen Reichtum zu übergeben nach der Sitte der Zeit. Und er rief den Esau, den Jägersmann, zu sich herein.

A. Grundlegung.

I. Mißbrauch.

Darbietung.

1.

1. Mose 27, 2—4.

Der alte Vater Isaak wollte also einen Festtag bereiten mit einem festlichen Essen und in Festkleidern und wollte seine Hände auf das Haupt seines ältesten Sohnes, des Jägers Esau, legen und ihm Gutes wünschen und Gottes Gnade herabflehen auf ihn, der sein Nachfolger werden sollte, der nach ihm der Stammvater des Geschlechts werden sollte. Solcher Segen des alten Stammvaters stand in hohem Wert.

Wenn der Vater die Hand auf Esaus Haupt legt, so ernennt er den ältesten Sohn, den Esau, zugleich zum Oberhaupt des Stammes, und ihm müssen dann alle (Bruder und Verwandte) gehorchen und dienen.

Esau ging hinaus, daß er ein Wildbret jagte und heimbrächte. Da jagt und schleicht er stundenweit durch den wilden Wald, ehe er die Spur eines Tieres entdeckt. Dann eilt er ihm nach durch Dickicht und Gestrüpp, über den Bach und durch den Fluß, durch Täler und über Höhen.

2.

Kaum eine Stunde hat der alte Vater Isaak sinnend am Fenster gesessen, da steht vor der Tür Jakob, ein dampfendes Festessen in den Händen für den Vater.

Heimlich ist Jakob zur Herde gegangen und hat zwei Böcklein geschlachtet und von der Mutter ein Essen bereiten lassen, wie's der Vater gern hat.

Er will den Vater täuschen. Der alte Vater Isaak soll denken: „Esau bringt das Essen" und soll ihn segnen. So will er, der Jakob, dem Bruder Esau den väterlichen Segen und damit das Erbe (Herden und Hütten und alle Habe) und die Oberherrschaft wegnehmen.

Esaus, seines Bruders, köstliche Kleider hat er darum sich anziehen lassen und die Felle der Böcklein um seine Hände tun lassen und um seinen glatten Hals, den Vater zu täuschen.

Und nun erzählt die Bibel, wie der schlechte Sohn, der hinterlistige Bruder, seinen alten Vater belügt.

1. Mose 27, 18, 19.

Wir richten nun unsre ganze Aufmerksamkeit auf den Höhepunkt des Frevels. Wir achten darauf, auf wen sich Jakob bei seinem schändlichen Treiben beruft.

1. Mose 27, 20.

Entwicklung.

Welches ist das frevelhafteste Wort in diesem frevelhaften Tun des Jakob?	„Der Herr, dein Gott, bescherte mir's."
Und wie war's wirklich?	Jakob war zur Herde gegangen (der Hirt hat das Vieh rasch bei der Hand) und hatte zwei Böcklein geholt und geschlachtet und, da Wild anders und besser schmeckt, sie wie Wild zubereiten lassen.
Weise die Lüge nach!	Jakob weiß, er hat die Tiere von der Herde geholt. Jakob sagt aber: „Gott hat mir ein Wild geschenkt."
Zeige uns den Betrug Jakobs!	Jakob tut, als wenn er Esau wäre, um den Vater zu täuschen.
Und gib die niederträchtige Absicht des Jakob an!	Durch Lüge und Täuschung will er seinen Bruder Esau um Oberherrschaft, Erbe und Segen bringen.
Und indem er seine Schändlichkeit zu verbergen sucht, erreicht sie den Höhepunkt. Wodurch?	Dadurch, daß er Gottes Namen mit hineinmischt, er tut, als sei er in seinem Herzen dankbar, daß Gott ihm das Wildbret so schnell beschert hat.

Der Frevler Jakob wußte doch ganz genau, wie Gott über sein Treiben dachte.

Jakob wußte, daß Gott in heiligem Zorn auf ihn herniederschaut, ihn, der Vaterliebe und Bruderliebe mit Füßen tritt.

Gott ist der Gute. Wenn wir seinen Namen aussprechen, sollen wir seine heilige Nähe spüren. Wozu hatte Jakob aber Gottes Namen gebraucht?

Um seine schändliche, böse Tat zu verdecken, denn der Vater traut ihm eine solche Schlechtigkeit nicht zu.

Ergebnis. **Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnützlich führen.**

3.

Jakob hat den alten Vater in gemeiner Gesinnung getäuscht, seinen Bruder Esau böslich betrogen. Er hat den väterlichen Segen sich erschwindelt.

Sollte es ihm zum Glück, zum Segen gereichen, sein schändliches Treiben?

Denkt euch nur hinein in seine Seele, als er, hinter der Tür lauschend, das Folgende vernimmt:

1. Mose 27, 30—34a.

Glaubt ihr wohl, daß es ihm froh zumute gewesen sein wird, als er den lauten Schmerzensschrei seines bitter betrogenen Bruders vernahm?

Und wie mag ihm das Herz geklopft haben, als er seine Mutter reden hörte von Esau, dem racheerfüllten betrogenen Bruder.

1. Mose 27, 41—43.

Die Heimat war ihm verleidet, in die Fremde mußte er ziehen, unstet und flüchtig wie einst Kain. Das war der Lohn seines Frevels, die Strafe für sein schändliches Handeln. Und er hatte Gott angerufen bei Lug und Trug und hatte gesagt: „Der Herr, dein Gott, bescherte mir's." So sehen wir den Jakob fliehen aus dem Hause des Vaters, ängstlich schaut er sich um, denn es ist ihm, als höre er Esaus Stimme. Dann eilt er in sorgenvoller Hast vorwärts.

Angst und Not, Flucht und Fremde, der Herr, dein Gott, bescherte dir's.

Ergebnis: **Der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht.**

II. Rechter Gebrauch.

Wie anders klingen die Worte derer, die den Namen Gottes recht gebrauchen!

1. Wir sehen im Geiste vor uns einen andern Flüchtling, den

David, auf seiner Flucht, ohne Schuld und Vergehen, gejagt, wie ein scheues Reh ins Dickicht fliehend, vor Saul, der ihm auf den Fersen ist, und wir sehen, wie David dort im Waldesdunkel erschöpft niedersinkt.

Psalm 17, 1—2. 5—6. 7—9[1]).

Wir hören David (Vers 6 u. 8) Gott **in der Not anrufen** und (zu ihm) **beten.**

2. Und seine Bitte ging in Erfüllung. Kinder, die von Sauls Häschern gefragt wurden, sagten: „Hier ist niemand", und die Häscher zogen vorüber, ohne ihn zu finden.

Wie David nun im Abenddämmern dankbaren Herzens auf den Berg steigt.

Psalm 8, 2—4.

Und nun steht er oben auf der Höhe, und Jubel durchzieht seine Seele. Da tönt es preisend von seinen Lippen:

5—10.

Wir hören David den lieben Gott loben (Vers 10) und danken (Vers 5). Vgl. Vers 2!

Und wie hat der Herr **Jesus** in herrlicher Weise Gottes Namen gebraucht!

Wir hören ihn Gottes Namen in allen Nöten anrufen, beten[2]) in der schweren Stunde der dunklen Nacht im Garten Gethsemane.

Matthäus 26, 39 (Vater, ist's möglich).

Und gibt es schönere Lob- und Danksprüche zur Ehre des himmlischen Vaters, als die goldnen Worte des Herrn? Wir hören ihn Gott loben und danken[3]) in den herrlichen Worten vom unnützen Sorgen:

Matthäus 6, 26, 28—32 (Sehet die Vögel).

Ergebnis: **Wir sollen Gott in allen Nöten anrufen, beten, loben und danken.**

III. Vom Schwören.

1.

Zum rechten Gebrauch des Namens Gottes rechnet die Bibel auch das Schwören.

5. Mose 6, (12) 13.

---

[1]) Bei der Menge der Stellen erweist es sich in diesem besonderen Falle als zweckmäßig, der Lehrer sucht diese Stellen sich vorher auf und liest sie am rechten Orte den Kindern selbst vor.

[2]) Betend hat er sein Erlöserleben begonnen bei der Taufe Lk. 3, 21, betend es geführt, so bei der Heilung des Taubstummen Mk. 7, 34, betend beschlossen am Kreuze Lk. 23, 46.

[3]) Wie dankte er Gott für alle Gaben tagtäglich im Alltagstreiben und in feierlicher Stunde. Mt. 26, 26.

In anschaulicher Szene führt uns die Bibel vor, wie Abraham seinen treuen Großknecht Elieser in einer wichtigen Stunde feierlich schwören läßt.

1. Mose 24, 2—4. 9.

Das hat einen guten Sinn. An diesen feierlichen Augenblick soll der Knecht denken, falls Abraham schon gestorben ist, wenn Isaak sich ein Weib nehmen will. Da kann er dem Isaak dann später vorhalten: „Aus Abrahams Vaterlande sollst du ein Weib nehmen. Das war deines Vaters Wille. Den sollst du ehren. Ich soll dafür sorgen, daß du deines Vaters Willen erfüllst. Ich habe Gott zum Zeugen angerufen. Er hat meine Worte gehört. Er wird darauf sehen, daß ich mein Versprechen halte."

2.

In wichtigen Fällen, wo es sehr viel darauf ankam, daß der Angeklagte oder der Zeuge die Wahrheit sagte, verlangte später die Obrigkeit, daß der Zeuge oder Angeklagte Gott zum Zeugen der Wahrheit und zum Rächer der Unwahrheit aufrief.

Wir sehen in entscheidender Stunde den Herrn Jesus vor dem Hohenpriester stehen, wie er in dem großen Verhör die bedeutungsvolle Frage, ob er der Christus, der Messias, der Sohn des Hochgelobten sei, beantworten und diese Antwort beschwören soll.

Matthäus 26, (62) 63, 64 a.

Ergebnis: Wenn die Obrigkeit es verlangt, sollen wir die Wahrheit unserer Aussage beschwören.

3.

Wie schrecklich ist's, wenn ein Zeuge vor Gericht unter Anrufung des Namens Gottes eine Lüge beschwört! Er hat den Heiligen, Allwissenden, Allmächtigen angerufen zum Helfer bei seiner Freveltat. Wird er je wieder ruhig schlafen können? Muß nicht das Bild des rächenden Gottes drohend vor seiner Seele stehen? Und das Bild der unschuldigen Menschen, die er durch sein falsches Wort unglücklich gemacht hat?

Wir verstehen das Wort des Alten Testaments mit seinem feierlichen, drohenden Klange:

3. Mose 19, 12

Du sollst nicht falsch schwören bei meinem Namen . . .

Und wir erschauern bei der Missetat der falschen Zeugen, die des edlen Stephanus bittern Tod verschuldeten: **Ap.-Gesch. 6,** 11 bis 15 und bei des Stephanus vorwurfsvollen Worten **Ap.-Gesch.**

7, 53 und bei des Stephanus schrecklichem Schicksal **Ap.-Gesch. 7, 54—56.**

Ergebnis: **Wir sollen nicht falsch schwören.**

4.

Nun wurde schon zu Jesu Zeit mit dem Schwören ein großer Mißbrauch getrieben. Zwar scheute man sich, den Namen Gottes selbst auszusprechen. Aber auf dem Markte schwirrten die Schwurformeln durcheinander. Wer aufmerkte, der konnte hören: „Beim Himmel, das ist mein bestes Pferd!“ (Pferdehändler). „So wahr die Erde mir Früchte trägt, unter dem Weizen ist keine Spreu!“ (Getreidehändler). „Solange Jerusalem steht, wird die Truhe nicht zerbrechen, die ich euch verkauft habe.“ (Möbelhändler). „Bei meinem Haupte, daß es gesund und heil bleibe, ich habe den Rock teurer gekauft, als ich ihn dir ablasse!“ (Kleiderhändler).

Das war törichtes, leichtsinniges, gewohnheitsmäßiges Schwören. Und wir begreifen, wie der Herr dadurch angewidert ward. Der Herr Jesus sagte sich: „Im Familienkreise fällt es keinem ein, zu schwören.“ Sind nicht alle Christen eine große Familie im Vaterhause Gottes? Und sollen nicht alle Menschen eine große Herde, ein umfassendes Reich des Guten werden? Dann wird kein Schwur mehr nötig sein. Aber schon jetzt kann jeder nach diesem Ziele hinstreben. Dein Ja sei ein Ja, dein Nein ein Nein. Nichts weiter brauchst du zu sagen. Sei immer so wahrhaftig, daß man deinem Worte ohne Schwur felsenfest trauen kann, daß es heißt: „Er hat's gesagt.“ Oder: „Sie hat's gesagt.“ „Also ist es gewißlich wahr.“

Und nun hören wir den Herrn selbst:

Matthäus 5,	33:	Das Gebot der Alten.
„	34—36:	Überhaupt nicht schwören.
„	37:	Nur Ja und Nein.

Ergebnis:

1. Vor der Obrigkeit sollen wir schwören.
2. Kein Mensch darf falsch schwören.
3. Wir sollen nicht (leichtsinnig) schwören.
4. Im Alltagsleben sollen wir überhaupt nicht schwören.

IV. Luthers Ergänzungen.

1. Fluchen.

Zur Zeit Luthers ist's. Aus dem Bauerhause verwiesen ist der junge Bettler, der dort Nachtlager suchte. Nun steht er auf dem Hügel am Hause, und seine knochige Gestalt hebt sich drohend vom

Abendhimmel ab. Den Arm hat er erhoben, und laut ruft er zu dem alten Bauer hinüber:

„So möge der Blitz in dein Heimwesen fahren und das Feuer deine Scheune, deinen Stall und dein Haus fressen! Und blind sollst du werden und lahm dein einziges Kind! Das soll Gott dir geben als ein Geschenk von mir."

Dann verschwindet er hinter dem Hügel.

Entwickelung.

Da liegt es, dort das Häuschen mit Scheune und Stall, so friedlich im goldnen Abendsonnenglanz, und der Bauer mit seinem Knaben darin nach des Tages harter Arbeit so still und zufrieden. Welch schreckliches Zukunftsbild malen die Worte des Bettlers?

Eine Brandstätte:

Das Haus in Trümmern. Das Vieh vernichtet. Das Heu verbrannt. Irrend auf den Trümmern der blinde Mann mit seinem lahmen Knaben.

„Leergebrannt ist die Stätte,
wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
wohnt das Grauen,
und des Himmels Wolken schauen
hoch hinein."

Warum müßte er selbst zum Tode erschrecken, wenn der Bettler das dann schaute?

Weil er sich sagen müßte: „Das hast du ihm gewünscht. Dir verdankt er sein ganzes Unglück, der arme Mann."

Einen dreifachen Frevel müßte er sich sein ganzes Leben lang vorwerfen.

Gegen die Nächstenliebe!

1. Wie kann er auch nur wünschen, daß seinen Nächsten solches Unheil treffe!

Gegen die Gerechtigkeit!

2. Und wegen welcher geringfügigen Sache! Wir wissen nicht, ob die Verweigerung des Nachtlagers ein Unrecht war, — der Bettler war jung und arbeitskräftig — aber wenn auch — wie gering wäre die Schuld, wie furchtbar die Strafe!

Gegen Gott!

3. Und ihn, den heiligen Gott, der nur das Beste seiner Menschenkinder will, hat er angerufen, so Schreckliches zu vollbringen. Er soll der Vollstrecker solchen Unheils sein!

Aber vielleicht hat es der Bettler nicht im unbedachten Zornesausbruch gesprochen, sein schreckliches Wort, vielleicht meint er es gar ernstlich!

Dann ist's frevelhafte Bosheit, Lieblosigkeit und Herzenshärte, dann steht es noch viel schlimmer um ihn.

Ergebnis: Wir sollen unserm Nächsten nichts Böses wünschen, nicht im unbedachten Zorn und erst recht nicht aus Bosheit. Wir sollen dazu auch nicht etwa Gottes Namen anrufen.

Wir sollen nicht fluchen.

2. Zaubern.

Eine andere Sünde gegen das 2. Gebot zeigt uns Goethe in seinem Gedichte: Der Schatzgräber. Wir können uns die Szene ebenfalls in Luthers Zeit denken: Der Schatzgräber spricht:

„Arm am Beutel, krank am Herzen,
schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das größte Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
ging ich einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst du haben!"
schrieb ich hin mit eignem Blut.
Und so zog ich Kreis um Kreise,
stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen.
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
grub ich nach dem alten Schatze
auf dem angezeigten Platze.
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Nicht auf gewöhnliche, natürliche Weise durch Arbeit und Sparsamkeit denkt der Schatzgräber vorwärts zu kommen.

Auf übernatürliche Weise durch Schatzgraben, indem er seine Seele dem Teufel verschreibt, Zauberkreise zieht, bunte Flammen anzündet und Bilsenkraut kocht und Iltisknochen auslegt.

Geheimnisvolle, sinnlose Worte (Akadabra, Hokuspokus usw.) wurden dabei gemurmelt, den Teufel und die niedern Geister zu zwingen, zu bannen, zu beschwören. Wozu?

Sie sollten helfen den Schatz heben.

Damals, zu Luthers Zeit, glaubte man allgemein daran, daß man solche übernatürliche Wirkungen hervorbringen könne durch feierliche Worte.

Auch Luther glaubte daran, und doch verbot er das Zaubern. Warum, wenn der Teufel mit Namen angerufen ward?

Das war gegen Gottes Macht und Majestät. Der Teufel sollte helfen zu einem Werke, das Gott nicht wollte.

Und warum, wenn statt des Teufels Gott angerufen ward?

Gott sollte durch die Zauberworte gezwungen werden, zu tun, was der wollte, der diese Worte aussprach.

Goethe erzählt, daß der Schatzgräber keinen Schatz gefunden hat. Das entspricht unserm Glauben.

Wir glauben nicht mehr an die Macht der Zauberworte und Zauberkünste, an Geister und an Teufelsspuk.

Nicht solcher Zauberspuk kann den Menschen glücklich und reich machen, sondern ein fleißiges, vernünftiges, reines Leben. Darum schließt Goethe das Gedicht mit den Worten:

Trinke Mut des reinen Lebens!
dann verstehst du die Belehrung,
kommst mit ängstlicher Beschwörung
nicht zurück an diesen Ort.

Grabe hier nicht mehr vergebens!
„Tages Arbeit! — Abends Gäste!
Saure Wochen! — Frohe Feste!“
Sei dein künftig Zauberwort!

Ergebnis: **Wir sollen bei Gottes Namen nicht zaubern.**
(Nichts Übernatürliches erhoffen, wenn wir Gottes Namen aussprechen, auch nicht durch Aussprechen anderer Worte Gott zwingen wollen).

Zusammenstellung.

Jakob lügt und betrügt seinen Vater Isaak mit den Worten: „Der Herr, dein Gott, bescherte mir's.“

Gottes Namen nicht unnützlich führen.

Angst und Not, Flucht und Fremde, der Herr, dein Gott, bescherte dir's.

Nicht ungestraft.

Wir sollen Gott fürchten (an ihn denken und deshalb nichts Böses tun), **daß wir bei seinem Namen nicht**

1. wie der Bettler auf dem Hügel **fluchen** (Gott nichts befehlen),
2. falsch wie die Zeugen bei Stephanus' Verurteilung, leichtsinnig wie die Juden auf dem Markte **schwören** (Gott nicht belügen),
3. wie der Schatzgräber **zaubern** (Gott nicht zwingen wollen),
4. wie Jakob **lügen oder trügen** (Gottes Namen nicht als Deckmantel für das Böse nehmen).

Wir sollen Gott lieben, daß wir seinen Namen

1. wie David auf der Flucht und Jesus in Gethsemane in allen Nöten **anrufen,** (zu ihm) **beten,**

2. wie David auf dem Berge und Jesus in der Bergpredigt (kein unnützes Sorgen), und beim Abendmahl (Gott) **loben und** (ihm) **danken.**

V. Jesu Vorbild.

In rechter vorbildlicher Weise gebraucht Jesus den Namen Gottes.

1. **Lukas 11,** 22 Vater unser, der du bist im Himmel!

Gab es ein herrlicheres Wort als dieses, Gott zu ehren? So schlicht und so herzlich und so groß und schön!

2. a) **Markus 10,** 16 Und der Herr Jesus legte die Hände auf sie (auf die Kindlein) und segnete sie.

Er wünschte ihnen Gutes vom Himmel, von dem himmlischen Vater hernieder auf ihr Haupt. Das ist der beste Gebrauch des göttlichen Namens.

b) Und so geht auch seine Forderung: **Matthäus 5,** 44 Segnet, die euch fluchen! Böses vergelten mit Gutem in Gottes Namen.

c) Und tat er nicht selber so? **Lukas 23,** 34 Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Ein Segenswort gegen die bittersten Feinde auf den Lippen noch im Sterben!

B. Ausgestaltung.

I. Verschiedener Gebrauch des Namens Gottes.

1. Die Franzosen kommen[1]).

1. ... Nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt war's. In der 11. Stunde des Vormittags hielt ein großer Trupp flüchtiger Preußen vor dem Poplitzer Schlosse[2]). Es waren Reiter der verschiedensten Regimenter, der Mehrzahl nach Husaren, aber auch Dragoner und Kürassiere. Der Leutnant, der sie kommandierte, trat ins Haus und fragte nach dem Schloßherrn.

Dieser, Baron Heinrich v. Krosigk, öffnete sogleich seine Tür und schritt aus dem halbdunklen Korridor in den hellen Vorsaal, wo der Leutnant auf ihn wartete. Der Kandidat, der den Baron benachrichtigt hatte, erschrak über seinen Anblick; denn er sah bleich nnd verwüstet aus, und ein Zug verbissenen Schmerzes ließ sein Antlitz um Jahre gealtert erscheinen.

Als der Leutnant des Barons ansichtig wurde, hob er beide Hände zum Himmel und rief in höchstem Erstaunen: „Wie? Sie hier, Krosigk? Das ist Ihr Schloß? Gott sei Dank!"

---

[1]) Aus Paul Schreckenbach, Der böse Baron von Krosigk. Staackmann, Leipzig.

[2]) An der Saale, nördlich von Halle.

Der Baron stutzte einen Augenblick, dann eilte er auf ihn zu. „Hirschfeld, Sie? So sehen wir uns wieder? Auf der Flucht! Mein Gott!“

Der junge Leutnant zuckte zusammen, und eine helle Röte flackerte über sein Gesicht. Dann schlug er beide Hände vor die Augen und stieß mit schmerzerstickter Stimme hervor: „Ja, auf der Flucht! Bei Gott, ich habe den Tod gesucht, aber keine Kugel hat mich getroffen. Sie wissen nicht, was wir in den letzten Tagen erlebt haben. Hundertmal besser wäre der Tod! Wenn meine Leute nicht wären — weiß Gott, ich hätte mich erschossen!“

„Daß Sie es nicht taten, zeigt, daß Sie ein Mann sind“, sagte Krosigk ernst. . . .

Der alte Major Trotha war danach unbemerkt aus einem Zimmer getreten. Er erbot sich, den Flüchtlingen nach ein paar Stunden Rast als Führer weiter zu helfen. Er fragte den Leutnant: „Sagen Sie mir, Herr, ist es denn wahr? Ist unsere Armee besiegt? Wo ist der König? und der Herzog von Braunschweig?“

„Der König ist geflohen, der Herzog ist ins Auge geschossen und tot.“

Dem Major wankten die Knie. Er lehnte sich stöhnend an die Wand. Auch Krosigk machte eine Bewegung des Schreckens. „Ist das sicher?“

„Ich habe selbst gesehen, wie man ihn aus der Schlacht geleitete. Er saß blutüberströmt auf dem Pferde. Rechts und links gingen zwei Offiziere und führten ihn hinter die Front. Dort sank er aus dem Sattel.“

„Allmächtiger! Dann ist Preußen verloren!“ schrie der Major auf.

„Das verhüte Gott!“ sagte Krosigk. „Preußens Macht steht nicht auf zwei Augen. Wir sind zu Boden geschlagen, aber mit Gottes Hilfe werden wir wieder aufstehen. Jedenfalls wollen wir tun, was in unseren Kräften steht. Kommen Sie, Hirschfeld! Die Zeit drängt, wir müssen jede Minute benutzen.“ — Einige Stunden später war alles zum Aufbruch gerüstet. Auch der Major hatte ein Pferd bestiegen und wollte die Reiter geleiten. Was er noch nützen könne mit seinen alten Knochen, das wolle er nützen, erklärte er starrköpfig, als Krosigk Einwendungen machte. Er kenne die Wege durchs Bernburgsche ganz genau und werde auch mit Gottes Hilfe nach Hecklingen[1]) zurückkommen. Schlügen ihn aber die Feinde unterwegs tot, so sei ihm nunmehr auch nichts am Leben gelegen.

So mußte ihn der Baron gewähren lassen. „Sie aber, mein lieber Kandidat, gehen nach Hause zurück“, sagte er noch vom Pferde herab zu Moldenhauer und reichte ihm die Hand. „Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie rufen. Vorläufig kann niemand wissen, was aus unserm Unternehmen wird. Dagegen kalkuliere ich, daß wir noch heute oder spätestens morgen Franzosen hier sehen werden, da haben Ihre Eltern ein Recht darauf, Sie bei sich zu haben.“

„Ja, das ist jetzt wohl sicher meine nächste Pflicht. Hier bin ich ja

---

[1]) Westlich von Staßfurt.

ohnehin zunächst überflüssig. Gott gebe, daß ich bald von Ihnen höre, Herr Baron, daß Sie mich bald rufen lassen. Haben Sie vielen Dank für Ihre Güte und leben Sie wohl!" . . .

2.

Der Kandidat warf sich in den Einspänner, nachdem er sich verabschiedet hatte, und sah nicht mehr zurück, sprach auch während der Fahrt kein Wort.

Dicht vor Beesen[1]) riß ihn ein Zufall aus seinen Gedanken. Der alte Mathes hielt den Wagen an und meldete: „Das Pferd hat ein Eisen verloren. Ich will es aufheben, es ist immer noch einen Silbergroschen wert."

„Tu Er das!", erwiderte der Kandidat. „Und im Dorfe wollen wir das Tier gleich beschlagen lassen; es ist nicht gut, wenn es mit bloßem Fuße läuft."

So hielt der Wagen kurz darauf vor der uralten Beckerschen Erbschmiede in Beesen. Während der Gaul ausgespannt wurde, blieb der Kandidat auf dem Wagen sitzen und sah von da aus zu, wie der Schmied Heinrich Becker, ein herkulischer Mann mit grauem Spitzbart, das Eisen wieder befestigte. Alles, was mit Pferden zusammenhing, interessierte ihn ungemein.

„He, Andreas, einen Nagel!" rief der Schmied ins Haus hinein. Ein junger Mensch, der eine Binde über dem linken Auge trug und hinkte, trat in die Tür.

Der Kandidat stieß einen Ruf der Überraschung aus: „Das ist doch! — ist das nicht Andreas Gast? Wie kommt Er hierher? Auch aus dem Felde geflohen? Wo hat Er die Uniform?"

„Soll ich etwa in der Montur gehen, wenn die Franzosen kommen?" fragte der Angeredete mürrisch.

„Braucht Er die Franzosen zu erwarten? Mach' Er, daß Er nach Magdeburg kommt! Der Weg ist noch frei. Da gehört ein preußischer Soldat jetzt hin!" rief Moldenhauer.

„Den Teufel will ich tun!" sagte der Knecht mit einem rohen Lachen und spuckte aus. „Ich habe gerade genug. Einen Hieb übern Kopf und Blasen an den Füßen. Fällt mir nicht ein, da hinterher zu laufen."

„Aber zum Donner, Mensch, Er hat doch dem König den Fahneneid geschworen!" schrie hastig der Kandidat, den die Art des Mannes empörte.

Der Knecht spuckte noch einmal aus und entgegnete mit höhnischer Gelassenheit: „Dem König? Der ist geflohen, und seine Junker sind hinter ihm her ausgerissen wie Schafleder. Der Napoleon hat sie verhauen, daß sie nicht wiederkommen, und nun hat die ganze, verfluchte Schinderei ein Ende, und es kommt eine andere Zeit!" Damit kehrte er ihm den Rücken und trat wieder ins Haus.

Der Kandidat sank wieder auf seinem Sitze zurück. Der Zorn über

---

[1]) An der weißen Elster südlich von Halle.

diese haarsträubende Frechheit raubte ihm für einige Augenblicke die Sprache. „So etwas leidet Ihr in Eurem Hause, Meister?“ wandte er sich endlich an den Schmied.

* * *

In den Schlachten bei Jena und Auerstedt 1806 waren die Preußen von den Franzosen geschlagen worden. Da kommt ein Trupp flüchtender Preußen nach einem Grafenschlosse.

Der führende Leutnant bricht, als er den Schloßherrn, den Grafen erblickt, in den Ruf aus: „Sie hier, Krosigk? Das ist Ihr Schloß? Gott sei Dank!“

Wofür dankt er Gott mit diesem Seufzer der Erleichterung? Setze den Satz fort!

„Gott sei Dank dafür, daß wir glücklich dieses sichere Schloß erreicht haben! Gott sei Dank dafür, daß er mich in dem Schloßherrn einen mir bekannten Grafen erkennen läßt!“

Das ist ein rechter Gebrauch des Namens Gottes. Denn?

Er dankt Gott. Und mit diesen Dankesworten sind Gedanken und Gefühle verbunden. Er dankt aus vollem Herzen.

Überflüssigerweise nennt der Graf Gottes Namen, als er den Leutnant sieht. Wie sagt er?

„Hirschfeld, Sie? So sehen wir uns wieder? Auf der Flucht. Mein Gott!“

Setze den abgebrochenen Satz fort!

„Mein Gott, was ist das für ein Zusammentreffen!“

Es ist ein großer Unterschied zwischen dem „Gott sei Dank!“ des Leutnants und dem „Mein Gott“ des Grafen. Welcher?

In dem „Gott sei Dank!“ des Leutnants lebt ein Gefühl. Er blickt etwa dabei hinauf zum Himmel mit leuchtenden Augen und mit dankbarem Herzen.

Aus dem „Mein Gott“ klingt höchstens die Erregung des Grafen. Der Ausruf ist fast gedankenlos.

Ein Mißbrauch aber ist der Gebrauch des Wortes in den folgenden Worten des Leutnants: „Bei Gott, ich habe den Tod gesucht ... Wenn meine Leute nicht wären, — weiß Gott, ich hätte mich erschossen.“ Inwiefern?

Der Leutnant ruft Gott zum Zeugen der Wahrheit seiner Worte an. Das aber ist weder nötig noch gut.

Auch aus dem Gespräch mit dem Major hört man Gottes Namen ziemlich häufig. Die 1. Stelle lautet:

„Allmächtiger! Dann ist Preußen verloren!“ schrie der Major auf.

Beurteile sie!

Ein Zeichen großer Erregung. Unnützer Gebrauch.

„Das verhüte Gott!“ sagt Krosigk. — Mit Gottes Hilfe werden wir wieder aufstehen.“

Und ebenso des Majors Hoffnung, mit Gottes Hilfe zurückzukommen, und des Kandidaten Abschiedswort:

Viel anders klingt, was der fahnenflüchtige Andreas Gast sagt, als ihn der Kandidat auffordert, zur Fahne zurückzukehren.

Das hat aber doch keinen Sinn. Was meint er?

Womit bekräftigt er es statt mit Gottes Wort, mit Gottes Namen?

Wir wissen ja, daß der Teufel ein Sinnbild ist wie der Tod. Man kann die Frage: „Gibt es einen Tod?“ mit Ja und mit Nein beantworten.

So ist's mit dem Teufel. Es gibt viele Teufel.

Und doch ist's auch wahr: Einen Teufel gibt es nicht.

Warum erwähnt der Ausreißer aus dem Heere hier den Namen des Teufels?

So wollte ihn der Dichter kennzeichnen. Aus seinen Worten sollen wir seine rohe Seele hören.

Und noch ein andres Wort des Fahnenflüchtigen dient dazu, das Wort: „Nun hat die ganze verfluchte Schinderei ein Ende.“

Und das ist ja des Dichters Absicht.

Der Wunsch am Anfang ähnelt einer Bitte, einem Gebete, und ist wie der 2. Ausspruch mehr als ein bloß gedankenloses Wort.

„Gott gebe, daß ich bald von Ihnen höre, Herr Baron!“

„Den Teufel will ich tun!“ sagte er mit rohem Lachen und spuckte aus.

Nun, er meint: „Das werde ich auf keinen Fall tun!“

Mit dem Namen des Teufels.

Ja: Es sterben doch so viele, ja endlich alle Menschen.

Nein: Einen Tod, eine Gestalt mit Stundenglas und Sense gibt es nicht.

Viele böse, sehr böse Menschen, die aus Bosheit Böses tun.

Einen mit Ochsenhörnern, Eselsschwanz und Pferdefuß.

Aus bloßer Roheit. Er will dadurch seinen Worten etwas recht Grobes und Verächtliches geben.

Er meint das Exerzieren, Marschieren, Kämpfen. Er verflucht es. Daraus merken wir seine Roheit.

Wir sollen merken, was roh ist in den Reden der Menschen, damit wir uns vor rohen Reden hüten.

Hütet eure Zungen!
Das ziemt wohl den Jungen!
Stoßt den Riegel vor das Tor,
Laßt kein böses Wort hervor!
Laßt kein böses Wort hervor,
Stoßt den Riegel vor das Tor!
Das ziemt wohl den Jungen!
Hütet eure Zungen!

Walter von der Vogelweide.

II. Rechter Gebrauch des Namens Gottes.

Den zeigt uns Theodor Körner in seinen Gedichten aus dem Befreiungskriege 1813.

1. Zuerst als einzelner im Donner der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich! —
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
Herr, ich erkenne deine Gebote!
Herr, wie du willst, so führe mich! —
Gott, ich erkenne dich.

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter
als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich. —
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
du kannst es nehmen, du hast es gegeben!
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum hallend und singend preis' ich dich; —
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen;
dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich. —
Vater, ich rufe dich!

2. Und dann in der großen Schar der Kameraden:

Hör' uns, Allmächtiger!
Hör' uns, Allgütiger!
Himmlischer Führer der Schlachten,
  Vater, dich preisen wir!
  Vater! wir danken dir,
daß wir zur Freiheit erwachten.

Wie auch die Hölle braust,
Gott, deine starke Faust
stürzt das Gebäude der Lüge.
  Führ' uns, Herr Zebaoth,
  führ' uns, dreiein'ger Gott,
führ' uns zur Schlacht und zum Siege!

Führ' uns! — Fall' unser Los
auch tief in Grabesschoß!
Lob doch und Preis deinem Namen!
  Reich, Kraft und Herrlichkeit
  sind dein in Ewigkeit!
Führ' uns, Allmächtiger! — Amen.

III. Der größte Mißbrauch des Gottesnamens in der Geschichte.

Der größte Mißbrauch des Namens Gottes ist von solchen Leuten begangen worden, die fest daran glaubten, daß es einen Teufel gäbe. Das war im Mittelalter, wir denken vor allem an die Zeit, in der Luther geboren wurde.

Der Teufel, so glaubte man damals, gebe einzelnen Menschen die Macht, Böses zu tun, Haß in andern zu erzeugen oder Liebe und Sehnsucht in andern zu erwecken und sie dadurch ins Unglück zu bringen, Sturm, Unwetter, Mißwachs zu verursachen, das Vieh oder die Menschen krank zu machen, zu verhexen.

Hexen nannte man solche Mädchen und Frauen, von der Jugendblüte bis ins graue Alter, von denen man wähnte (denn ein Irrwahn hatte alle ergriffen), sie seien vom Teufel besessen. Nichts war leichter, als jemand in den Verdacht der Hexerei zu bringen. Man brauchte bloß darauf hinzuweisen: „Das Mädchen ist außerordentlich schön!" oder „Diese alte Frau ist erschrecklich häßlich!" oder „Eine ist von außergewöhnlicher Verstandesschärfe, eine andere sehr einfältig" — Armut und Reichtum, Gesundheit und Krankheit, Tugend und Laster, guter und schlechter Ruf: alles konnte zum Anzeichen der Hexerei werden.

Da meinte man, man tue ein gutes Werk, wenn man die „Hexe" fing und ins Gefängnis brachte, in eine Marterhöhle, die weder Mond- noch Sonnenlicht einließ, wo es von Kröten, Ratten und ekelhaftem Ungeziefer wimmelte, in der die mit schweren Ketten Gefesselte durch Kälte, Nässe und faule Luft von blühender Gesundheit bald zu Krankheit und Siechtum kam.

Beim Verhöre suchte man die Angeklagte zuerst auf gütlichem Wege zum Geständnisse zu bringen. Man fragte: „Glaubst du an Hexen?" — Verneinte sie, so hatte sie den besten Beweis für die Wahrheit der Anklage geliefert und war dem Tode verfallen. Antwortete sie bejahend, so war dies ein Anzeichen, daß „sie mehr von der Sache wüßte". Blieb die Beschuldigte hartnäckig beim Leugnen, so schritt man zur peinlichen Frage,

d. i. zur Folter. Man erklärte der angeblichen Hexe die Folterwerkzeuge recht ausführlich und brachte auf diese Weise viele zum Sprechen.

Mit den Trotzigen aber ging man alsbald zur Marter über. Sie begann mit den Daumenschrauben und ging durch über 20 Grade in immer größerer Schärfe weiter, bis die der Hexerei Angeklagte bekannte oder unter den Händen ihrer Peiniger ihr Leben aushauchte. „Du sollst so dünn gefoltert werden", sprach der Henker beim Beginn der Folter, „daß die Sonne durch dich scheint."

Um der entsetzlichen Pein zu entrinnen, bekannten viele auf der Marterbank, was sie getan hätten, Taten, an die sie nicht einmal gedacht hatten. Manche nannten in ihren Schmerzen eine ganze Reihe Bekannter, die ebenfalls Hexerei getrieben hätten. Meistens zog ein Hexenprozeß viele andere nach sich.

Reumütige Hexen empfingen die Absolution und wurden dann enthauptet. Denen, die nicht bekannten, versagte man jede Gnade und Milderung. Sie mußten den Feuertod erleiden.

Ein solches Schicksal schildert uns der deutsche Dichter Wildenbruch in seinem Hexenlied. Ein Priester erzählt darin, wie er ins Gefängnis gerufen wird, die dem Tode Geweihte vorzubereiten.

1. Des Priesters Mitleid.

Es war zu der Zeit, als im deutschen Land
der böse Teufel zur Macht erstand. . . .

Damals geschah's, ich saß allein
in tiefer Nacht bei der Lampe Schein,
da schlug es klopfend an meine Tür:
„Komm, Priester, heraus, man verlangt nach dir!"
Die Nacht war schwarz, dumpf heulte der Sturm,
man führte mich hinaus an den Turm,
tief unter die Erde, auf gleitenden Stufen —
mir war es, als würd' ich zur Hölle gerufen.
Man gab eine Fackel in meine Hand
und wies mir ein Loch in der steinernen Wand:
„Zur Hexe, die morgen in Feuers Pein
ihre Sünden büßt, da geh' du hinein,
Bereite sie betend zu seligem Sterben,
entreiß ihre Seele dem ew'gen Verderben!"
Ich schritt hinein in der Erde Bauch,
in meiner Kehle stockte der Hauch;
da kam von drüben ein Rascheln her,
Geklirr von Ketten und Seufzen schwer,
und sieh! in der Mauer finsterster Ecke,
wie ein Tier des Waldes in seinem Verstecke,
da sah ich ein Weib, gebeugt und gebückt,
das Haupt an die triefende Mauer gedrückt. —

Die Fackel heftet' ich in den Ring,
der schwebend herab von der Wölbung hing,
ich sagte: „Wende zu mir dein Gesicht,
komm her, meine Schwester, und fürchte dich nicht!"
Ich sah, wie ihr Ohr meine Worte trank,
wie Hand nach Hand ihr vom Antlitz sank,
sie wandte das Haupt, sie schaute mich an,
auf ihren Knien kroch sie heran.
Ihr nackter Arm meine Knie umfing,
an meinem Antlitz ihr Auge hing,
ich schaute herab, — der Fackel Licht
umspielte ihr liebliches Angesicht;
da fühlt' ich das Herz so süß mir erwarmen,
da quoll in die Augen mir heißes Erbarmen,
meine Lippen verstummten in lautlosem Leide,
in schweigendem Jammer weinten wir beide. . . .

Der Priester besinnt sich auf seine Aufgabe. Er wendet sich an die Unglückliche.

2. Des Mädchens Beichte.

„In Flammen soll morgen der Leib dir verderben.
durch Buße entfliehe dem ewigen Sterben!"

Da sah sie mich an so bangen Gesichts:
„Was soll ich büßen? — Verbrach ich doch nichts!
Meine Eltern sind tot. — Im Walde allein,
Großmutter und ich, wir wohnten zu zwei'n.
Großmutter kannte manch heilsames Kraut,
manch Tränklein hat sie für Kranke gebraut,
Großmutter im Feuer verbrannten sie,
eine Teufelshexe sie nannten sie.
Ein altes Lied Großmutter sang,
ich lernt' es ihr ab, weil so süß es klang.
Sie sagte, es käme aus fernen Landen,
wo Liebeszauber die Menschen verstanden.
Ich sang's und wußte nicht, was es bedeute,
da griffen sie mich, hartherzige Leute,
und sperrten mich in den finsteren Turm;
sie sagten, es sei der höllische Wurm,
der singe aus mir zu der Menschen Verderben,
drum soll ich morgen im Feuer sterben." . . .

Was meint ihr nun, was wohl geschehen müßte?

Warum?

Sie müßte wohl freigelassen werden.

Der mitleidige Priester wird wohl die Richter von ihrer Unschuld überzeugen.

Aber da kennt ihr die Zeit nicht, das Mittelalter, nicht die Verblendung der Massen, nicht die Macht der Kirche, die glaubte, zur Ehre Gottes und in seinem Namen zu handeln.

Hört, wie alles kam!

3. Die Verbrennung der Hexe.

Der Himmel brannte in Morgen-Flammen,
die Menschen rotteten sich zusammen,
im Felde draußen, von Scheitern geschichtet,
stand dunkel und düster der Holzstoß errichtet,
und aller Augen hingen am Pfahl, —
da stand sie und harrte ihrer Qual. —
Wie taumelnde Vögel, verflattert im Meer,
so glitten voll Angst ihre Augen umher;
da trat ich heran mit dem Kruzifix,
ihr Auge erfaßte mich suchenden Blicks,
und siehe, und siehe, verstohlenerweise
da neigte ihr Haupt sie, da nickte sie leise,
und ein Lächeln erstand in dem süßen Gesicht
wie der scheidenden Sonne verlöschendes Licht.
Die lodernde Fackel der Henker schwang,
ihr lechzendes Aug' in mein Auge sich trank;
die Flamme griff in das dürre Geäst,
ihre starrenden Augen hielten mich fest;
die Funken flogen wie prasselnder Staub,
ihre Lippen erbebten wie sinkendes Laub,
und plötzlich, und plötzlich vernahm ich ein Klingen,
vom brennenden Holzstoß begann sie zu singen!
Wie Frühlingsregen, durchrauschend die Nacht,
so ergriff mich des Liedes süß-selige Macht,
mir war's, als trüge herüber die Luft
fremdländischer Blumen bestrickenden Duft,
als spräch' eine Stimme zu meinen Ohren
vom seligen Glück, das für ewig verloren. —
Die Flamme ergriff ihren nackten Fuß, —
sie neigte sich scheidend zum letzten Gruß; —
der schwarze Rauch sie wirbelnd umschwoll, —
ihr klagender Sang aus dem Rauche scholl, —
dumpfbrausend die Flamme zum Himmel sprang,
wie zitternde Glocken ertönt' ihr Gesang,
die Ohren bedeckt' ich mit meinen Händen:
„Das Singen, das Singen, wann wird es enden?“ . . .

Unter entsetzlichen Qualen gab das arme, unglückliche Mädchen seinen Geist auf.

Und sie war nicht die einzige. 100000 Menschen wurden in Deutschland als Zauberer und Hexen verbrannt. Von 1484 (1 Jahr nach Luthers Geburt) bis 1782 (4 Jahre vor Friedrich des Großen Tode), also während **dreier Jahrhunderte** wütete der Irrwahn des Hexenglaubens und der Frevel der Hexenverbrennung, ein Verbrechen, das den ärgsten Mißbrauch des Namens Gottes darstellt.

1. Gott ist allweise — größere Torheit als den Hexenglauben konnte es nicht geben.

2. Gott ist die Liebe — und sein Name diente solcher entsetzlichen Grausamkeit, der Hexenverbrennung.

Wir sollen unserm Nächsten nicht fluchen, d. h. nichts Böses **wünschen** bei Gottes Namen. Wieviel weniger dürfen wir in seinem Namen Böses **tun**!

Gerade in der Mitte der schrecklichen Zeit, in den Jahren des 30-jährigen Krieges (1 Jahr vor Gustav Adolfs Tode, nämlich 1631), trat ein kühner Katholik gegen die Hexenverfolgung auf. Er hatte als Beichtvater selbst viele Unglückliche zum Holzstoße begleitet. Trotz der Gefahr, in die er sich stürzte, kämpfte er, **Graf Friedrich von Spee**, unerschrocken gegen den Hexenglauben, vor allem aber gegen die Hexenprozesse. Er sagte: „Behandelt die Kirchenobern, behandelt Richter, behandelt mich so wie jene Unglücklichen, martert uns mit denselben Marterwerkzeugen und so wie sie, und ihr werdet uns alle für schuldig finden."

150 Jahre hatte es gedauert, bis einer den Irrwahn als Irrwahn erkannt hatte.

150 Jahre dauerte es wiederum, bis endlich die Scheiterhaufen erloschen. So lange dauert's, ehe ein Irrtum erkannt, und so lange, ehe ein Mißstand abgeschafft wird.

Und wie viele Unschuldige, und darunter viele Edle, Gute, Reine sind als Opfer gefallen!

Was einst Trost und Heil der Massen,
ward zur Satzung dumpf und schwer;
dieser Kirche Formen fassen
dein Geheimnis, Herr, nicht mehr.
Tausenden, die fromm dich rufen,
weigert sie den Gnadenschoß.
Wandle denn, was Menschen schufen,
denn nur du bist wandellos! (Geibel, Reformation.)

C. Anwendung.

I. Beim Namen Gottes nicht fluchen.

1. „Ach Gott", sagte die Bauerstochter Kathrin, „da fällt die Tasse runter! Herrje (Herrjesus), nun ist sie zerbrochen. O je (Jesus), was wird die Mutter sagen? Egittigitt (o Gott, o Gott!), jetzt kommt der Vater."

„Kathrin“, sagte der Vater, „du warst unvorsichtig. Das ist schlimm. Aber du rufst immer Gott an. Das ist schlimmer.“

„Ach, Vaterle“, sagte Kathrin, „ich hab’ mir dabei gar nichts gedacht.“

Gar nichts antwortete der Vater, aber hernach sprach er mit dem Knecht und der Magd.

„Kathrin!“ rief’s dann in der Küche, und als sie hinkam, war niemand da, „Kathrin!“ rief’s im Stall und dann in der Scheune und auf dem Heuboden und endlich in der Stube. Und als sie die Rufer, Knecht und Magd, endlich trifft und, selber ganz rot im Gesicht, auszanken will, antworten die: „Ach, wir haben uns nichts dabei gedacht!“

Wieso kann die Lehre der Erzählung dich vor leichtfertigem Gebrauch des göttlichen Namens hüten? (Ich will Gott nicht leichtsinnig rufen, wenn ich gar nichts von ihm will.)

2. Die Juden hatten Angst vor dem Namen Gottes. Sie wagten ihn kaum auszusprechen. Wenn ein anderer ihn aber im Fluche aussprach, so fürchteten sie die Zauberwirkung des Wortes.

Warum braucht ein Christ sich gar nicht zu fürchten, wenn ein böser Mensch grundlos ihm flucht?

1. Weil wir nicht an die Zauberwirkung der Worte glauben.

2. Weil wir wissen, Gott ist unser Vater. Vor einem Vater hat man nur Angst, wenn man etwas Böses getan hat.

3. Gott tut nicht auf Befehl uns etwas Schlimmes an. Er tut uns nur Gutes. Ja, auch Unglück soll uns zum Besten dienen. (Röm. 8, 28: Wir wissen, daß denen . . .)

II. Beim Namen Gottes nicht schwören.

3. Du erzählst: „Ich hab’ mal ein Zeppelinluftschiff über unser Haus fliegen sehen.“ Und das ist auch so. Ein Mitschüler zweifelt. Darum verlangt er: „Sag’ mal: Weiß Gott!“

Warum wirst du das nicht tun?

Dann müßte ich ihm ja jede Behauptung mit einem Schwur bekräftigen. Er mag sich doch daran gewöhnen, daß ich die Wahrheit sage. Und falls er mir einstweilen nicht glauben sollte, so kann ich es nicht ändern. Er wird sich schon nach und nach davon überzeugen, daß ich nicht lüge.

4. Manche Sekten (so die Menoniten, auch die Adventisten) verwerfen den Schwur auf Grund der Worte Jesu — selbst vor Gericht.

Du warst dabei, wie ein Automobil einen Radfahrer überfuhr und schwer, vielleicht tödlich verletzte. Du sollst deine Zeugenaussage darüber beschwören. Wie wirst du dich verhalten?

1. Was tun, ehe du sprichst?

2. Nicht alles weißt du genau!

3. Tatsachen und Urteil unterscheiden!

4. Dann tun, was das Gericht verlangt. Nämlich?

Warum?

1. Genau überlegen, wie alles gewesen und gekommen.

2. Bei der Erzählung (und beim Verhör) ganz genau unterscheiden, was ich genau weiß, und was mir nur unsicher im Gedächtnis ist.

3. Vor allem die Tatsachen ins Auge fassen. Das Urteil hat ja das Gericht zu fällen. Werde ich um mein Urteil gefragt, so gebe ich genau die Gründe an, die mich dazu geführt haben.

4. Dann fest und sicher die Wahrheit beschwören.

Das Gericht will ein Urteil fällen, den Autoführer bestrafen oder freisprechen (und damit das Leben der Radfahrer und Fußgänger schützen und die Kraftwagenführer vor ungerechter Bestrafung bewahren). Ein so wichtiges Urteil kann es ohne Beeidigung der Aussage nicht fällen, da manche Menschen lügen. Verlangte das Gericht keinen Eid, so würde noch mehr gelogen.

III. Beim Namen Gottes nicht zaubern.

5. Ein Zauberkünstler zeigt auf einer Bühne ein leeres Fischglas. Er schwenkt es hin und her, nach oben und unten, spricht einige Zauberworte und hält es dann in die Höhe. Siehe da, es ist mit Wasser gefüllt, und einige Goldfische schwimmen darin!

Warum ist dieses „Zaubern“ im Verbot des 2. Gebotes nicht gemeint?

Das Verbot verbietet: Gott zwingen wollen, Übernatürliches zu tun, indem man ihn oder den Teufel anruft.

Also?

Der Zauberkünstler hat weder Gott noch den Teufel angerufen. Er will auch Gott nicht zwingen.

Aber er gibt doch vor, Übernatürliches, Wunderbares, Unmögliches zu vollbringen?

Ja, zur Unterhaltung.

Und kann er zaubern?

Alles ist geschickte Täuschung. „Geschicklichkeit ist keine Hexerei.“ Kunststück.

So hat er in diesem Falle einen Schlauch um den Leib, aus dem er, ohne daß wir es merken, Goldfische und Wasser herauspreßt[1]).

6. Silvester ist's. Da sitzen die Mädchen beisammen.

„Neues Jahr auf sanften Schwingen,
neues Jahr, was wirst du bringen?“

so zieht's ihnen durch den Sinn.

„Kommt mit zur Kartenschlägerin!“ sagt eine. Warum geht ein braves, frommes Mädchen nicht mit?

1. Die Zukunft weiß kein Mensch. Auch die Karten verraten nichts. Sei nicht so töricht!

2. Was die Kartenschlägerin sagt, kann uns leicht beunruhigen oder irre machen.

3. Diese Leute treiben ein dunkles Gewerbe, dem Auge der Polizei verborgen, oft in dunklen Gassen, wo allerlei lichtscheue Leute unkontrollierbar verkehren. Also hütet euch!

Eins der Mädchen sagt: „Wir wollen Blei gießen!“ Urteilt!

Das ist harmloser und weniger gefährlich. Die Zukunft freilich kann auf diese Weise natürlich auch nicht enthüllt werden.

Was könnte jemand denken, der zufällig eine Form einem Totenkopf ähnlich gösse.

„Ich werde in diesem Jahre sterben.“

Und?

Schlaflose Nächte, Angst und Zittern.

Doppelt töricht würden wir ihn nennen!

1. Was sorgst du dich wegen eines Zufallspiels? Es hat gar nichts zu bedeuten.

2. Warum gießt du Blei, wenn du dich nicht fest genug fühlst!

Wer an die Bedeutung der gegossenen Figuren glaubt, der darf nicht gießen.

Gott verrät uns nichts von der Zukunft. Zwingen dazu können wir ihn schon gar nicht.

---

[1]) Hier andere Zauberkunststücke natürlich erklären!

IV. Beim Namen Gottes nicht lügen oder (be)trügen.

7. „Ach, lieber Herr, wir sind so arm", so sagen zwei ärmlich gekleidete Kinder an der Vorsaaltür. „Mutter liegt krank, und Vater hat keine Arbeit. Wir haben nichts zu essen. Geben Sie uns doch etwas! Wir haben auch nichts Ordentliches anzuziehen. Der liebe Gott wird es Ihnen tausendfach vergelten! Er hat uns schon oft geholfen. Er hat uns zu Ihnen gesandt. Er wird uns auch diesmal helfen."

„Kinder, gebt mir eure Adresse, ich will mich erkundigen", sagt der Herr. „Warum hilfst du nicht gleich?" spricht seine Frau. „Kommt, Kinder, hier habt ihr eine Tasse Kaffee und eine Semmel und ein paar Groschen."

Der Herr geht den Kindern heimlich nach, als sie das Haus verlassen. Der erste Groschen wandert in den Automaten für Schokolade, ein paar andere ins Kino. Nach der Vorstellung folgt er ihnen. Er sieht, wie die Kinder den Rest ihres Bettel-Erlöses zu Hause abliefern. Er hört, wie die Mutter fragt: „Habt ihr auch fleißig den lieben Gott erwähnt?"

Die Mutter ist kerngesund. Der Vater sitzt im Wirtshause. Er könnte arbeiten, aber er ist arbeitsscheu. Die Familie lebt vom Bettel.

Gib die Schändlichkeit der Leute an!

Sie hintergehen, lügen und trügen bei Gottes Namen.

Für welche schlechten Eigenschaften benutzen sie den Namen Gottes als Deckmantel?

Für ihre Faulheit, für ihre Lügenhaftigkeit.

Inwiefern schädigen sie auch andere, wirklich bedürftige Arme?

Die getäuschten Wohltäter können leicht zu dem falschen Entschlusse kommen: „Wir geben nunmehr keinem etwas."

8. Ein harter Herr. Gelderwerben sein Lebenszweck. Er hat kein Herz für andere. Wieviel Gutes könnte er mit seinem Gelde tun, für die Waisen im Ort, für die Schule, für die Herberge zur Heimat! Die Witwe verjagt er aus dem Haus, wenn sie die Miete nicht zahlen kann.

In der Kirche ist's. Da klingt sein Name. Da lauschen die Leute. Ein Kirchenfenster aus buntem Glas hat er gestiftet. Wie das leuchtet und lacht!

Die Kirche schmücken von seinem Überfluß ist doch lobenswert. Warum loben wir's hier nicht?

1. Der Mann versäumt das Nötigere: Liebe gegen die Mitmenschen.

2. Er gibt sich einen frommen Anschein. Dadurch täuscht er die Leute, die nicht tiefer sehen können.

9. Inwiefern ist das Wirtshaus eine Stätte der Sünden gegen das 2. Gebot?

Fluchen. — Hört den Trunkenen! Wie lästerlich schleudert er den heiligen Namen Gottes in den Kreis der übrigen Trunkenen. Gruselig wird dem nüchternen Zuhörer.

Leichtsinnig schwören. — Seine Rede ist durchtränkt von zahlreichen Beteuerungen, auch mit dem Namen Gottes.

Falsch schwören. — Die Richter sagen uns, daß beinahe die Hälfte der Meineidigen Gewohnheitstrinker sind, ja daß mancher Falscheid für einige Gläschen Schnaps geschworen wird [1]).

Zaubern. — Wo findet törichter Aberglauben willigere und gläubigere Hörer als bei Trinkern mit ihrer durch Bier, Wein oder Schnaps geschwächten Denkkraft?

Lügen oder Trügen. — Wieviel wird im Wirtshause gelogen und geflunkert, zuweilen unter heiligen Beteuerungen, und mancher ward schon betrogen, als der Alkohol sein Denken verdunkelt hatte.

Darum hütet euch!

V. In allen Nöten anrufen, beten.

Auf funkelnden Stahlschuhen fährt der Knabe über die spiegelglatte Fläche, erst am Ufer hin langsam und behaglich, die Arme über der Brust gekreuzt, dann in raschem Fluge mit schwingenden Armen hinaus in die Mitte.

„Um Gotteswillen, was ist das?“ Das Eis knistert und knackt leise. Er will halten, da wankt der Boden unter ihm. Die Decke, die ihn getragen, birst unter der Last. Er will anhalten. Da brechen die Schollen. Er sinkt in das dunkle, eiskalte Wasser.

Da murmeln die Lippen ein Gebet. „Herr, mein Gott, laß mich nicht untergehn in dieser Not! Ich bin noch so jung. Und Vater und Mutter!“

Er faßt mit bebenden Händen die eisigen Ränder, aber sie brechen

1) König, Der Alkohol in der Schule, S. 158. Bull, Straßburg.

unter seiner Last Stück um Stück, und rettungslos sinkt er in die Tiefe.

Und später liegt er am Ufer, bleich und kalt. Bretter und Stangen hatten die Männer aufs Eis gelegt. Es war ihnen gelungen, ihn aufzufischen. Unter ihren Bemühungen (Reiben und den künstlichen Atembewegungen) kommt er wieder zum Leben.

1. So lange hatte er nicht an Gott gedacht. Aber „Not lehrt beten". Wie erfüllt sich das Sprichwort an ihm?

In der Todesnot, im eiskalten Wasser, da dachte er an Gott, da wendete er sich bittend, betend an ihn.

In den guten Tagen hat er den lieben Gott vergessen. Nun sagt aber Gott nicht etwa: „Dich will ich nicht hören". Das lesen wir Ps. 50, 15a.

„Rufe mich an in der Not!"

2. Was hilft es aber, Gott in der Not anzurufen? Die Geschichte sagt's und die Fortsetzung des Spruches Ps. 50, 15b.

„So will ich dich erretten!"

Was meint ihr also, was muß und wird geschehen, wenn wir Gott in der Not anrufen?

Er wird uns sicher helfen und uns aus der Not befreien.

So denken wirklich viele Leute und viele Kinder. Aber der Glaube ist falsch. Denkt daran, wie Jesus in Gethsemane gebetet hat, der Tod möge ihm erspart bleiben[1])!

Den Kreuzestod mußte Jesus doch erleiden.

Seht, euer Vater erfüllt euch auch manche Bitte, weil er euch lieb hat, und manches schlägt er euch ab, weil er euch lieb hat. So überlegt auch der liebe Gott.

„Ist's für ihn besser, wenn ich ihn errette? Gut, dann errett' ich ihn."

Und Jesus, der von allen Gotteskindern Gott, unsern himmlischen Vater, am besten kannte, hat das auch am besten gesagt:

„Nicht wie ich will, sondern wie du willst."

3. Und wenn jemand so bittet und dann hinzufügt: „Wie du willst", so hört ihn Gott und hilft ihm, sogar wenn er die Bitte selbst ihm nicht erfüllt. Das seht ihr an Jesus!

Wie still und ruhig ward's in seiner Seele, wie tapfer und mutig ging er dann den Häschern entgegen!

---

[1]) Eger, Evangelische Jugendlehre. Gießen 1912. 2. Auflage, S. 95.

So können wir von einer doppelten Art der Hilfe sprechen beim Gebet:

1. Erfüllung der Bitte (wie bei dem ins Eis Eingebrochenen);
2. Stärkung der Seele (wie bei dem Herrn Jesus).

Mancher aber spürt nichts davon. Woran kann's liegen?

1. Er hat etwas Böses im Sinn, was er tun will; dazu soll er Gott nicht anrufen.
2. Er hat kein gutes Gewissen.
3. Er hat nicht richtig gebetet.

Darum fühlt er nichts von der Nähe Gottes. Ps. 145, 18.

Der Herr ist nahe allen, die ihn ... mit Ernst anrufen.

Ob wohl der gerettete Knabe Gott fortan auch nur in der Not angerufen hat?

Sicher nicht bloß. Er wird von nun an wieder regelmäßig an Gott gedacht und mit ihm geredet haben.

Und das Bitten liegt den Menschen am meisten am Morgen im Sinn. Warum?

Da liegt der Tag vor einem mit seinen Aufgaben, Sorgen und mit seinen erhofften Freuden.

Und am Abend ist der Rückblick über den Tag so wichtig. Welche Fragen legt sich ein gutes Kind da vor?

Hab' ich alles recht getan? Hab' ich nichts unterlassen, was mir zukam zu tun?

Und dann ein Vorsatz?

Mühe geben für die Folgezeit.

Unter wessen Hilfe?

Unter Gottes Hilfe.

Inwiefern ist das ein rechter Gebrauch des Namens Gottes?

Wir wenden ihn an, wie man den Namen des Vaters anwendet: bittend.

VI. Loben und danken.

Das erste aber, was der gerettete Knabe getan haben wird, als er wieder voll zur Besinnung kam, war etwas anderes.

Er wird Gott gedankt haben: „Gott sei Dank, ich lebe noch!"

So sagt's auch der Spruch Ps. 50, 15c.

„Und du sollst mich preisen!"

Gott loben und danken, das ist ein rechter Gebrauch seines Namens.

Warum fällt das den Menschen am leichtesten zu Mittag ein?

Die gedeckte Tafel, die volle Schüssel erweckt dankbare Gefühle.

Das fordert schon der Psalmist Ps. 106, 1.

Danket dem Herrn, denn er ist freundlich.

Und wie fortreißend ruft ein anderer seine Seele zum Lobe auf! Ps. 103, 1. 2.

Lobe den Herrn, meine Seele!

Und wie empfanden die Juden am Loben und Danken ihre herzliche Freude! Ps. 92, 2. 3.

Das ist ein köstlich Ding. . . .

Wir haben in unserem Gesangbuch einen köstlichen Schatz von Lob= und Dankliedern, gebraucht sie recht!

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!
Meine geliebete Seele, das ist mein Begehren.
Kommet zu Hauf,
Psalter und Harfe, wacht auf!
Lasset den Lobgesang hören!

Das dritte Gebot[1].

A. Grundlegung.

I. Sabbatruhe.

I. Grundgedanke.

1. Vom Segen der Arbeit.

1. Eben hat der Wächter der kleinen Stadt ins Horn gestoßen. Der Sabbat ist angebrochen.

Auf dem Söller des Hauses sitzt der Kaufmann mit seiner Familie und schaut hinab auf die friedlich daliegende Stadt.

Der Hausherr spricht: 24 Stunden ruht nun alle Arbeit. Laßt uns den Sabbat dankbar genießen, ihr Kinder.

2. Die Hausfrau sagt: Der Kupferkessel zum Wassersieden hat ein Loch bekommen. Sag doch, daß der Knecht den Kessel auf den Esel binde und ihn so zum Schmiede bringe, daß der den Schaden sogleich heile!

„Nein", sagt der Vater. Der Sabbat ist angebrochen. Da soll der Knecht keine Arbeit tun und der Schmied auch nicht."

„Aber der Knecht ist doch ein Edomiter, in Davids Schlachten erbeutet. Und der Schmied ist ein eingewanderter Phönizier, ein Fremdling, der in unsern Toren wohnt."

„Nein", entgegnet der Kaufmann. „Der Knecht ist auch ein Mensch und soll auch seinen Sabbat haben. Und der Fremdling auch. Ja, selbst der Esel, das treue Tier, das dem Menschen seine Kräfte leiht, soll seine Ruhe haben. "

Da hebt der jüngste Sohn seine Stimme mit der Frage: „Vater, warum ist nicht jeden Tag Sabbat?"

Die größern lächeln ob der kindlichen Frage und jeder beeilt sich, eine Antwort zu geben.

---

[1]) Die Fülle des gebotenen Stoffes soll die Möglichkeit verschiedenartiger Auswahl geben.

„Arbeit ist doch nötig zum Leben. Die Maurer bauen uns die Häuser, in denen wir wohnen, der Tuchmacher sorgt für die Kleidung, Landmann und Hirt für die Nahrung, der Schmied für den Pflug und nützliches Gerät. Darum muß auch der Vater arbeiten und seine Briefe schreiben und seine Reisen machen, kostbares Gewürz, edlen Goldschmuck und feingewebte Gewänder einzukaufen und zu verhandeln, daß wir leben und Geld und Gut erwerben."

Und klug fügt die Mutter hinzu: „Den Menschen würde auch die schönste Freude fehlen, wenn ihnen die Arbeit fehlte. Arbeit macht gut, gesund und glücklich. Es gibt keine schönere Freude als gelingende Arbeit."

Da wendet der älteste Sohn ein: „Wozu aber der Sabbat? Könnten wir nicht auch noch den 7. Tag arbeiten und arbeiten lassen und so $^1/_7$ mehr im Jahre erwerben und zurücklegen?"

2. Vom Fluch der Arbeit.

Ernst wird da das Gesicht des Vaters. „Nicht so, mein Sohn", spricht er, „achte die ehrwürdige Sitte aus der Väter Tagen und Jahwes Gebot!"

„Es gab eine Zeit, da unser Volk keinen Sabbat hatte, und das war die traurigste Zeit. Auf der weiten ägyptischen Sandebene mußten sie arbeiten, sie, die freien Söhne der Steppen, die geborenen Hirten, und mußten ohne Lohn Lehm graben und Stoppeln lesen und Ziegel brennen und Steine tragen und Häuser bauen, Schatzkammern, Vorratshäuser, Zwingburgen und Königsgräber (Pyramiden). Blutig wurden sie geschlagen von der 7-riemigen Geißel der Aufseher dort im heißen Sonnenbrande, arbeitend vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Aber eine 7-riemige Geißel war auch die Woche mit ihren 7 Tagen ohne Ruhepause.

„Und kein Sabbat winkte den Armen. 6 Tage im Jahr nur ruhte die Arbeit. Sonst war ein Tag wie der andere: Arbeit, Last und Plage. Da haben sie den Fluch der Arbeit kennen gelernt: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." (**1. Mose 3,** 19.)

„Dankbar wollen wir des Herrn am Sabbat gedenken, daß er nach 6 arbeitsfrohen Tagen uns den Tag segensvoller Ruhe gegeben hat."

3. Die biblische Grundlage.

I. Die Mägde haben den Tisch abgedeckt. Da holt der Hausherr aus der schöngeschnitzten Lade (Truhe) ein Papyrusblatt hervor, und mit feierlicher Stimme liest er den Seinen den heiligen Text des Sabbatgebotes vor.

5. Mose 5, 13. Arbeitsgebot (Kaufmann und seine Frau und Familie. Ansicht des jüngsten Sohnes).
14. Ruhegebot (Bitte der Frau und Ansicht des ältesten Sohnes).
15. Begründung aus der geschichtlichen Erfahrung (Erzählung des Kaufmanns).
2. Mose 20, 11. Begründung aus dem göttlichen Vorbild.
8. Zusammenfassung.
(Mit Inhalt erfüllen aus dem vorangegangenen anschaulichen Stoffe).

Entwickelung.

Wir wollen versuchen, den Grundgedanken dieses Gebotes aus der Zeit heraus zu erfassen.

„Sechs Tage sollst du arbeiten", so hebt das Gebot an. Welche Pflicht des Menschen wird hier klar ausgesprochen?

Die Pflicht, zu arbeiten.

Zwei Gründe dafür haben wir schon angeführt. Nenne den ersten!

Arbeiten ist notwendig, damit die Familie, das Volk, die Menschheit leben kann.

Wir ordnen die Berufe nach dem, was sie für die Menschen leisten.

Welche Arbeiter sorgten für Wohnung?

Steinmetzen, Maurer, Zimmerleute.

Für Nahrung?

Der pflügende Knecht und der Bäcker, der Hirt und der Schlächter.

Welche für Kleidung?

Die Walker und die Schuhmacher.

Welche für Geräte?

Töpfer und Schmied.

Andere besorgen die Stoffe an den Ort, wo sie gebraucht werden.

Die wasserschöpfenden Mädchen. Der Kaufmann. Die Tochter, die die Bohnen aus dem Garten holte. Die Obst- und Gemüsehändler. Die Kameltreiber.

Noch andere für die Erhaltung und Zubereitung.

Die Mutter und die Mägde.

Alles fleißige, arbeitsame Menschen, die sich die Woche über tüchtig anstrengen und ihre Pflicht redlich tun.

Wenn nun der Kaufmann die ganze Woche über gerechnet, geschrieben, gekauft und verkauft hat, was ist ihm dann am Ende der Woche wirklich zu gönnen?

Daß er sich einmal ausruht von der abmattenden, aufreibenden Tätigkeit.

Mit welchen Worten wendet sich das Gebot deshalb an den Hausvater? (5. Mose 5, 14 a.)

Aber am siebenten ist der Sabbat des Herrn, deines Gottes, da sollst du kein Werk tun.

Auch den übrigen Familiengliedern soll die Wohltat der Sabbatruhe zu teil werden. Welche sind besonders genannt?

Der Sohn, der das Kamel mit den Webstoffen trieb, und die Tochter, die Bohnen schnitt.

Auch die andern, fremden Leute, die im Haushalte tätig sind, sollen sich des Sabbats und seiner Ruhe freuen können (14 b).

Die Magd, die das Essen bereitete, der Knecht, der auf dem Felde pflügte.

Warum ist für diese Sklaven das Sabbatgebot eine besondere Wohltat?

Sie sind in der Gewalt des Herrn. Er hat Macht über Leib und Leben. Er kann von ihnen verlangen, was er will. Sie würden ohne das Gebot bei manchem hartherzigen Herrn keine ruhige Stunde haben, auch nicht am Sabbat.

Es ist ein schöner, freundlicher, milder Zug der jüdischen Gesetzgebung, daß auch an das Vieh gedacht ist[1]) (14 c).

Der Ochse, der in der Woche den Pflug gezogen hat, soll am Sabbat auch seine Ruhe haben. So auch der Esel, das Kamel und alles Vieh.

Und endlich? (14 d.)

Der Ausländer, der sich unter jüdischem Rechtsschutz dauernd in Israel angesiedelt hat.

Diese Forderung war berechtigt. Aus welchem Grunde?

Der Fremdling muß sich den öffentlichen Sitten des Landes, in dem er wohnt, anpassen.

Das war natürlich auch notwendig, um die Sabbatruhe in den jüdischen Familien aufrecht zu erhalten.

Sonst hätten an Sabbaten die Fremdlinge in den Toren die Kundschaft an sich gezogen.

Ein Grund für das Ruhen der Arbeit der Knechte und Mägde ist angefügt.

14 e. Damit dein Sklave und deine Sklavin ruhen können wie du.

Welcher Gedanke liegt in dieser Begründung verborgen?

Sie sind auch Menschen wie du.

Damit sie sich aber recht hineindenken können in deren Lage, ist noch eine geschichtliche Erinnerung angeführt.

15. Denke daran, daß du selbst Sklave gewesen bist in Ägypten.

Was soll das heißen?

Du, Volk Israel, hast es am eigenen Leibe verspürt, wie es einem

---

[1]) Tögel, Der konkrete Hintergrund der Kernsprüche. Dresden, Bleyl und Kämmerer. 2. Aufl. S. 98 f.

Arbeiter zumute ist, der tagein tagaus in der Tretmühle des Lebens stehen muß[1].

Das ist eine herrliche Begründung der Ruhe am Sabbat, ein Ausfluß erbarmender Liebe und Fürsorge für die Armen und Gedrückten im Volk[2]. Ihr Wert geht uns erst voll auf, wenn wir an den 2. Grund denken für die Notwendigkeit der Arbeit (den die Kaufmannsfrau beim Abendessen anführte). Welchen?

Die schönste Freude ist gelingende Arbeit.

Nun?

Das kann sie nur sein, wenn sie ein vernünftiges Maß hat, und wenn sie durch Ruhepausen unterbrochen ist.

So ist der Ruhetag notwendig für die menschliche Gesellschaft. Er ist eine soziale Notwendigkeit. Aber noch eine zweite Begründung finden wir im alttestamentlichen Gesetze.

2. Mose 20, 11. Denn in sechs Tagen . . .

Das ist eine gar anschauliche kindliche Vorstellung, daß der allmächtige Gott von der Arbeit des Schaffens ermüdet wird und sich hinsetzt und ausruht, weil er sich ausruhen muß[3]) einem Handwerksmeister gleich, der am Schlusse der Woche sein Handwerkszeug hinlegt und nun einen Tag ausruht[4].

Da hat spätere Zeit Gottes Wesen besser erkannt. Denk an das Wort vom Hüter Israels!

Psalm 121, 4 Der Hüter Israels schläft und schlummert nicht[5].

Und auch Jesus hat uns Gott ganz anders offenbart, nämlich als den nimmermüde Wirkenden.

Johannes 5, 17 Mein Vater wirket bisher.

Was mit dem kindlichen Ausdruck bezeichnet werden soll, ist die selige Befriedigung, welche Gott in seinem Schaffen und in seiner Schöpfung gefunden hat. Der Sinn ist dann: „Wie Gott in seinem Wirken befriedigt war, so wollte er in seiner

---

[1]) Greßmann 240. [2]) Eltester 85. [3]) Eltester 84. [4]) Pfeifer, Ethik in der Volksschule 246. [5]) Vergleiche dazu: **Jes. 40, 28.**

unendlichen Güte, daß auch der Mensch auf Erden nicht wie ein Froner mit Seufzen seine Arbeit, sondern mit Freuden verrichtet. Denn wie steht's mit dem Ruhebedürfnis des Menschen?

Der Mensch wird allerdings müde von der Arbeit. Er bedarf der Ruhe zur Erholung seiner Körperkräfte und zur Erfrischung seiner Seele.

Ergebnis:

Welches ist also der Grundgedanke des Sabbatgebotes?

Du sollst einen Tag in der Woche ruhen zur Erholung des Körpers und zur Erfrischung der Seele.

Du sollst allen deinen Arbeitern einen Ruhetag in der Woche gönnen.

Die Wohltat dieses Ruhetages soll dem ganzen Volk zu gute kommen.

Und wie eine Zusammenfassung des Ganzen klingt das Bibelwort **2. Mose 20, 8**

Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest!

II. Opfer und Gotteshaus.

(**2. Mose 20,** 11.) Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.

(**2. Mose 20,** 8.) Gedenke des Sabbattages, daß du ihn heiligest.

Noch mehr liegt in diesen Worten, und noch mehr verstanden auch die Leute zu Salomos Zeit darunter, als ein bloßes Ausruhen von der Arbeit.

Sie heiligten ihn vor allem durch Opfer. Da stand im Freien der Brandopferaltar aus Steinen erbaut. Da bereiteten Priester in weiße Gewänder mit bunten Gürteln gekleidet, das Opferlamm zu[1]), indem sie dem Tiere die Kehle und die große Halsschlagader durchschnitten, um Jahwe das Blut darzubringen als Geschenk[2]).

In alter Zeit hatte man in kindlicher Weise gedacht, daß Gott die mancherlei Speisen, die man ihm auf dem Altar vorsetzte, Korn, Brot, Wein, Öl, gekochtes und gebratenes Fleisch verzehre.

Jetzt zu Salomos Zeit ist die Anschauung der Priester feiner geworden. Der feinste sinnliche Genuß, der Geruch, ist es jetzt, mit dem man Gott erfreut[3]).

Wozu Salomo dem Jahwe ein Haus baut.

Etwa, daß Gott darin wohne? Die rechte Antwort entnehmen wir der Einweihungsrede Salomos nach dem Tempelbau.

---

[1]) Tögel 100. [2]) 84. [3]) 109.

1. Könige 8, 27

Also 1. Gott wohnt nicht hier auf Erden.

2. Der Tempel kann ihn nicht fassen. Zum Wohnhaus hat Salomo den Tempel nicht gebaut.

Wir fragen: Wozu also?

28, 30.

Nicht für Gott hat er's gebaut zum Wohnen, sondern für das Volk Israel zum Beten. Wo hört Gott das Gebet?

Und nun führt Salomo einzelne Fälle an, in denen das Volk sich seinem Gotte bittend nahen wird.

I. Zunächst in Friedenszeiten:

1. Wenn einer falsch schwört, seinen Nachbar um seinen Acker zu bringen: Vers 31, 32.
2. Oder bei Trockenheit und heißer Zeit: Vers 35, 36.
3. Oder in andern schlimmen Zeiten: Vers 37—40.

II. Und dann im Kriege:

1. Wenn das Volk auszieht im Streit gegen seine Feinde: Vers 44—45.
2. Wenn das sündige Volk, von den Feinden geschlagen und aus seinen Wohnstätten vertrieben, seinem Gott Besserung verspricht und ihn um Hilfe fleht: Vers 33, 34.
3. Wenn es in ein fremdes Land in die Gefangenschaft geführt wird: Vers 46—50.

Also: 1. Salomo baut Gott ein Haus, damit die Menschen sich darin versammeln und zu ihm beten können.

2. Gottes Wohnung ist die ganze Welt, nicht etwa bloß das Gotteshaus.

3. Zu Gott kann man beten überall, auch im fremden Lande.

III. Entartung.

1. Wie eindringlich haben die Propheten gegen die Veräußerlichung des Gottesdienstes mit gewaltigem Wort gepredigt.

Amos 4, 4, 5

5, 21—24, 14, 15[1]).

2. Es war vergeblich[2]) Immer mehr hatte sich der Gedanke veräußerlicht: „Am Sabbat sollt ihr kein Werk tun." Wie vernünftig war dieser Gedanke gewesen, welche Wohltat seine Verwirklichung!

---

[1]) Anschaulichen Stoff siehe in den Monatsblättern für den evangelischen Religionsunterricht 1910. Heft 1—3 in dem Aufsatze: Amos, der Prophet, in der Volksschule. Von Fritz Lehmensick.

[2]) Hier könnten bei genügender Zeit noch Stellen anderer Propheten angeführt

Wie stand es jetzt? Das zeigt uns ein Bild aus der Zeit, da Jesus ein Knabe war[1]).

„Um Himmelswillen, der Wagen ist gestürzt. Dort bringen sie den Vater getragen!“ so ruft voll Entsetzen die Bauersfrau in Siloh ins Haus hinein.

„Ach, warum ist er nicht zu Fuß gegangen“, ruft die Tochter heraus, aber der Bruder belehrt sie: „Er mußte doch fahren, wenn er zum Onkel hinüberwollte, da ja heute Sabbat ist, an dem man nach dem heiligen Gebote der Priester nicht mehr als zweitausend Schritte (1000 m) gehen darf.“

Inzwischen hat man den Verunglückten hereingebracht und auf das Lager gebettet. Ein Fuß ist gebrochen. Der arme Mann stöhnt vor Schmerz. „Holt den Priester, daß er den Fuß einrichte und die Schmerzen lindre!“

„Ob er kommen wird heute am Sabbat?“ fragt der Bruder zweifelnd. Aber schon ist die Schwester leichtfüßig davon gesprungen, den Helfer zu holen.

Und siehe, er kommt und bringt sogar einen Genossen mit. Der ältere betrachtet bedenklich den Fuß, sagt aber dann: „Es ist keine Lebensgefahr. Also werde ich morgen wiederkommen, wenn der Sabbat vorüber ist.“

Da bittet die Hausfrau: „Ach, bitte, so lindere doch, du Mann Gottes, meines Mannes schreckliche Schmerzen! Ich will ein Tuch holen, von Flachsfäden gewebt, daß wir's ins Wasser tauchen und den brennenden Fuß kühlen.“ „Es ist Sabbat“, sagt der ältere Priester streng, „da müssen wir solches Werk unterlassen.“ „Oder laß uns wenigstens kaltes Wasser darauf gießen“, sagt die Tochter. „Nein“, ist die Antwort. „Das Gesetz verbietet's.“

„Stelle dein Bett hier herein, daß ich die Nacht jemand bei mir habe!“ wimmert der unglückliche Bauer, indem er sich nach seiner Frau hin wendet.

Der jüngere Priester geht zur Kammertür. Wollte er vielleicht mit helfen? Doch der Alte sagt hart und fest: „Das wird nicht geschehen. Am Sabbat darf man kein Gerät aus einem Zimmer ins andere tragen.“

---

und es kann auch Josias Bundesreform gewürdigt werden. Siehe z. B. Thrändorf und Meltzer, Der Prophetismus. Dresden, Bleyl & Kämmerer. Vergleiche Jer. 7, 4.

[1]) Vergleiche Schürer, Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi 1890. Bd. II, 393 f.

„Zünde Feuer an und bereite mir eine warme Suppe! Ich habe solches Verlangen danach", bittet der Kranke seine Tochter.

„Kennst du so schlecht die heiligen Gebote?" sagt der alte Priester kalt. „Wer darf Feuer oder Licht anzünden und auslöschen oder Speisen bereiten oder Speisen wärmen am Sabbattage?"

„Vater, ich gebe dir ein Ei. Das kannst du austrinken. Unsere Henne hat es soeben gelegt."

„Das ist noch sehr zweifelhaft", sagt der alte Priester, „ob man die Eier essen darf, die am Sabbat von einem Huhn gelegt sind. Ich meine: Nein. Denn steht nicht im Gesetze des Moses: Da sollst du kein Werk tun . . . noch dein Vieh?"

Da aber erhebt der jüngere Priester bescheidene Einwände, und ein Streit erhebt sich über die Frage.

Der jüngere Priester meint, so engherzig habe Moses, der große Führer des Volkes, nicht gedacht.

Der ältete aber sagte: „Weißt du nicht, daß er einen Mann hat steinigen lassen, der am Sabbat Holz gelesen hat?"

Komm mit, ich will dir die Schriftrolle zeigen!

(**4. Mose 15,** 32—36)[1]).

„Aber wenn der arme Unglückliche zugrunde geht im Bauernhause diese Nacht?"

Unmittelbare Lebensgefahr besteht ja nicht. Bei Lebensgefahr wäre Hilfe erlaubt. So aber nicht. Er wird schon nicht zugrunde gehen. Aber wenn auch! Was tut's, wenn ein Mensch zugrunde geht? Es ist besser, daß ein Mensch zugrunde gehe, als daß das ganze Volk verderbe. Die Hauptsache ist, daß das Gesetz gehalten werde. Wie war's bei den Makkabäern? Selbst im Kampfe haben sie sich nicht gewehrt am Sabbattage und haben sich niederhauen lassen von den Feinden, um den Sabbat zu heiligen und haben gesprochen: „Laßt uns alle sterben in unsrer Unschuld. Himmel und Erde ist uns Zeuge, daß ihr uns ungerecht umbringt!"

(**1. Makkabäer 2,** 31—41)

So ward die vernünftige Forderung: „Leide nicht, daß andere am Sabbat arbeiten! zum Unsinn, die Wohltat der Sabbatruhe zur Plage.

„Vernunft wird Unsinn, Wohltat: Plage.
Weh dir, daß du ein Enkel bist!"

---

1) Hier ist Gelegenheit, auf die Entstehung der 5 Bücher Moses einzugehen.

Ergänzung.

Die peinlich strenge Heilighaltung des Sabbats war eine der wichtigsten Verpflichtungen des frommen (gesetzestreuen) Juden. Mit rührender, aber auch wieder lächerlicher Gewissenhaftigkeit suchten die Rabbiner aufs genaueste zu bestimmen, welches Tun am Sabbat erlaubt, welches verboten sei.

Da gab es 39 Hauptarbeiten, die verboten waren, darunter nicht nur: Säen, Ackern und Ernten, Mahlen, Backen, Spinnen, sondern auch: einen Knoten machen und auflösen, zwei Buchstaben schreiben u. a.

Die Kleinlichkeit, mit der diese Bestimmungen ausgelegt und auf den einzelnen Fall angewendet wurden, ist für uns kaum zu fassen. So wird z. B. bestimmt: „Wer zwei Buchstaben schreibt mit der Rechten oder der Linken, seien es gleiche Buchstaben oder verschiedene oder auch mit verschiedenen Tinten geschrieben, ist schuldig. Aber wenn jemand einen Buchstaben auf der Erde, den andern an die Wand schreibt, oder auf zwei Wände des Hauses oder auf zwei Blätter des Buches, so daß sie nicht miteinander gelesen werden können, so ist er frei[1].“

Das Essen für den Sabbat mußte am Tage vorher bereitet und gekocht, durfte aber warm gehalten werden. Man stellte den Topf in eine Kiste und tat Hobelspäne und Flachswerg darauf. Stroh und Sand waren streng verboten.

II. Freiheit.

Wie dachte Jesus über den Sabbat, wie handelte er am Sabbat?

1.

Der Streit um's Ährenausraufen am Sabbat. Die Pharisäer zankten darüber, daß Jesu Jünger, um ihren Hunger zu stillen, am Sabbat Ähren vom Felde abrupften. Das Abrupfen war erlaubt. S. **5. Mose 23,** 25. Aber am Sabbat sollte es kein Israelit tun.

1. Der Vorwurf der Pharisäer **Markus 2,** 23, 24.

Jesus gibt den Pharisäern eine Antwort, in der er sie mit ihren eignen Waffen schlägt. Ein so frommer Mann wie David hatte auch einmal eine Ausnahme von strengen Gesetzesbestimmungen gemacht, als ihn und seine Begleiter der Hunger trieb[2].

2. Davids Beispiel Vers 25, 26.

---

[1] Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments. 2. Auflage, I. 54 f.

[2] **1. Sam. 21,** 2—7. Den Namen des Hohenpriesters hat Markus verwechselt. Es war Ahimelech. Abjathar kommt ein Kapitel später vor (**1. Sam. 22,** 20).

Aber die Jünger haben beim Ährenausraufen gar nicht an David gedacht. Sie handelten aus der Freiheit heraus, die ihnen im Verkehr mit Jesus selbstverständlich geworden war. Darum stellt Jesus seine grundsätzliche Auffassung vom Sabbat noch in zwei herrlichen Aussprüchen fest, die durch die Jahrhunderte klingen.

3. Jesu Auffassung vom Sabbat: Vers 27, 28.

2.

Aber hier hat der Herr nur das Handeln seiner treuen Jünger verteidigt. Wie handelt er selber?

Der Streit um die Heilung am Sabbat[1]).

1. Die Versuchung durch die Pharisäer **Markus 3,** 1, 2.
2. Jesu herausfordernde Frage 3, 4.
3. Die helfende Tat des Herrn 5.
4. Der Haß der Feinde 6.

Entwickelung.

Welche törichte und engherzige Auffassung vertreten in dieser Geschichte die Pharisäer?

Die Auffassung, daß man den leidenden Mitmenschen am Sabbattage nicht heilen dürfe.

Wie lieblos das ist, das tritt uns in der Geschichte von dem verunglückten Bauer in Siloh deutlich zutage.

Der Arme muß gräßliche Schmerzen leiden, damit nur das Sabbatgebot erfüllt werde.

Was also ist den knöchernen Menschen mehr als das Wohl ihres Nächsten?

Die strenge Regel, das Gesetz.

Jesus will hier grundsätzlich die starre Gesetzlichkeit der Gegner bekämpfen und das Recht der freien Bewegung erstreiten. Welche allgemeine Frage stellt er kühn und scharf seinen Feinden? (Vers 4a.)

Ist es erlaubt, am Sabbat Gutes zu tun?

Sie verneinen im Herzen diese Frage. Aber der Herr denkt an einen Grundsatz, den später Jakobus (**Jakobus 4,** 17) klar ausgesprochen hat.

Wer da weiß, Gutes zu tun, und tut es nicht, dem ist es Sünde.

Was heißt das auf den Fall der beiden Unglücklichen, den Mann mit der verdorrten Hand und den Bauer mit dem gebrochenen Bein angewendet?

Unterlaßt ihr die Heilung, so schädigt ihr den Unglücklichen, so tut ihr ihm wehe.

[1]) Parallelen Mt. 12, 9—14, Lk. 6, 6—11. Ähnliche Erzählungen Lk. 13, 10—17, Lk. 14, 1—6.

Welche Frage fügt der Herr deshalb noch an? (4b.)

Ist es erlaubt, am Sabbat Böses zu tun?

Was soll das also hier heißen?

Es ist nicht erlaubt, am Sabbat das Gute zu unterlassen.

Noch allgemeiner ist die zweite Frage (4c und d).

Darf man ein Leben retten, oder soll man es vernichten?

Das Schweigen der Gegner ist nur zu natürlich; denn Jesu Beweisführung ist unwiderleglich. In welch ausdrucksvoller, hoheitsvoller Haltung zeigt sich der Herr!

Er blickt im Kreise umher auf seine Gegner, Zorn im Herzen über ihre Unwahrhaftigkeit und Feigheit, aber auch voll Betrübnis über ihre Herzens-Erstorbenheit und Verstocktheit.

Hier nun denken wir an das wundervolle Wort Jesu, in dem er seine grundsätzliche Auffassung vom Sabbat kundgab (Vers 27).

Der Sabbat ist um des Menschen willen geschaffen und nicht der Mensch um des Sabbats willen.

Der Sabbat stammt von Gott her. Gott hat ihn um des Menschen willen, zu des Menschen Heil gegeben. Wie anders meinten es die Pharisäer, die Rabbiner!

Sie meinten, der Sabbat müsse gehalten werden, nur weil er im Gesetz vorgeschrieben ist.

Welchen Daseinszweck hat nach diesen törichten Leuten der Mensch bloß?

Den und keinen andern, als die Gebote zu halten.

Ob er dadurch vollkommener, edler und glücklicher wird, ist gleichgiltig, wenn nur der Buchstabe des Gesetzes erfüllt wird. So wird das Gesetz zum Joch des Menschen, der Mensch zum Sklaven des Gesetzes, und Gott zum strengen, griesgrämlichen Aufseher über die Befolgung des Buchstabens. So aber soll es nicht sein. (Vers 28!)

Jesus ist Herr über den Sabbat. Er kann die törichten Pharisäergebote im Sinne der Menschenliebe umändern. Und nach ihm jeder, der dem Herrn nachfolgt.

Und das Neue Testament hat Gott uns ganz anders offenbart, als die Pharisäer ihn sich dachten 1. Joh. 4,16

Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm.

Wende das auf unsern Fall an! Gott ist die Liebe.

Aus Liebe und zum Wohle des Menschen hat er seine Gebote gegeben.

Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott.

Wer in der Auslegung der Gebote immer als Grundgedanken die Liebe zum Nächsten nimmt, der bleibet immer im Rechten, im Guten und wird im Sinne Gottes handeln.

So also beim Sabbat.

So also, wer seinen Nächsten am Sabbat Wohltaten erweist (wie der

Wer in der Liebe bleibt, in dem bleibt Gott.

Die Pharisäer kannten das Wort noch nicht: „Wer seinen Nächsten nicht liebt, den er siehet, wie kann der Gott lieben, den er nicht siehet?" (Führe das aus! Joh. 4, 20) Was aber hätte ihnen die Vernunft sagen müssen, die Gott in ihre Seelen gelegt, damit sie sie zum Wohle anderer anwenden sollen.

Ja, das gilt für jedes der göttlichen Gebote. Welche Eigenschaft Gottes bekundet jedes Gebot?

Was also ist es nicht?

Herr Jesus), der bleibt in der rechten Auffassung, wie sie Gott hatte, der mit dem Sabbat dem Menschen eine Wohltat erweisen wollte.

Der ist vom göttlichen Geiste erfüllt, mit dem ist Gottes Segen.

Wenn das Sabbatgesetz mit wichtigen Bedürfnissen des Menschen in Widerstreit kommt, wenn seine strenge Auffassung den Mitmenschen gar Schaden und Leid zufügt (Beispiele aus dem vorhergehenden Anschauungsstoffe), dann zeugt diese falsche Anwendung nicht von Liebe zu Gott; denn wahre Gottesliebe zeigt sich in rechter Nächstenliebe.

Jedes ist eine Bekundung der lebendigen Liebe Gottes zu dem Menschen.

Es ist nicht eine starre kalte Vorschrift, die erfüllt werden müßte, gleichviel, ob ihre Erfüllung Sinn und Vernunft hat und dem Heile des Einzelnen und der Gesamtheit dient oder nicht.

Der Buchstabe tötet,
der Geist macht lebendig[1]).

Ergebnis:

1. Wir sollen das Gebot der Sabbatruhe nicht engherzig auslegen, daß der Sabbat zur Qual wird.

2. Werke, die im Sinne der christlichen Liebe getan werden und um dem Nächsten zu helfen, sind auch am Tage des Herrn erlaubt.

3. Alle Gebote sind vom Grundgedanken der göttlichen Liebe aus auszulegen.

Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.

Unsere Bibelstellen zeigen uns nur, was man am Sabbat tun darf im Sinne Jesu. Was aber soll man am Sabbat tun?

Die Juden hatten ihre Opfer am Altar (S. 59).

Salomo weihte den Tempel zum Gebetshause (S. 60).

Und Jesus?

---

[1]) 2. Kor. 3, 6.

Darbietung.

1. In Hinsicht auf die Opfer zitiert der Herr das Wort des **Hosea 6,** 6: Denn ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer.

2. In Hinsicht aufs Gebet verwirft er die Schaustellung vor den Leuten **Matthäus 6,** 5 und das Viele-Worte-machen **Matthäus 6,** 7 und verlangt Innigkeit und Wahrhaftigkeit **Lukas 18,** 9—14. Vom Pharisäer und Zöllner. Das Gebet kann auch im stillen Kämmerlein geschehen: **Matthäus 6,** 6.

3. Für das Verhalten im Gotteshause gibt uns die liebliche Erzählung von dem 12-jährigen Jesus ein Vorbild. In Äußerung und Beschäftigung des Knaben klingt schon die besondere Art des Mannes.

Lukas 2, 41—50.

Entwickelung.

Welches unstillbare Verlangen lebte also in dem Jesusknaben?

Das Verlangen, von Gott, dem Vater, zu hören, nach ihm zu fragen, von ihm zu reden.

Was stellt er alles beiseite, um dieses Verlangen zu befriedigen?

Die Spielgefährten, die Sehenswürdigkeiten der Stadt, ja sogar die Eltern.

Und welches ist seine Beschäftigung im Tempel?

Er fragt, er hört, er antwortet.

Welches gewaltige religiöse Interesse hat schon der 12 jährige Knabe! Wahrlich für uns alle ein Vorbild!

Er hat seine ganze Aufmerksamkeit nur auf Gott und göttliche Dinge gerichtet, während er im Tempel sitzt.

Das gibt uns Anweisung für unser Verhalten im Gotteshause am Tage des Herrn.

Ergebnis: Solches Interesse für religiöse Fragen sollen auch wir haben. So aufmerksam sollen auch wir am Tage des Herrn im Gotteshause sein.

Also nicht der äußere Gottesdienst, das Kirchgehen ist's, was Jesus uns vorbildlich zeigt, sondern das innige Versenken in edle, schöne, religiöse Gedanken.

Und er fordert noch mehr. Wir sollen die Lehren auch zu Herzen nehmen und danach handeln. Ein rechtes, den Mitmenschen in Liebe zugetanes Herz, das ist das beste Opfer, das wir vor den Altar des Herrn bringen können.

* * *

Das soll uns folgende Geschichte zeigen.

Zum Tempel hin wallen die frommen Israeliten, ihre Gaben dem Herrn zu bringen. Mit dem Opferlamm steht der junge Bauer dort nahe am Altar. Eben soll er an die Reihe kommen.

Da steigt ein Bild in seiner Seele auf. „Wie böse schaute der Nachbar mir nach! Er hat etwas wider mich. Jawohl, wegen des Feigenbaumes, der auf unserer Grenze steht. Es ist der alte Streit. Ist's nicht schade, daß wir zwei Nachbarn so uneinig sind, die wir doch könnten in Frieden leben?" Ob ich hingehe und ihm sage: „Nimm du den Baum, daß endlich Frieden wird!"

„Ach was. Erst will ich meine Gabe Gott opfern; dann werde ich mir's überlegen. Übrigens hat der Nachbar Unrecht; der Feigenbaum gehört doch mir. Er mag doch nachgeben! Nun gleichviel: Erst will ich meine Gabe Gott darbringen auf dem Altar."

Was Jesus dazu sagt: **Matthäus 5**, 23, 24.

Entwickelung.

In sein Herz soll der Mensch schauen, ehe er vor seinen Gott tritt. Zu welchem Zwecke?

Und was ist dem Herrn Jesus das Allwichtigste?

Der Herr sagt es sehr anschaulich.

Der Jesusknabe hat so aufmerksam zugehört im Tempel, daß wir ganz ergriffen davon sind. Und doch ist dem Herrn Jesus dieses aufmerksame Zuhören nicht einmal die Hauptsache, sondern das Prüfen und Gutwerden.

Er soll sich ernstlich prüfen, ob er etwas Böses getan oder etwas Gutes unterlassen hat.

Daß der Mensch sich ändert, sich bessert und wieder gut macht, was er bisher nicht recht getan.

Laß allda deine Gabe!

Die Hauptsache ist: „Nimm dir's zu Herzen, wenn du vorm Altar stehst, daß du recht handelst, so wie Gott es will!"

Ergebnis: Prüfe dein Herz im Gotteshause!

Darbietung.

Vom rechten Handeln spricht zu uns auch ein Ausspruch eines der Jünger des Herrn Jesus, der Spruch des Jakobus: **Jakobus 1,** 22 Seid aber Täter des Wortes und nicht Hörer allein (die sich selbst betrügen), damit (womit) ihr euch selbst betrügt!

Denn in der Tat, sie würden ja auch vergeblich im Gotteshause gewesen sein, und vergeblich hätte ihnen der Geistliche den Spiegel vorgehalten. Vers 23, 24.

In diesen Sätzen klingen Worte des Herrn nach, die er selbst gesprochen hat. Nicht bloß Hören, nicht in ein Ohr herein, zum andern hinaus! **Lukas 11,** 28.

Erst, wer nach der Lehre, die er hörte, auch handelt, erst der ist ein wahrer Jünger des Herrn. **Lukas 8,** 21.

Nur der wird bestehen. Wer aber nur Worte hört, und die Worte bleiben Worte und werden keine Taten, der bricht haltlos zusammen, wenn die Flut des Unglücks kommt. **Matthäus 7,** 24—27 (Seesturm).

Ergebnis:

1. Darum ist die Hauptsache: nicht der äußere Gottesdienst, das Kirchengehen, sondern: der innere, die Selbstprüfung, das Zuherzennehmen, das Handeln nach Gottes Gebot im Sinne christlicher Nächstenliebe.

2. So ist also Jesu Auffassung vom Sabbat: Freiheit im Handeln, nicht engherzige Beschränkung. Höre aufmerksam zu! Prüfe dein Herz, ob du etwas zu bessern und gut zu machen hast! Nimm dir die Worte im Gotteshause zu Herzen und handle danach!

Das heißt es, im Sinne Jesu den Tag des Herrn feiern und das Gebot des Moses erfüllen:

Du sollst den Feiertag heiligen.

III. Der Tag des Herrn, ein Tag der Feier. (Luther.)

A. Lutherworte.

1.

Der Sonntag.

Die Christen feierten ursprünglich den letzten Tag der Woche, den Sonnabend, den Sabbat, mit den Juden gemeinsam.

Allmählich wurde es Sitte, den ersten Tag der Woche zu feiern, den Sonntag (zur Erinnerung an die Auferstehung des Herrn und an die Ausgießung des heiligen Geistes am Pfingstsonntage).

Da aber 2 Tage Ruhe in der Woche zu viel Versäumnis und zu viel Einbuße am Lohn mit sich brachte, so konnte man 2 Tage nicht beibehalten. Die Christen behielten, zur Unterscheidung von den Juden, den Sonntag bei.

Aber verstießen sie damit nicht gegen den klaren Wortlaut des göttlichen Gebotes? (Wir müssen sagen: Sie handelten in Jesu Sinn. Sie legten das Gebot in Freiheit aus. Es kommt darauf an, daß der Mensch die Wohltat eines Ruhetags in der Woche genieße.) Luther: „Auch fordert's die Natur, daß man in der Woche einen Tag stille halte, und enthalte sich von der Arbeit beide, Menschen und Vieh“[1]. „So ist's nutz und gut, ja vonnöten, daß man einen Tag Feier halte,

---

[1]) Luther, Auslegung der 10 Gebote aus dem 19. und 20. Kapitel des 2. Buches Moses, gepredigt zu Wittenberg 1528. Irmischer, Luthers Exegetische deutsche Schriften. Sämtl. Werke in 36 Bänden. III. Abt., IV. Band, S. 92.

es sei am Sabbat, Sonntag oder an einem andern Tage ... Da sollen Knechte, Tagelöhner und allerlei Arbeiter, ja auch Pferd und Ochsen und ander arbeitsam Vieh Ruhe haben, auf daß sie sich mit Ruhe wieder erheben"[1]).

2.

Gegen zu große Strenge in der Sonntagsfeier.

„Unsere Papisten haben's leider dahin gebracht, daß wir härter ob unsern Feiertagen gehalten haben, haben ihrer auch mehr gehabt denn die Juden"[1]).

Der Sonntag heißt Feiertag darum, daß wir darin feiern und müßig stehen[2]).

Doch daß man das Feiern nicht so enge spannet, daß darum andere zufällige Arbeit, so man nicht umgehen kann, verboten wäre[3]).

Ein ehelich Weib soll gewiß sein in ihrem Stand, daß ihr Kindertragen und Kinderwarten Gott so wohl gefalle, als hätte ers selber mit ihr geredt und ihr fleißig befohlen. Also eine Magd, wenn sie das Haus kehret, kochet, wart' des Viehes, soll auch den Trotz haben, daß sie da den rechten Sabbat halte und in Gottes Befehl gehe, wenn sie treulich ausrichtet, was ihr befohlen ist[4]).

Das ist der grobe und äußerliche Verstand dieses Gebotes, welcher uns nicht bindet, sondern ist uns frei, stehet in unsrer Macht und Willkür, ob wir wollen feiern oder nicht. Wenn's meinem Nächsten not ist, so laß ich den Feiertag fallen und diene dem Nächsten[5]).

3.

Was heißt: Du sollst den Feiertag heiligen?

Das war nun bei den Juden eine grobe, äußerliche Heiligkeit, daß sie am Sabbat nicht arbeiteten, aßen und tranken anders, kleideten sich anders. Das ist nun vor Gott eine schlechte Heiligkeit, daß ich dem Sabbat zu Ehren andere Kleider, Speis und Trank brauche usw.[6]). Wie soll nun solch Heiligen recht zugehen?

Nicht anders, denn heilige Worte, Werke und Leben führen. „Nicht also, daß man hinterm Ofen sitze und keine grobe Arbeit tue oder einen Kranz aufsetze und seine besten Kleider anziehe, sondern, daß man Gottes Wort handle und sich darin übe[7]), und daß die, so zu andern Zeiten keine Muße haben, am Feiertag die Predigt hören und Gott dadurch erkennen lernen[8]). Gottesdienst üben mit Beten, Nachdenken (Luther schreibt: ‚dichten') und betrachten Gottes Wohltat[9]).

---

[1]) Luther, Auslegung S. 83. [2]) Großer Katechismus S. 34. [3]) Auslegung 94. [4]) Luthers Auslegung S. 97. [5]) S. 95. [6]) Gr. Katech. S. 35. [7]) Auslegung S. 92. [8]) Auslegung S. 94. [9]) Auslegung S. 99.

„Der geistliche Feiertag aber ist der rechte Sabbat, welcher gehalten wird, wenn das Herz den rechten Sabbat feiert."

„Denn es ist ein groß Ding, eine gute Zuversicht zu Gott haben, ob er uns schon den Tod, Schmach, Krankheit, Armut zufüget, und in solchem grausamen Bild des Zorns ihn für den allergütigsten Vater zu halten, welches geschieht in diesem Werke des dritten Gebotes" [1]).

Entwicklung.

Man hat Luther den Vorwurf gemacht, er habe die soziale Bedeutung des Sonntags als eines Ruhetages nicht genügend betont. Was sagt ihr dazu?

Luthers Aussprüche beweisen, daß auch er den Sonntag als einen Ruhetag gelten läßt für die arbeitenden Menschen, ein Geschenk Gottes an alle Fleißigen.

Wieso hat sich Luther auch die freie Auffassung des Herrn vom Feiertag zu eigen gemacht?

1. Darin, daß er sagte: „Es ist gleich, welchen Tag wir feiern. Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht."

2. Darin, daß auch Luther zufällige Arbeit für erlaubt hält, sowie die notwendige Arbeit des Hauses, Kinderwarten, Viehfüttern, Hauskehren.

3. Darin, daß er auch Werke der Liebe am Nächsten für erlaubt, ja für geboten hält.

Worin besteht nach Luther das Heiligen des Feiertags nicht?

Nicht in der Sonntagsruhe, Sonntagskleidung, im Sonntagsessen.

Sondern worin?

1. Im Hören der Predigt und im Beten.

2. Im Lesen von Gottes Wort.

3. Das Herz soll den rechten Sabbat feiern durch gute und edle Gedanken.

4. Betrachten von Gottes Wohltat, ja Gottes Güte auch erkennen im Unglück, in Schmach, Krankheit, Armut.

Und das hat Luther selbst getan und geübt sein Leben lang.

Ergebnis:

1. Die Aussprüche aus Luthers Leben bestärken uns in der Auffassung (die Moses hatte), daß der Feiertag ein Ruhetag sein soll zur Wohltat für den Menschen.

---

[1]) Auslegung S. 99.

2. Sie fußen auf der freien Auffassung Jesu über die Verwerfung knechtischer Strenge und die Erlaubnis zu Werken der Not und der Liebe.

3. Luther betont die rechte Sonntagsfeier: Gottesdienst mit Beten und Predigthören, edle Gedanken und rechtes Gedenken an Gottes Wohltat.

4.
Luthers Erklärung.

A. Der Charakter des katholischen Gottesdienstes zu Luthers Zeit.

Der Kern des katholischen Gottesdienstes besteht in der Messe, einer Reihe von Handlungen, die sich um die Verwandlung des Brotes in den wahren Leib Christi auf dem Altare (an die die Katholiken glauben) gruppiert: Meßopfer, Hin- und Hergehen am Altar, Kleiderwechseln, Kniebeugen, Wendungen rechts, links, zur Gemeinde, zum Altar, Bewegen der Augen, der Hände, Lesungen hier, Lesungen da, kurz aus lauter feierlichen Gebräuchen (Zeremonien).

Der Gottesdienst ist auf das Sinnliche gestellt: Klingeln läuten, Weihrauchduft wallt empor, Goldschmuck glänzt, bunte Farben leuchten.

Wort und Inhalt tritt dagegen zurück. Die lateinische Sprache wird verwendet. Der Gesang ertönt vom Chore, die Gemeinde ist passiv[1]).

Die Predigt ist Nebensache. In manchen katholischen Kirchen gab es gar keine feste Kanzel, sondern nur ein bewegliches Gestell, das, wenn von ihm Gebrauch gemacht werden sollte, aus seinem Winkel in die Mitte der Kirche geschoben ward.

Den Besuch der Messe verlangte die katholische Kirche. Der Besuch der Predigt war freigestellt.

B. Luthers Erwägung.

Wie sollten aber die mancherlei Mißbräuche (Reliquiendienst, Heiligenverehrung, Ablaß) abgestellt werden? Der Befehl der Päpste und die mündliche Überlieferung hatte diese Bräuche geschaffen. Es gab nur einen Weg. Der Autorität des Papstes stellte Luther die Autorität der Heiligen Schrift, der Bibel gegenüber.

Aber wie sollte das deutsche Volk in der Bibel sich überzeugen, ob ein kirchlicher Brauch auf biblischem Grunde ruhte, da ja das Alte Testament in hebräischer, das Neue Testament in griechischer Sprache geschrieben war und die katholische Kirche bloß eine lateinische Übersetzung geschaffen hatte (die Vulgata), die sie allein gelten ließ. Luther begann auf der Wartburg 1521 die Übersetzung der Bibel ins Deutsche.

---

[1]) Eltester S. 104.

Aber die nicht lesen konnten? Sie mußten das Wort Gottes in deutscher Sprache von der Kanzel in der Predigt hören. Darum ward die Predigt das Hauptstück des evangelischen Gottesdienstes.

Luther sagt: „Bisher hat man gemeint, es wäre wohl gefeiert, wenn man des Sonntags eine Messe oder das Evangelium (auf Lateinisch) hätte hören lassen, aber nach Gottes Wort hat niemand gefragt, wie es auch niemand gelehret hat"[1]).

Wie aber soll's sein? „Das Wort, das Wort, das Wort vor allem hat es getan und muß es noch immer wieder tun"[2]).

„Denn das Wort Gottes ist unser Heiligtum über alle Heiligtümer, ja das einzige, das wir Christen wissen und haben, denn ob wir gleich aller Heiligen Gebeine oder heilige und geweihte Kleider auf einem Haufen hätten, so wäre uns doch damit nichts geholfen, denn es ist alles tot Ding, da niemand heiligen kann. Aber Gottes Wort ist der Schatz, der alle Dinge heilig machet."

C. Ein schlimme Erfahrung: Kartenspieler-Szene.

Lärm klingt herüber aus dem Wirtshaus an der Straße, Becherklirren, Rufen, Zanken und das Schlagen der Kartenblätter auf den Wirtshaustisch.

„Nun gebt Ruh!" spricht der Wirt. „Nun beginnt drüben der Gottesdienst."

Sie wollen Einspruch erheben, doch die Wirtin sagt: „Schweigt ihr; jetzt redet Gottes Wort!"

Da stampft der Schmied mit dem Schnapsglas auf den Tisch und ruft frech die frevelnden Worte: „Neugefüllt! Das hier ist das wahre Wort Gottes!"

Und zum Nachbar Schneider sagt er: „Gib, Karte, Zwirn!" Aber der antwortet: „Ich gehe jetzt zur Kirche. Wenn ich mir auch nicht viel aus der Predigt mache, ich will aber doch gehen."

„So warte doch auf mich", sagt der Schuhmacher. „Ich gehe, wenn die Predigt vorüber ist, ich gehe in die Messe."

Entwicklung.

Gegen alle drei wendet sich Luther: Wir müssen also versuchen, zu erkennen, worin sie einander gleichen.

Warum ist uns der erste am abstoßendsten?

Der Schmied spricht ein freches Lästerwort.

Er will die Zeit des Gottesdienstes

---

[1]) Gr. Katechismus S. 37.
[2]) Luther. S. Eltester S. 101.

mit Schnapstrinken und Kartenspielen entweihen.

Er will auch die andern veranlassen, mit ihm wüsten Lärm zu machen während der Kirchenzeit.

Der Schneider scheint uns noch am besten. Aber?

Er geht nur aus stumpfer Gewohnheit zur Kirche. Keine Spur von innerm Drange. Kein Gedanke einer Freude an Predigt und Gottes Wort.

Das ist beim dritten ganz deutlich ausgeprägt. Ihn interessieren nur die Gebräuche (die Zeremonien), was aber gar nicht?

Die Predigt, das Wort.

Und nur durch das Verbreiten des göttlichen Wortes durch Predigt und Bibellesen, nur allein dadurch konnte es besser werden. So könnt ihr verstehen, daß es Luthers heiliger Ernst war, wenn er sagte:

Ergebnis:

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten.

In welchen drei Formen haben wir die Verachtung der Predigt und des Gottes-Wortes kennen gelernt?

1. Freche Verachtung (Schmied).
2. Geringschätzung (Schneider).
3. Nichtachtung (Schuhmacher).

Welche beiden Gefühle hätten die drei Sabbatschänder abhalten müssen von ihrem Tun und Verhalten?

Ehrfurcht vor Gott und Liebe zu Gott.

Wieso?

1. Es ist sein heiliger Tag.
2. Uns eine Wohltat zu erweisen, hat er ihn gegeben.

C. Drei gute Erfahrungen.

Darbietung.

1. Sonnabend Abend im Hause des Buchbinders.

Es ist am nächsten Sonnabend. Da sitzt eine Familie beisammen im vertrauten Gespräch. Die Lampe beleuchtet mit freundlichem Scheine die Gesichter der Kinder und der Eltern, während das Feuer im Ofen knistert und der Schneesturm ums Haus wirbelt.

Da greift der alte Meister zur Hornbrille und setzt sie auf, und die Hausmagd wird hereingerufen, und der Lehrknecht rückt näher heran, daß er besser höre; denn der alte Meister hat eben ein dickes

Buch aufgeschlagen, fest gebunden in Pergament und mit Lederecken, auf dem steht in goldenen Buchstaben:

„Die Heilige Schrift, deutsch von Dr. Martinus Luther."

Und still wirds im Stübchen und alle lauschen andächtig und voll Verlangen dem Alten im weißen Haar, der mit feierlicher Stimme die Geschichte vorliest vom verlornen Sohne

Lukas 15, 11—21.

„Wie mag der verlorne Sohn in der Fremde den stillen Frieden des Hauses vermißt haben, ihr Kinder", sagt der Vater. „Nicht die rauschenden Vergnügungen der Welt, nein, die bescheidenen häuslichen Freuden im Kreise lieber Menschen, die machen glücklich. Haltet auch ihr daran fest, ihr Kinder, wenn ihr einmal groß seid, am Lesen, am Unterhalten, am Besprechen im Kreise der Familie! Das bringt die Herzen einander näher."

2. In der Kirche am Sonntagmorgen.

Die Glocken rufen ins Gotteshaus. Bald sitzt die Gemeinde beisammen und alle singen mit Orgelschall, denn es ist in der Adventszeit: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her"[1]).

Später tritt der Geistliche auf die Kanzel. In seiner Predigt malt er ein anschauliches Bild:

Paulus weilt gefangen in Rom. Nachricht ist zu ihm gedrungen aus der Stadt Kolossae im mittleren Kleinasien, daß dort Irrlehrer aufgetreten sind. Die lehren, man müsse zu den Engeln beten, wenn die Gebete erhört werden sollen! Sie haben auch wieder pharisäeische Vorschriften aufgestellt darüber, was man essen und trinken dürfe und was nicht: „Das fasse nicht an, das iß nicht, das berühre nicht." Und sie geben genaue, kleinliche Anweisungen für das Halten von Festtagen und Sabbaten.

Demgegenüber schreibt nun der Apostel Paulus den Kolossern, was das Wesentliche eines wahrhaft christlichen Gottesdienstes ist[2]):

1. Das Wort Gottes reichlich dargeboten und verständlich und gemütbewegend ausgelegt.

2. Gemeinschaftlicher Gesang geistlicher Lieder, die im Herzen widerklingen.

Kolosser 3, 16 Lasset das Wort —.

Gerne hören die Kirchgänger die Verkündigung des Wortes und nehmen es sich zu Herzen. Viel lieber wollen sie der freundlichen

---

[1]) Anschaulichen Hintergrund siehe in den Kernliedern der Kirche in Stimmungsbildern. Dresden, Bleyl & Kämmerer. 2. Aufl. S. 92.

[2]) Tögel S. 79.

Mahnung folgen (Evangelium und Kirchengesang), statt wieder in die Gesetzesgerechtigkeit der Pharisäer zu verfallen.

3. Am Montag Vormittag in der Schule.

Religionsstunde ist. Da sitzen die Kinder erwartungsvoll da. Alle erheben sich; denn der Lehrer ist eingetreten. Alle singen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'"[1]. Der Lehrer betet den 2. Vers: „Wir loben, preisen, anbeten dich." Dann beginnt der Unterricht. Nun aber lesen sie von

Jesu Tempelreinigung,

wie der Herr kühn und voll Siegeszuversicht mit hoch erhobener Geißel die Krämer und Wechsler aus dem geweihten Raume hinaustreibt.

Lukas 19, 45, 46.

Und alle lesen mit Eifer und Freude, und alle schauen voll Begier auf den Lehrer, der die Geschichte auslegt und ihnen erklärt, wie der Herr hier den heiligen Frieden des Gotteshauses schützt, in dem die Menschenseele Andacht und stille Sammlung der Gedanken finden soll. Und mit Eifer und gar gerne prägen sie sich die Worte ein, die den Kern der Geschichte bilden: „Mein Haus soll ein Bethaus sein."

Entwicklung.

Welches sind die zwei Grundgefühle, aus denen die Erfüllung der Gebote folgen soll?	Ehrfurcht vor Gott. Liebe zu Gott.
Wir finden sie in jedem der drei Bilder wieder. In welchen?	1. Sonnabend Abend im Hause des Buchbindermeisters. 2. Sonntagmorgen in der Kirche. 3. Montag Vormittag in der Schule.
In welchen Personen?	1. In der Seele des Buchbindermeisters, seiner Frau und Kinder, seiner Hausmagd und des Lehrknechts. 2. In dem Prediger und den Zuhörern in der Kirche. 3. Bei Lehrer und Kindern in der Schule.
Wir vergleichen die Buchbindersfamilie mit den drei Kartenspielern.	Die Kartenspieler verachteten die Predigt und das Wort Gottes. Die Buchbindersfamilie achtete es.
Sie halten es hoch und heilig. Denn?	Stille wird's im Stübchen, wenn das Wort erklingt. Alle hören auf-

[1] S. Kernlieder der Kirche in Stimmungsbildern. Dresden. 2. Aufl. S. 78.

merksam zu. Sie denken sich hinein in die Lage des verlornen Sohnes, der keine Erbauung in der Fremde hatte, sinnen darüber nach und nehmen sich gute Lehren daraus.

Was gefällt uns auch an den Kirchenbesuchern?

Daß sie so aufmerksam zuhören und so gerne zuhören.

Wir lernen zwei wesentliche Stücke des evangelischen Gottesdienstes aus der Kolosserstelle kennen.

1. Wort Gottes.
2. Gemeindegesang.

Und nun die Kinder in der Schule! Wir erfahren hier das dritte Wesensstück des Gottesdienstes.

3. Das Gebet.

Und welche äußeren Bedingungen müssen erfüllt sein, damit die Gebetsstimmung nicht gestört wird?

Alles muß still sein, und der Lärm des Geschäftslebens muß verstummen.

Was aber freut uns an den Kindern besonders?

Daß sie so eifrig und so gerne lernen, das Wort Gottes lernen.

Und inwiefern liegt allen drei Szenen die Ehrfurcht zu Gott und Liebe zu Gott zugrunde?

Weil Gott in ihrer Seele so hoch steht, darum hält die Buchbindersfamilie Gottes Wort heilig,

weil sie von Gott erfahren wollen, darum hören die Kirchenbesucher im Gotteshause so gerne zu,

weil sie das Göttliche fesselt, und weil es ihnen gefällt, darum lernen die Kinder in der Schule davon gerne.

So hat Luther gelehrt, wie man das 3. Gebot recht halten soll.

Ergebnis:

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir Gottes Wort heilig halten, gerne hören und (gerne) lernen.

B. Ausgestaltung.

I. Die Sonntagsruhe.

1.

Zwei Gründe führt Luther für die Sonntagsruhe an.

„Wir feiern die Feste“, so sagt er im Großen Katechismus,

„erstens wegen der leiblichen Ruhe, welche die Natur mit Notwendigkeit fordert für die große Menge der Knechte und Mägde, welche die ganze Woche hindurch der Arbeit gedient haben, damit sie auch einen

Tag haben, wo sie von der Arbeit aufatmen, sich von der Mühe erholen und ihre matten Körper durch Ruhe stärken können;

zweitens aber feiern wir die Feste auch um deswillen, damit am Tage des Sonntags, weil sonst keine Zeit ist, Zeit und Muße gefunden werde zum Gottesdienste[1])."

Im Sinne des zweiten (religiösen) Grundes — Gottesdienst zu ermöglichen und zu schützen — hat die Gesetzgebung in Deutschland bis zum Jahre 1891 gewirkt[2]).

Die Störung der Feier des Gottesdienstes ward verboten in drei Beziehungen:

1. Die öffentlichen Behörden durften die Feier selbst nicht stören.

Gerichtssitzungen durften nicht stattfinden, auch keine Amtshandlungen vorgenommen werden. (Es sei denn, daß Gefahr im Verzuge war, z. B. Aufnahme des Testamentes eines Sterbenden, Vernehmung eines Schwerverwundeten.) — Ähnlich bei den Verwaltungsbehörden. Militärbehörden und Post hatten eingeschränkten Dienst.

2. Der Staat schützte abhängige Personen im Genusse der Festfeier. Die Herrschaft mußte dem Gesinde die nötige Zeit zum Besuche des öffentlichen Gottesdienstes lassen. Zum Arbeiten an Sonn- und Festtagen durfte niemand gezwungen werden.

3. Das Gesetz verbot ferner eine Störung der Festfeier durch rauschende Vergnügungen oder durch lärmende oder öffentliche Arbeiten (Treibjagden und Wochenmärkte an Sonntagen und Festtagen, während des Hauptgottesdienstes anderweit Jagd, Jahrmarktverkehr, öffentliche Musik, Kunst- und Schaustellungen, geräuschvolle Belustigungen).

Kauf und Verkauf in Läden war verboten, Verkauf von Medikamenten in Apotheken und von Backwaren während des Gottesdienstes war erlaubt.

Arbeiten, die an die Öffentlichkeit treten, waren verboten: Abputzen eines Hauses, Ausführen eines Baues an öffentlicher Straße.

Stille Arbeit im Hausinnern war erlaubt.

Ländliche Arbeiten (alle Feld-, Wiesen-, Waldarbeiten) waren verboten, abgesehen von solchen, die im Innern der Häuser oder in Ställen (z. B. Füttern des Viehs) vor sich gehen.

Nur in Notfällen, namentlich in der Zeit der Ernte und Saat, konnten sie nach Ende des Vormittags-Gottesdienstes durch die Ortsobrigkeit ausnahmsweise gestattet werden.

Fuhrwerksbetrieb, Reisen auf öffentlichen Straßen und Eisenbahnen war erlaubt.

So die Bestimmungen bis 1891.

1. Prüfe an deinen heimatlichen Erfahrungen, welche du noch in Kraft findest!

---

[1]) Gr. Kat. Leipzig 1857. S. 33.

[2]) Silberschlag, Die Gesetze Deutschlands über die Sonntagsfeier. Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Tübingen, bei Laupp 1880. (S. 125 ff.)

2. Prüfe, inwiefern sie dem Grundgedanken des Moses (Ruhe), Jesu (Freiheit), Luther (Feier) entsprechen!

3. Welche Bestimmungen erachtest du als besonders menschenfreundlich und wohltätig und somit dem christlichen Geiste gemäß?

4. Welche Erweiterungen scheinen euch notwendig?

2.

Das Heidentum hat keinen Sonntag[1]). Weder die Völker des klassischen Altertums (Griechen und Römer), noch unsere heidnischen Vorfahren (die alten Germanen) kannten einen in kurzen Zwischenräumen regelmäßig wiederkehrenden Feiertag, an dem alles Volk, befreit vom Zwange der täglichen Arbeit, das Recht und die Pflicht fühlte, sich mit edleren und schöneren Dingen zu beschäftigen.

Vom Judentum übernahm das Christentum die schöne Sitte. So führt der Weg von Moses über Jesus zu Luther.

Seit dem Jahre 1848 erlangte der Grund, den Luther als ersten anführte (der soziale: Der Arbeiter soll einen wöchentlichen Ruhetag haben), in Deutschland immer mehr Geltung.

Der Preußische Oberkirchenrat führte in einer Denkschrift aus: „Es muß möglichst verhindert werden, daß die Arbeiter direkt oder indirekt zur Arbeit am Sonntage genötigt werden im Fabrikbettieb oder Eisenbahnverkehr, durch Sonntagsmärkte, ebenso ist die Sonntagsarbeit der Handwerker zu beseitigen, der herrschaftlichen Dienstleute und Tagelöhner und vornehmlich der arbeitenden Klassen. Es muß ihnen ihr christliches Anrecht auf die Ruhe am Sonn- und Feiertage geschützt werden.“

Aber es drängen sich ja manche Arbeiter zur Sonntagsarbeit, die außerdem oft besser bezahlt wird. Also laßt sie doch arbeiten! Die Freiheit, Sonntags zu arbeiten, muß ihnen bleiben. Nein. Der Arbeiter soll gesund bleiben. Also muß er Sonntags seine Ruhe haben. Der Arbeiter soll zufrieden werden. Dazu gehört Sonntagsruhe. Der Arbeiter soll Zeit für seine Familie haben. Dazu ist Sonntagsruhe nötig. Der Arbeiter soll Zeit zur Besinnung auf sich und seinen Gott haben. Darum soll er seinen Sonntag haben. Der Arbeiter sollte einen Teil des Sonntags verwenden zur Arbeit an der Hauswirtschaft, in einem Gärtchen oder Ackerstück, das ihm gehört.

„Soll er arbeiten Tag für Tag, bis er kraftlos zusammenbricht, um sich nicht wieder zu erheben? Niemals wird dem Arbeiter seine untergeordnete Stellung in der Gesellschaft mehr zum Bewußtsein gebracht, als wenn er des Sonntags in seinem Kittel zur Fabrik gehen muß, während seine Mitbürger im Sonntagskleide zur Kirche wallen.“ (Abg. Hitze im Reichstage.)

---

[1]) Stieda im Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 2. Aufl. 6. Bd. Jena, Fischer. Biermer in Elsters Wörterbuch der Volkswirtschaftslehre. Ebenda. Schoenbergs Handbuch der politischen Ökonomie. Laupp, Tübingen 1896. IV.

„Jetzt sieht man seine Kinder kaum", klagte ein Düsseldorfer Kupferhüttenarbeiter.

„Der Arbeiter würde bei einem Verbote der Sonntagsarbeit einen ganzen Tag seiner Familie angehören", äußerte ein sächsischer Konfektionsarbeiter. „Er wird häusliche Beschäftigung haben, sich sein Heim bequem herrichten und es wieder lieben lernen, seine Kinder unterweisen, mit ihnen das Gotteshaus besuchen, Spaziergänge machen, kurz, sich wieder als Mensch und nicht als Lohnsklave fühlen."

Aber wie stand's in Deutschland vor dem Jahre 1891 mit der Sonntagsruhe der Arbeiter?

In mehr als der Hälfte aller Betriebe wurde Sonntags gearbeitet: in 58%. Fast die Hälfte aller Arbeiter mußte Sonntags arbeiten: 42%!

Das trat zutage durch eine Erhebung, die auf Antrag des Reichstags über die Sonntagsarbeit angestellt wurde. Es wurden 40 000 Unternehmer, 30 000 Arbeiter, 6 000 Behörden, 2 000 Vereine befragt. Die Ergebnisse wurden in drei dicken Bänden veröffentlicht[1].

1. Warum nützt es nichts, wenn ein Gesetz erlassen würde, der Arbeiter darf nicht zur Sonntagsarbeit gezwungen werden, sondern muß sie freiwillig tun? (Abhängigkeit, Konkurrenz der Geschäfte.)

2. Wieso muß freilich ein (auch nur teilweises) Verbot der Sonntagsarbeit die Waren verteuern? (Sinken der Produktion, Lohnhöhe doch mindestens Existenzminimum.)

3. Aus welchem Grundgedanken heraus muß aber der Staat doch versuchen, die ungeheueren Schwierigkeiten zu überwinden? (Aus dem des Christentums: der Bruderliebe.)

(Zeit für die Erholung, für die Familie, für den Gottesdienst, für innere Sammlung, für Bildung und Erhebung.)

Es ist eine Aufgabe des Staates, den Schwachen gegen die Ausbeutung des Stärkeren zu schützen. Es erwacht das Bestreben, durch ein Gesetz die Sonntagsarbeit auf das notwendige Mindestmaß herabzudrücken.

3.

Aber wie schwierig ist diese Aufgabe zu lösen in unseren verwickelten Kulturverhältnissen!

a) Industrie. Die Erhitzung der Metalle im Hochofen muß doch fortgesetzt werden, sollen die Anlagen nicht (durch Risse und Sprünge) leiden und viel Brennmaterial verschwendet werden (beim Wiederanheizen). „Statt Kalk würde ich Steine erhalten, wollte ich Sonntags die Feuerung unterbrechen", schreibt ein Kalkbrenner. Die Glasmasse muß sofort aufgearbeitet werden, sonst wird sie unbrauchbar. Das glühende Kupfer darf nicht kalt werden, sondern muß ausgegossen werden.

---

[1]) Ergebnisse der Erhebungen über die Beschäftigung gewerblicher Arbeiter an Sonn- und Feiertagen. Zusammengestellt im Reichsamt des Innern. 1887.

Mit Wasser getriebene Motoren müssen im Winter auch am Sonntage in Gang gebracht werden, weil sie sonst einfrieren. Ebendeshalb müssen auch Dampfkessel geheizt werden.

Gas, Wasser, elektrisches Licht wird in den Häusern und auf den Straßen auch Sonntags gebraucht.

b) Kleingewerbe. Im Gasthause ist mehr Nachfrage am Sonntag als wochentags. Würden die Speisen nicht verderben, dem Wirt und dem Kellner der Verdienst genommen, dem Arbeiter, der nie wochentags fortkann, ein größerer Ausflug beim Verbot aller Sonntagsarbeit sehr schwer gemacht werden?

Der Gärtner muß auch des Sonntags seine Blumen gießen, die gefangenen und getöteten Fische müssen auch Sonntags gepökelt werden, sollen sie nicht verderben, die Kühe im Kuhstall müssen auch Sonntags gemolken, die Milch in der Molkerei auch Sonntags gekühlt werden.

Und müssen Apotheker, Bäcker, Fleischer, Friseure, Badeanstaltsbesitzer nicht auch Sonntags offenhalten?

Die Photographen machen Sonntags die weitaus meisten Aufnahmen, weil da die Leute Lust, Zeit und Geld haben. Manche wären ruiniert, wenn die Sonntagseinnahme fehlte.

c) Handel. Der Hopfen muß auch Sonntags umgeschaufelt werden. Regelmäßig fahrende Schiffe müssen beladen werden. Und wenn ein Kleidergeschäft am Sonntage offen hat, da die Bauern in die Stadt kommen, zu kaufen, so sind die anderen auch zur Sonntagsarbeit gezwungen.

d) Verkehr. Am schwierigsten ist die Sonntagsruhe durchzuführen im Verkehr. Das Publikum verlangt nach Droschken und Fuhrwerken zu Spazierfahrten, Landpartien, Hochzeiten und Kindtaufen. Eilgüter, dringende Sendungen, leichtverderbliche Waren werden am Sonntage befördert, beim Quartalwechsel Möbelfuhren geleistet.

Beim Wassertransport (Schiffahrt und Flößerei) auf Fluß und See kann die begonnene Fahrt auf längeren Strecken nicht gut unterbrochen werden (Sicherheit der Passagiere, Mannschaft, Ladung). Die Staatsbahnverwaltungen halten es für unmöglich, den Stations-, Speditions- und Fahrdienst am Sonntage ruhen zu lassen.

Und wie steht's mit den Arbeiten, die in bestimmten Zeiten großen Umfang annehmen (Strohhutfabrik, Kürschnerei und andere Saisonarbeiten) und mit solchen, die nur kurze Zeit im Jahre betrieben werden (Kampagnearbeiten: Rübenzuckerfabrikation, Konservenfabrikation)?

Und soll dem Windmüller die Arbeit verboten sein, wenn 6 Tage windfrei sind, am Sonntag aber guter Wind weht?

Diese Ausnahmen alle durch ein Gesetz zu regeln, hielt die Regierung für eine undurchführbare Aufgabe. Bismarck hatte noch andere Bedenken. Er sagte 1881: „Man muß die Tragfähigkeit der Industrie genau prüfen, damit man dem Arbeiter nicht die Henne schlachte, die ihm die goldenen Eier legt. Die Sonntagsarbeit bringt dem Unternehmer wie dem Arbeiter

$^1/_7$ des Einkommens. Ich weiß nicht, wie ein solcher Ausfall ersetzt oder getragen werden soll[1]."

1885: 1. „Wenn man mich überzeugt, daß der Arbeiter den Lohnausfall tragen will und dankbar ist für ein Verbot der Sonntagsarbeit, so will ich ein solches Gesetz befürworten. Was helfen dem Volke die höchsten Güter, wenn es Hunger leiden muß?[1]" 2. „Wird der Arbeiter bereit sein, $^1/_7$ seines Einkommens (etwa 14 %), das ist bei 600 M. jährlich 72 M., monatlich 6 M., einzubüßen? Und wenn eine Industrie 700 000 M. Umsatz hat, 100 000 M. jährlich einbüßt, kann sie noch exportfähig bleiben? Sie wird vielleicht ihren Betrieb einschränken und eine ganze Menge Leute muß sieben Sonntage die Woche machen." 3. „Anstatt bei Musik und schönem Wetter am Sonntag im Freien zu sein, genötigt, hinter dumpfen und feuchten Fabrikmauern zu arbeiten. Ein beklagenswertes Schicksal! Aber gar keine Arbeit zu haben, erschüttert zu sein in der Unterlage der Existenz, dem Hunger gegenübergestellt, um ein Sonntagsvergnügen erreichen zu können . . . dazu können die verbündeten Regierungen nicht die Hand bieten, ehe nicht die Arbeiter selbst gehört worden sind." 4. „Ehe wir den Arbeitern ohne ihren Willen ihren Lohn um $^1/_7$ kürzen, habe ich das Bedürfnis, diese Arbeiter in möglichst unabhängiger, unbeeinflußter Weise zu hören"[2].

Stellt die Bedenken zusammen, die geäußert wurden:

1. Wie steht's mit dem Recht des Staates, dem Arbeiter die Sonntagsarbeit zu verbieten?
2. Wie sind die Ausnahmen zu regeln? (Prüfe einige Fälle!)
3. Wird der Schaden nicht größer sein als der Nutzen?

3.

Indes waren auch andere Stimmen laut geworden.

Der Gewerberat in Stuttgart hatte (1850) für eine Erfahrung des Arbeiterlebens erklärt, daß mit Sonntagsheiligung in 6 Tagen mehr gearbeitet werde, als in 7 Tagen ohne Sonntagsruhe, und daß das Aufhören der Sonntagsarbeit der Wochenarbeit zugute komme.

---

[1]) Napoleon I.: „Meine Herren, solange wir die Menschen nicht ernähren, solange haben wir kein Recht, ihnen die Sonntagsarbeit zu verbieten." (Soetber, Die Sonntagsarbeit im Deutschen Reich. Jahrbuch für Nationalökonomie und Statistik. 1888. S. 251.)

[2]) Dagegen wendete die Zentrumspartei ein:

„Es ist ein Gebot Gottes und des Christentums, daß der Sonntag geheiligt werden soll. Da haben wir gar nicht zu unterscheiden, welche Folgen das hat. Die Folgen überlassen wir getrost der Leitung dessen, der das Gebot gegeben hat. Die Regierungen sind da, die Gebote Gottes zur Ausführung zu bringen."

Worauf Bismarck antwortete:

„Wir dürfen in Deutschland nicht in die traurige Lage kommen, daß wir das Gesetz nicht ausführen können, weil die Schädigung durch Ausführung größer ist als die durch Nichtbeobachtung."

Ein Porzellanfabrikant äußert (1884): „Meine Leute feiern Sonntags. Sie verdienen aber bei gleichem Stücklohn mehr, als Arbeiter anderer Betriebe, die Sonntags arbeiten." Ein anderer Unternehmer sagt: „Ich hatte meinen Arbeitern Sonntagsarbeit und Überstunden erlaubt. Sie verdienten aber dann 15—20% weniger."

Im Jahre 1884 ward von Hertling und Genossen (Zentrumspartei) ein Antrag auf Verbot der Sonntagsarbeit eingebracht. 1885 unterbreitete eine Kommission dem Reichstage den Entwurf zu einem Sonntagsgesetze. 3 Tage war lebhafte Debatte. Der Entwurf erlangte nicht die Mehrheit. Nun fand die schon erwähnte Ermittelung des Umfangs der Sonntagsarbeit durch den Reichskanzler statt. 1887 ward der Antrag auf Einbringung eines Gesetzes über Sonntagsruhe mit großer Mehrheit angenommen. Die Regelung der Ausnahmen erschien dem Bundesrat aber als zu schwer durchführbar, ein Gesetz nicht notwendig, deshalb versagte er 1888 dem Beschlusse die Genehmigung.

Im Jahre 1891 brachte die Regierung selbst einen Gesetzentwurf ein. In der Begründung ist ausgeführt: „Dem Arbeiter ist bisher nicht möglich, am Sonntage von der ermattenden Wochenarbeit genügend auszuruhen, sich innerlich zu sammeln und zu neuer Arbeit zu erfrischen und seinem Familienleben sich zu widmen."

In dem Gesetze ist die Arbeit für den größten Teil der Gewerbetätigkeit grundsätzlich verboten. Für jeden Sonn- und Festtag sind 24 Stunden Ruhe vorgeschrieben, bei zwei aufeinanderfolgenden Festtagen 36, an den drei hohen Festen 48.

Die Ruhezeit ist von 12 Uhr nachts zu rechnen.

Im Handelsgewerbe dürfen Gehilfen und Lehrlinge nicht länger als 5 Stunden an Sonn- und Feiertagen beschäftigt werden. Ausnahmen für das ganze Reich sind geregelt, andere können durch die Behörden gestattet werden.

Im Jahre 1895 wurden die Ausnahmebestimmungen für Industrie und Handwerk festgesetzt.

1. Arbeiten in Notfällen und im öffentlichen Interesse (Feuerlöschen, Reparatur einer Brücke).
2. An einem Sonntage für eine gesetzlich vorgeschriebene Inventur.
3. Bewachung von Betriebsanlagen (Wasserwerk, Reinigung und Instandhaltung).
4. Verhütung des Verderbens von Rohstoffen oder Mißlingens von Arbeitserzeugnissen.

Das Gesetz wird als ein Segen empfunden. Die Arbeiter haben trotz der Lohnausfälle das Gesetz dankbar begrüßt. Die Abneigung der Unternehmer ist fast geschwunden. Unsere Industrie ist durch die Sonntagsruhe nicht leistungsunfähiger geworden.

1. Inwiefern gewähren diese Bestimmungen den Arbeitern wirksamen Schutz?

2. Wieso lassen sie doch auch gewisse Bewegungsfreiheit?

3. Inwiefern trifft in Hinsicht auf das Sonntagsgesetz das Wort der kaiserlichen Botschaft von 1881 zu von dem Gemeinwesen, das auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht?

4.

Aber warum hat die Regierung nicht rascher zugegriffen? Warum hat sie nicht, dem Geiste des Christentums entsprechend, dem Arbeiter seine wohlverdiente Sonntagsruhe schon früher gebracht?

1. Das lag zunächst an der Grundanschauung. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts herrschte die Lehre: Der Staat hat nur für seinen Bestand zu sorgen, für die öffentliche Ordnung und für den Rechtsschutz der Bürger.

Das ließ sich aber nicht aufrecht erhalten. Er mußte sich auch der wirtschaftlich Schwachen annehmen und nicht bloß das starre Recht, sondern auch Menschenwohl und Menschenwürde schützen.

2. Nach der kaiserlichen Botschaft von 1881 (Heilung der sozialen Schäden — den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Bestandes — höheres Maß größerer Fürsorge) hatte der Staat voll zu tun. 1883 Krankenversicherung. 1884 Unfallversicherung. 1891 Invaliditäts- und Altersversicherung.

Warum das nicht schneller gehen konnte, hat ein Abgeordneter (Dr. Hartmann) in einem treffenden Bilde ausgeführt:

„Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, den Bau einer großen Dampfesse zu beobachten, einer Fabrikesse von so kolossalen Dimensionen, wie ich sie niemals gesehen hatte. Ich verfolgte tagtäglich den Bau mit Aufmerksamkeit.

Eines Tages ist der Bau verlassen; die Arbeitsleute sind fort; es geschieht nichts mehr. Wäre ich nun so etwas stürmisch angelegt, so würde ich wahrscheinlich ausgerufen haben: Seht die Stümper! Das soll eine Fabrikesse sein, das Ding, der Haufen Ziegel, den sie da hingestellt haben!

Ich bin aber etwas vorsichtiger gewöhnt; ich hielt mein Urteil zurück. Als ich den Baumeister zufällig traf, fragte ich ihn: ‚Wie mag das zusammenhängen, daß da nicht weiter gearbeitet wird?‘ ‚Ja‘, sagte er, ‚wir müssen aussetzen. Das ist eine so furchtbare Masse, da können wir nicht in einer Tour so fortbauen. Wir müssen sie von Zeit zu Zeit ruhen lassen, damit der Bau sich setzt. Sonst senkt er sich, wenn die ganze riesige Esse dasteht, und sie stürzt ein.‘

So auch bei der Sozialreform! Hin und wieder setzen lassen, und nicht verlangen, daß alles in ein oder zwei Jahren fertig ist! Das aber dürfen wir zu Gott hoffen: Wenn es uns nicht vergönnt ist, — unsere Söhne und Enkel werden die Früchte ernten[1].“

---

[1]) Stenogr. Bericht der Verhandlungen des Reichstags. 6. Legislaturperiode. II. Session. 1885—1886. 68. Sitzung.

II. Die Sonntagsfeier[1]).

In der Waldhütte draußen wird's lebendig. Der Vater öffnet das Fenster und läßt die frische Luft ins Zimmer. Sonntag ist heute. Sonnenschein auf der Flur.

O wunderbares tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
als ging der Herr durchs stille Feld.

Nun sind alle Bewohner wach, auch die Kinder. Bald ist der Morgentrank bereitet, und alle sitzen um den Tisch. Vater und Mutter und die jüngste Tochter in Sonntagskleidern; denn sie wollen zur Kirche gehen. Nach kurzem Gebet nehmen sie ihren Morgentrank ein.

Da beginnen die Glocken zu läuten. Die ehernen Herolde Gottes lassen ihren Ruf ins Weite klingen[2]): „Kommt heran! Kommt herein! Laßt uns fromm und freudig sein.“

Es tönet über das weite Feld
ein liebliches Frühgeläute.
Wie ist so ruhig heut' die Welt,
so sonnig und wonnig heute!

Die drei machen sich fertig zum Gottesdienste. In gar verschiedenen Gedanken.

Der Vater hat eine gute Woche hinter sich. Eine neue, höhere Stelle hat er bekommen mit mehr Lohn. Aufseher über die anderen ist er geworden. Gewiß, weil er tüchtiger und fleißiger als die anderen war, treuer und eifriger. Aber sind nicht noch andere da, die auch Gutes leisten? Wie ist sein Herz dankbar, daß das Auge des Vorgesetzten seine Tüchtigkeit erkannt, daß sein Mund seinen Fleiß anerkannt hat!

In das Dankgefühl der Mutter mischt sich eine schwere Sorge, die Sorge um ihren ältesten Sohn, der draußen auf dem Meere als Matrose dem Vaterlande dient. Im Traume sah sie ihn in Gefahr. Und ob sie auch weiß, daß Träume Schäume sind, daß dieser Traum aus ihrer Sorge hervorgegangen ist, so kann sie die trübe Stimmung nicht los werden.

Das jüngste Töchterlein ist auch in seinem Gemüte bedrückt. Hat sie doch schlechte Zensuren unter ihre letzten Arbeiten bekommen und diese Arbeiten nicht, wie sie sollte, dem strengen Vater gezeigt, sondern aus Furcht verheimlicht. So drückt die Schuld ihr Gewissen.

---

[1]) Ein Verständnis kann nicht erzielt werden, wenn bloß das dürre Gerüst eines Gottesdienstes geboten wird. Wirkliche Menschen muß das Kind als Kirchgänger schauen und der Gottesdienst muß in seiner Anschauungsfülle ihm vor die Seele treten. (Die Darlegung muß natürlich dem Verhältnisse des Landes und Ortes entsprechend abgeändert werden. Nach der Behandlung wird der gemeinschaftliche Besuch eines Gottesdienstes besonders segensreich sein.)

[2]) Kommt und hört! Kommt und singt! Kommt und betet! Kommt und tut!

Und nun ist's so wunderbar sonntäglich in der Flur, durch die sie wandern.

Es schimmert der Tau im grünen Plan
wie Perlen auf leuchtender Seide,
als hätte die Flur auch angetan
sonntägliches Festgeschmeide.

Es ist, als sängen die Vögel auch
heut schöner als andere Tage,
als dufteten heut mit stärkerem Hauch
die Blumen im Feld und Hage.

Wie kommt's nur, daß allein der Vater die volle Schönheit des Sonntags so recht fühlen und genießen kann? Wie ein Jubelruf klingt ihm der Orgelschall, der von der Stadtkirche herüberklingt, und rascher wird sein Schritt, und froh und aufrecht schreitet er der Kirche zu, während das Töchterlein schüchtern, die Mutter bedrückt ihm folgt.

Und Orgelklänge tönen von fern,
von Morgenlüften gehoben,
und alles betet: „Wir loben den Herrn
und wollen ihn ewig loben".

Nun betreten sie den hohen Raum mit der gewölbten Decke und den strebenden Pfeilern, die hinauf weisen nach dem Himmel. Dann setzen sie sich still auf ihren Platz nieder, falten die Hände und neigen das Haupt, und jedes spricht sein stilles Eingangsgebet.

Der Vater: „Wie dank' ich dir, du guter Gott, für das, was du mir gegeben hast! Amen."

Die Mutter: „Beschütze meinen lieben Sohn auf allen seinen Fahrten und laß' ihn glücklich und wohlbehalten wieder heimkommen ins Vaterhaus! Amen."

Das Kind: „Lieber Gott, sei nicht böse auf mich und hilf mir nur diesmal aus meiner Angst und Not. Ich will's auch nicht wieder tun, und ich will auch fleißig werden! Amen."

Feierlich still ist's im Kirchenraum. Man kann die Atemzüge hören. Das Kind fühlt das Klopfen seines Herzens.

Nun schlägt jedes ein Gesangbuchlied auf und liest es mit stiller Andacht.

Der Vater: Bis hierher hat mich Gott gebracht
durch seine große Güte.
Bis hierher hat er Tag und Nacht
bewahrt Herz und Gemüte.
Bis hierher hat er mich geleit',
bis hierher hat er mich erfreut,
bis hierher mir geholfen.

Hab' Lob und Ehre, Preis und Dank
für alle deine Treue,

die du, o Gott, mir lebenslang
bewiesen hast aufs neue.
In mein Gedächtnis schreib ich an:
Der Herr hat Großes mir getan,
bis hierher mir geholfen.

Die Mutter: liest einen Liedvers, den sie auf ihren Sohn bezieht, obwohl er anders gemeint ist.

Erhalt' in Sturm und Wellen
dein Häuflein! Laß doch nicht
uns Wind und Wetter fällen!
Steur' selbst dein Schiff und richt'
den Lauf, daß wir erreichen
die Anfurt nach der Zeit,
hilf uns die Segel streichen
in sel'ger Ewigkeit.

Das Kind:

Liebster Jesu, wir sind hier,
dich und dein Wort anzuhören,
lenke Sinnen und Begier
auf die süßen Himmelslehren,
daß die Herzen von der Erden
ganz zu dir gezogen werden [1]).

A.

Die Glocken sind verklungen. Da beginnt das Vorspiel der Orgel. Die Königin der Instrumente beginnt mit vollen Akkorden den König der Könige zu preisen [2]). Sie fordert die Gläubigen auf, in herzlichem Gesange, in inniger, christlicher Liebe sich zu vereinigen, wie Graf Zinzendorf in seinem Gemeinschaftsliede es ausspricht:

Herz und Herz vereint zusammen
sucht in Gottes Herzen Ruh,
lasset eure Liebesflammen
lodern auf den Heiland zu [3])!

Eine Melodie klingt immer deutlicher durch das Vorspiel durch, die Melodie des Eingangsliedes. In ihm sammelt sich die ganze Gemeinde zur Andacht, zum Gebet, zum Lobpreis Gottes.

---

[1]) Anschaulichen Hintergrund zu diesem Liede siehe in den Kernliedern der Kirche in Stimmungsbildern von Lehmensick. (2. Auflage.) Dresden, Schambach. S. 42.

[2]) Püschmann, Führer durch den Gottesdienst. Dresden (Verein zur Verbreitung christlicher Schriften). Ferner: J. Böhmer, Studierstube 1913.

[3]) Den interessanten kirchengeschichtlichen anschaulichen Hintergrund zu diesem Liede siehe im Archiv für Pädagogik. Teubner 1912. Heft 1.

I.

Nun klingen die Stimmen der Alten und Jungen, der Reichen und Armen, des Gelehrten und Ungelehrten zusammen in dem

Eingangsliede,

dessen Klang von den hohen Wänden des gewaltigen Baues widertönt. Dies Lied ist heute:

Jesu, geh' voran
auf der Lebensbahn!
Und wir wollen nicht verweilen,
dir getreulich nachzueilen!
Führ' uns an der Hand
bis ins Vaterland!

Soll's uns hart ergeh'n,
laß uns feste stehn,
und auch in den schwersten Tagen
niemals über Lasten klagen!
Denn durch Trübsal hier
geht der Weg zu dir.

Rühret eigner Schmerz
irgend unser Herz,
kümmert uns ein fremdes Leiden,
o, so gib Geduld zu beiden!
Führe unsern Sinn
auf das Ende hin!

Ordne unsern Gang,
Jesu, lebenslang!
Führst du uns durch rauhe Wege,
gib uns auch die nöt'ge Pflege!
Tu' uns nach dem Lauf
deine Türe auf!

Wir fühlen, wie wir in dieser Bitte zusammengehören und uns zusammenfinden und wie das Wort der Apostelgeschichte wahr wird (4, 32): „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele."

Nun tritt der Geistliche aus dem abgesonderten Raum, der Sakristei, an den erhöhten Tisch, den Altar, von dem das Bild des Gekreuzigten auf ihn und die gläubige Menge herniederschaut. Es beginnt der Altardienst, die Liturgie.

II.

Ein Wechselgesang,

ein gesungenes Gespräch, ein Austausch der Gedanken und Gefühle zwischen Geistlichem und Gemeinde erhebt sich, indem Bitte, Verheißung und Lobpreis miteinander abwechseln.

Der Geistliche stimmt den Eingangsspruch an:

Herr, zeige uns deine Wege!

Und die Gemeinde antwortet:

Lehre uns deine Steige!

Wer ist wohl würdig, sich zu nahen
Zu Gottes hocherhabener Majestät?
Wie darf der Mensch sich unterfangen,
Den Ew'gen anzurufen im Gebet?

so fragt der Kirchenliederdichter Freylinghausen, der Gehilfe August Hermann Franckes, des Begründers des Halleschen Waisenhauses, in einem Liede.

In diesem Gefühle singt nun Geistlicher und Gemeinde den Bittruf, den Ruf um Erbarmen:

Geistlicher: Herre Gott! Gemeinde: Erbarme dich!
Geistlicher: Christe! Gemeinde: Erbarme dich!
Geistlicher: Herre Gott! Gemeinde: Erbarme dich!

Dem demütig Bittenden will Gott gnädig sein. Darum darf auf den Bittruf der Gnadenspruch folgen:

Geistlicher: Gottes Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund seines Friedens soll nicht hinfallen (nach Jesaias 54, 10).

Gemeinde: Amen.

Da zieht Zuversicht in das bedrückte Gemüt, und die tröstliche Gewißheit treibt die Gemeinde zu dem dankbaren freudigen Lobpreis des dreieinigen Gottes, in den auch die Orgel kraftvoll einstimmt.

Geistlicher: Ehr' sei dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geist!

Gemeinde: Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

So schließt sich an den Gedanken dessen, was die Gemeinde bedarf, das Bewußtsein dessen, was sie besitzt.

Da nun die Herzen mit Gott versöhnt sind, da kann auch Gottes Segen einkehren. Ihn verkündet der Geistliche mit dem Gruß:

Geistlicher: Der Herr sei mit euch —
Gemeinde: Und mit deinem Geiste[1])!

So ruft der Geistliche Gottes Segen auf die Gemeinde herab, die Gemeinde erhebt Fürbitte für den Geistlichen, daß Gott ihm beistehe bei der Verkündigung des göttlichen Wortes.

III.

Nun wendet sich der Geistliche wieder dem Altare zu und nach den Worten: „Laßt uns beten“ singt er das

Gesamtgebet (lat. Kollekte),

---

[1]) An manchen Orten: Und mit seinem Geiste.

die Bitte um himmlische Gnade: „Herr Gott, himmlischer Vater, wir bitten dich, du wollest uns durch deinen heiligen Geist also regieren und führen, daß wir dein Wort mit ganzem Herzen hören und annehmen und diesen Tag recht heiligen, damit wir durch dein Wort auch geheiligt werden durch Jesum Christum, deinen Sohn, unsern Herrn."

In froher Gewißheit der Erhörung bekennt die Gemeinde in feierlichem Gesange: Amen. Amen heißt: Ja, ja, es soll also geschehen.

IV.

Der Geistliche tritt nun an das Lesepult zur

Briefverlesung (lat. Epistel)

aus den Briefen des Neuen Testamentes.

Heute: **Epheser 3, 14—21.**

Er schließt mit dem Gebetsrufe: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte!" Und die Gemeinde antwortet: „Lobet Gott! Halleluja!" [1])

V.

Nun bekennt die Gemeinde sich gemeinschaftlich mit dem Geistlichen, der am Altar oder am Lesepult stehen bleibt, zu dem Glauben an den dreieinigen Gott in dem (ohne Vorspiel gesungenen)

Glaubensliede,

zu dem der Geistliche mit diesen Worten auffordert: Lasset uns vor Gott treten mit dem Lobopfer und dem Bekenntnis unseres christlichen Glaubens!

Heute: Allein Gott in der Höh' sei Preis
samt seinem ein'gen Sohne,
in Einigkeit des heil'gen Geists,
der herrscht im Himmelsthrone.

VI.

Und so vorbereitet vernimmt die Gemeinde

die frohe Botschaft

von der Gnade Gottes in Jesu Christo.

Der Geistliche verliest das Evangelium, einen Abschnitt aus einem der vier Evangelien des neuen Testaments.

Das ist der Höhepunkt des ersten Teiles des Gottesdienstes.

Glockenklang, Orgelschall und Eingangslied bereiteten die Seelen in einer Einstimmung vor.

---

[1]) Das Halleluja ist seiner Natur nach musikalischer Ausdruck der Empfindungsfülle. (H. Kretzschmar, Zur Einführung des musikalischen Teils der neuen Agende. Beilage zum Verordnungsblatt des Evang.-luth. Landeskonsistoriums des Königsreichs Sachsen, 1907, 3.)

Im Wechselgesang tauschte die Gemeinde Gefühl und Gedanken aus in Wunsch, Verheißung, Bitte und Lob.

Das Gesamtgebet des Geistlichen stellte eine Steigerung dar, denn es brachte die Bitte der Gemeinde um rechte Wirkung des Gottesdienstes vor des Höchsten Thron.

In der Briefverlesung sprach der Apostel als Herold des Herrn zur Gemeinde. Er gab Heilsvorschriften.

Im Glaubensliede wendete sich die Gemeinde im Bekenntnis an Gott selbst.

Und nun redet der Herr Jesus selber zur gläubigen Gemeinde durch sein Wort. Es enthält Heilstatsachen.

Heute: **Lukas 7, 11—17.**

Der Geistliche schließt die Vorlesung mit den Worten: „Gelobt seist du, Herr Jesu!“

Und die Gemeinde singt: „Lob sei dir, o Christe!“

Hiermit schließt der erste Teil des Hauptgottesdienstes. Der Geistliche kehrt in die Sakristei zurück, um sich in stiller Sammlung auf die Predigt vorzubereiten.

Inzwischen erklingt heute ein Zwiegesang von Frauenstimmen: „Kommet her zu mir alle“ in der Händelschen Komposition.

B.

Jetzt rüstet sich die Gemeinde für die Auslegung des göttlichen Wortes.

VII.

Der zweite Teil des Gottesdienstes beginnt mit dem

H a u p t l i e d e.

In ihm klingen die Grundgedanken der Predigt an.

Heute:

Lebst du in mir, o wahres Leben,
so sterbe nur, was du nicht bist!
Denn seit ich dir mein Herz ergeben,
so weiß ich erst, was Leben ist.
O Jesu, du sollst mein verbleiben,
nichts soll mich von der Liebe treiben,
wie du mir zugesaget hast.
O Strom der Freude, die mich tränket,
wenn sich mein Herz in dich versenket,
und dich, o Seelenfreund, umfaßt!

Soll ich in Not und Kummer stehen,
so laß mich nie verzaget sein!
Die Liebe muß in Tränen säen,
eh' goldne Halmen sie erfreun.

Du gehst voran mit treuem Winken,
und wenn die müden Knie sinken,
so richte du sie wieder auf!
Laß mich im Kampf nicht mutlos werden!
Der kurze Leidensgang auf Erden
führt mich zur ew'gen Freud' hinauf.

Hilf, daß die Hoffnung nicht erlieget,
und daß dein Kreuz ihr Anker ist!
Gib, daß sie alle Angst besieget,
durch dich, der du mein Alles bist!
Die Welt mag auf das Eitle bauen,
ich aber will auf dich nur schauen,
o Jesu, meiner Hoffnung Licht!
Ich will dich stets in Lieb umfassen,
dich, der du mich nicht wirst verlassen,
denn deine Liebe wanket nicht.

VIII.

Der Gesang des Hauptliedes verstummt. Die Orgel, die zuletzt immer leiser tönte, schweigt. Aller Augen sind nach der Kanzel gerichtet.

Der Geistliche steht vor seiner Gemeinde als Botschafter Christi. Er begrüßt sie mit einem biblischen Gruße. Heute: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler.

Und nun kommt die

Predigt

selbst, der Mittelpunkt des evangelischen Gottesdienstes. Gottes Wort spielt eine große Rolle im Gottesdienst (als Spruch mit Anstimmung des Geistlichen und Antwort der Gemeinde und als Vorlesung der Briefstelle und der Frohbotschaft.) In beiden empfängt die Gemeinde das göttliche Wort in seiner ganzen Unmittelbarkeit und tiefsten Gebundenheit. Allein es erscheint auch in der Form der Freiheit (bei aller Gebundenheit im Geist und der menschlichen Vermittelung) in Auslegung und Verkündigung durch die Predigt[1]. Jede Predigt soll Sündenerkenntnis wirken und Besserungsverlangen und Heilsgewißheit. Es ist eine Grundregel der evangelisch-lutherischen Kirche, daß die heilige Schrift die alleinige Richtschnur des Glaubens und Lebens ist.

Darum liegt der Predigt ein Schriftabschnitt zugrunde, den der Geistliche verliest.

Heute: **Matthäus 11, 25—30**[2],
die Frohbotschaft Jesu, das Evangelium im Evangelium.

---

[1]) Brückner, Betrachtungen über die Agende der Evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen. Leipzig 1865, bei Edelmann. I, S. 24.

[2]) Bibelabschnitt (griech. Perikope) für den 16. Sonntag nach Trinitatis.

Nun legt der Geistliche in ausführlicher, kunstvoller Rede den Predigttext der andächtig lauschenden Gemeinde aus. Wie ein Säemann steht er auf der Höhe, der die Samenkörner tröstlicher und mahnender Gedanken in die Herzen streut, daß sie dort aufgehen, Wurzel fassen und Frucht tragen.

„Auf denn, ihr Mühseligen und Beladenen!" Das ist sein Thema. Und die Teile:

1. Aus Sorge und Last heraus.
2. Hinein in Jesu Leben und Seele.

Er malt die Stimmung der verzweifelten Menschenseelen in anschaulichen Bildern und mit des Dichters Worten:

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Wo ist Friede? Er zeichnet das Bild der Jünger im schwankenden Schifflein auf den wildbewegten Wogen des Sees.

Er schildert Jesu Mut, Demut und Sanftmut: seinen Mut im Kampfe gegen die Feinde, seine Demut in Gethsemane (Nicht wie ich will), seine Sanftmut auf Golgatha (Vater vergib ihnen), und stellt sein leuchtendes Vorbild vor die Seelen der lauschenden Hörer, sein Vorbild in seiner Seelengröße, seiner Ruhe und Kraft.

Die erweckten Vorsätze klingen aus in dem Liedverse (von Schefflers: Mir nach, spricht Christus, unser Held):

So laßt uns denn dem lieben Herrn
mit Leib und Seel' nachgehen
und wohlgemut, getrost und gern
bei ihm in Leiden stehen!
Wer nicht gekämpft, trägt auch die Kron'
des ew'gen Lebens nicht davon.

IX.

Kann aber jeder mit frohem Herzen den Vorsatz, den er gefaßt hat, zur Nachfolge auch mit froher Zuversicht ausführen?

Muß er nicht vorher mit seinem Gewissen und mit seinem Gott im reinen sein?

Darum schließt sich der Predigt

die allgemeine Beichte

an[1]), das Bekenntnis der Sünde und der Reue und die Bitte um Vergebung und Kraft zur Besserung.

---

[1]) Wie kommt das, daß im Königreich Sachsen, im Unterschiede von anderen evangelischen Ländern, das Beichtgebet an dieser Stelle des Gottesdienstes steht?

Es war im Jahre 1581, da richtete Vater August an seine Hofprediger ein Schreiben des Inhaltes, daß er in seiner Jugend im Naumburgischen gehört habe,

Kein Kommen und Gehen unterbricht die feierliche Stille. Da tönt das Wort des Geistlichen, der der Mund ist der betenden Gemeinde, zum Höchsten empor.

„Allmächtiger Gott, barmherziger Vater,

ich armer, elender, sündhafter Mensch bekenne dir alle meine Sünde und Missetat, womit ich dich jemals erzürnt und deine Strafe zeitlich und ewig verdient habe.

Sie sind mir aber alle herzlich leid und reuen mich sehr,

und ich bitte dich durch deine grundlose Barmherzigkeit und durch das unschuldige bittere Leiden und Sterben deines lieben Sohnes, Jesu Christi, du wollest mir armen sündhaften Menschen gnädig und barmherzig sein, mir alle meine Sünde vergeben

und mir zu meiner Besserung deines Geistes Kraft verleihn. Amen."

Allen denen nun, die es wirklich ernst meinen mit ihrer Bitte und ihrem Vorsatz, verkündet der Geistliche die Vergebung der Sünden. Aber nur denen. Hier gilt des Dichters Wort:

„Wer immer strebend sich bemüht,
den können wir erlösen."

Feierlich klingt das Wort des Geistlichen durch den hohen Raum und tönt in alle Ecken und Winkel und in alle empfänglichen Herzen tröstlich und verheißungsvoll,

die Verkündung der Vergebung.

„Auf solches euer Bekenntnis verkündige ich, nach Befehl unseres Herrn Jesu Christi, als verordneter Diener seines Wortes,

euch, die ihr euere Sünden herzlich bereut, an Jesum Christum glaubet und den guten, ernstlichen Vorsatz habt, durch Beistand Gottes, des heiligen Geistes, euer sündhaftes Leben forthin zu bessern,

die Gnade Gottes

im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

X.

Nun kann die andächtige Gemeinde Gott getrost und mit aller Zuversicht bitten, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater.

Dies geschieht im

allgemeinen Kirchengebete,

das den Lobpreis Gottes, die Fürbitte für die christliche Kirche und ihre Diener, für König und Vaterland, für Kaiser und Reich, für Landtag und Reichstag, für alle Stände, für Gesunde und Kranke, für den Wohlstand im Lande enthält. Es lautet:

---

wie nach der Predigt öffentliche Beichte gehalten worden sei. Dies habe tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Nun fragte er an, ob diese Sitte nicht auch in seiner Schloßkirche eingeführt werden könne. Seiner Anregung wurde stattgegeben. Allmählich verbreitete sich diese Sitte über das ganze Land. Püschmann S. 21.

„Herr Gott, himmlischer Vater, wir loben und preisen dich für alle die unzähligen Wohltaten, die du uns im Geistlichen und Leiblichen ohne all' unser Verdienst und Würdigkeit erwiesen hast, und bitten dich im Namen Jesu Christi, deines lieben Sohnes, unseres Mittlers und Fürsprechers, um deinen ferneren Segen.

Segne deine Kirche und erhalte sie bei der reinen Lehre deines Evangeliums; laß dein Wort viel Frucht bringen und dein Reich gebauet werden unter uns und allenthalben auf Erden.

Segne alle Regenten und Länder, laß dir besonders unseren König befohlen sein. Erfreue ihn durch deine Güte, leite ihn durch deine Weisheit, stärke ihn durch deine Kraft. Breite über ihn und alle Glieder des königlichen Hauses die Fülle deiner himmlischen Segnungen aus.

Sei mit unserem deutschen Vaterland. Segne Kaiser und Reich. Beschütze die deutsche Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande[1]. Vereinige alle Fürsten und Stämme des deutschen Volkes immer inniger durch das Band des Friedens und laß Glauben und Treue, Kraft und Einigkeit unseres Volkes Schmuck und Ehre sein.

Gib allen Räten und Dienern des Königs und allen Obrigkeiten deinen Geist, daß sie treu und gewissenhaft das Wohl des Landes fördern.

Deiner Gnade befehlen wir unsere Landeskirche und die sie regieren, unseren Kirchenpatron und Kirchenvorstand, daß sie der Gemeinde Bestes suchen, die Lehrer in Kirche und Schule, daß sie das Evangelium treu verkündigen und dir wohlgefällig wandeln. Segne die Eltern, daß sie ihre Kinder in deiner Furcht erziehen.

Erbarme dich des ganzen Landes und aller seiner Bewohner. Gib zur treuen Arbeit in Wissenschaft und Kunst, in Handel und Gewerbe gnädiges Gedeihen. Segne den Acker- und Bergbau.

Gib ersprießliche Witterung zum Wachstum der Früchte des Landes und laß sie uns mit Danksagung in Frieden genießen.

Bewahre uns vor schweren Heimsuchungen und Nöten. Hilf den Hilfsbedürftigen, tröste die Traurigen, gib Geduld und Kraft den Kranken und Schwachen, Gedeihen den Müttern und Säuglingen. Sei den Witwen und Waisen Vater.

Erhalte uns auch in Leiden im festen Glauben und demütigen Gehorsam und hilf uns, wenn unser Stündlein kommt, durch deine Gnade selig sterben. Gelobt sei dein heiliger Name immer und ewiglich, durch Jesum Christum. Amen."

Hieran schließen sich noch besondere Fürbitten, Danksagungen und auch Abkündigungen.

Alles, was die Gemeinde sonst noch auf dem Herzen hat, wird zusammengefaßt im

Vaterunser

mit seinen drei Hauptbitten:

---

[1]) und in der Luft!

Vater unser, der du bist im Himmel!

Geheiligt werde dein Name! Zu uns komme dein Reich! Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auf Erden! } Mach' uns gut!

Unser täglich Brot gib uns heute! } Mach' uns satt!

Und vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern! Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel! } Mach' uns glücklich!

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

„Das Vaterunser ist tiefer als ein Meer, ausschöpfen können wir es nicht. Aber wir können aus seiner Fülle schöpfen und unsere armen Seelen sättigen." (Nach W. Löhr.)

XI.

Mit dem (Aaronitischen)

Segenswunsche

verläßt der Geistliche die Kanzel[1]). Es ist der hohepriesterliche Segen 4. Mose 6, 24—26:

Der Herr segne dich (gebe dir Glück und Gutes) und behüte dich! (bewahre dich vor Leid und Schaden).
Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig! (schaue liebevoll und freundlich auf dich).
Der Herr erhebe sein Angesicht (schützend) über dich und gebe dir Frieden!

XII.

Und nun klingt die Stimmung aus in dem gemeinschaftlich gesungenen

Schlußvers.

Heute: Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi
und die Liebe Gottes
und die Gemeinschaft des heiligen Geistes
sei mit uns allen! Amen. (2. Kor. 13, 13.)

Da heute keine Abendmahlsfeier stattfindet, verläßt die Familie nach kurzem, stillem Gebete den Gottesdienst und kehrt heim[2]).

* * *

1. Welche Teile des Gottesdienstes werden den Vater, welche die Mutter, welche das Kind am meisten ergriffen haben?
2. Was wird jedes daheim erzählen?

---

[1]) Zuweilen hat der Gottesdienst noch einen dritten Hauptteil (besonders auf dem Lande): 1. Lied. 2. Dankspruch. 3. Dankgebet. 4. Amen. 5. Segen. 6. Schlußvers. Siehe Püschmann S. 21 ff.

[2]) Vergleiche: Hering, Gottesdienst. Herzogs Real-Enzyklopädie für protestantische Theologie. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung 1899. Bd. 7.

3. Gib die Wirkung in jeder der drei Seelen an, wenn sie die rechte war!

4. Der Gottesdienst bietet einen reichen Wechsel. Worauf willst du besonders achten, wenn du den Gottesdienst besuchst?

5. Versuche die zwölf Punkte des Gottesdienstes in sechs zusammenzufassen! (1. Eingangslied. 2. Wechselgesang und Gesamtgebet. 3. Schriftverlesungen und Glaubenslied. 4. Hauptlied und Predigt. 5. Beichte und allgemeines Gebet. 6. Segen und Schlußvers.)

C. Anwendung.

I. Sonntagsruhe.

1. Zur Zeit der französischen Revolution wurde der christliche Sonntag abgeschafft. Erst der 10. Tag sollte ein Ruhetag sein. Warum war diese Maßnahme nicht im christlichen Geiste?

Es war eine törichte und unnütze Verkürzung der dem Arbeiter so nötigen Ruhe und Erholungszeit.

Wir?

Wir wollen daran festhalten, daß jeder 7. Tag ein Ruhetag ist.

2. Man sagt: Werke der Not und der Nächstenliebe darf man verrichten am Sonntag. Nenne dafür Beispiele aus dieser Umgebung!

Werke der Not: Feuerlöschen, Wasserleitung wiederherstellen, ärztliche Tätigkeit (Hilfe bei Beinbruch, bei Augenverletzung, bei Blinddarmentzündung, bei hohem Fieber).

Werke der Nächstenliebe: Dem Bettler ein Essen bereiten, ein Lager zurecht machen, Krankenbesuche.

Dazu kommen noch: Werke der unumgänglichen Notwendigkeit und solche der Erhebung oder Erholung.

Unumgängliche Notwendigkeit, z. B. Viehfüttern.

Erhebung: Gute Bücher lesen, ein Museum besuchen, gute Bilder betrachten. (Für den körperlich Arbeitenden vor allem.)

Erholung: Das Gärtchen am Hause besorgen. (Für den geistigen Arbeiter vor allem.)

3. Welche Leute genießen die Wohltat solcher Sonntagsruhe noch nicht?

Eisenbahnschaffner, Briefträger, Kutscher, Kellner, Apotheker, Ärzte, Geistliche.

Man unterscheidet regelmäßige, periodische und ausnahmsweise Sonntagsarbeit. Beurteile die 3 Arten nach dem Grade der Schädigung!

Die ausnahmsweise Sonntagsarbeit ist wenig schädlich. (Wenn vor Weihnachten ein Arbeiter auch einmal einen oder den andern Sonntag arbeiten muß, die bestellten

Waren fertig zu machen, so ist das nicht so schlimm.)

Die periodische Arbeit ist in manchen Berufen schwer zu entbehren. (Strohhutfabrikation. Erntezeit bei unsicheren oder ungünstigen Witterungsaussichten.)

Durchaus zu bekämpfen ist die regelmäßige Sonntagsarbeit. (Sie macht den Menschen stumpf und verdrießlich. Sie nimmt ihm Kirchgang und Erholung.)

Wie sorgt man für die Arbeiter in Industriebetrieben, die keine Unterbrechung zulassen?

Die Arbeiter werden in zwei Schichten geteilt. Eine Schicht arbeitet den einen Sonntag, feiert den nächsten.

Wie sorgt man für Postbeamte und Eisenbahnangestellte, die Sonntags arbeiten müssen?

Statt des Sonntags einen Wochentag als Ruhetag.

Aber ihnen fehlt doch dann die Möglichkeit des Gottesdienstes? Aufgabe der Kirchenverwaltung! Lösung?

Abendgottesdienst am Sonntag oder in der Woche.

Nachtgottesdienste für Kellner.

Welchen Nachteil haben diese Leute aber doch?

Ihre Kinder haben am Sonntag frei. Sie nicht. Wenn sie frei haben, sind die Kinder in der Schule.

4. Rauchende Fabrikessen am Sonntage, welche Gedanken wecken sie in dir?

Arbeitende Menschen. Ist's notwendig? Warum? Wann haben sie Ruhe, Freiheit und Zeit für ihre Seele?

Sieh, welche Sonntagsarbeit du in deiner Umgebung findest! Suche die Gründe dafür auf!

1. Technisch begründete Arbeiten. Im Bergwerk darf der Betrieb nicht stillstehen.
2. Ausnutzung von Kräften, die nicht immer wirksam sind, z. B. Windmühlen.
3. Rücksicht auf Nachfrage und öff. Interesse: Photographen.
4. Dringlichkeit: Überschwemmung, Briefträger.

Wie machst du es, wenn du als Lehrling oder Geselle der Meinung bist, daß die Sonntagsruhe, die dir gewährt wird, nicht den berechtigten Ansprüchen entspricht?

Erkundigen bei deinem Lehrherrn, beim Obermeister, bei deinem Lehrer, deinem Geistlichen, beim Gemeindevorstand oder auf der Polizei.

Entscheidend ist der Wortlaut der Gewerbeordnung im Reichsgesetzblatt

(zu erhalten in großen Bibliotheken) und die im Orte geltenden Bestimmungen des Bundesrates, der Landes- und Ortsbehörden (Amtsblatt des Ortes).

Wie sollst auch du das Gesetz auslegen?

Verständig, wohlwollend und mit Freiheit, nicht auf den Buchstaben pochend, nicht Vorteile herausholend, die der Gesetzgeber gar nicht gemeint hat und haben kann.

Was gilt aber in Streitfällen?

Zweifellos der Wortlaut. Die Auslegung steht dann dem Richter zu.

5. Ist nicht die Sonntagsruhe ein verderbenbringendes Geschenk für die Arbeiterschaft?

Das liegt nicht am Sonntag, sondern am Alkohol. Unter seinem verderbenbringenden Einfluß wird der Sonntagssegen zum Sonntagsfluch.

Ein Gefangenanstaltsgeistlicher hat ermittelt (in 61 Anstalten), daß von 100 wegen Körperverletzung und Totschlag Verurteilten fast 60 ihre Verbrechen am Sonnabend Abend, Sonntag oder Montag, 30 am Sonntag, verübten.

Die Reichskriminalstatistik zeigt, daß 1898 und 1899 auf den Sonntag über 250 Körperverletzungen fielen, 125 auf Montag, etwa 100 auf Sonnabend, auf Freitag noch nicht 50. Also?[1])

Dem Alkohol sind also
am Sonnabend 50 zuzuschreiben
am Montag 75 „
am Sonntag 200 „

Freilich auf schlechte und schwache Charaktere hat auch dies wohltätige Gesetz unheilvoll gewirkt.

Manche vergeuden am Sonntage ihr Geld, betrinken sich, gewöhnen sich an einen leichtsinnigen und liederlichen Lebenswandel (Tanzboden, Kino, Variété).

Was kann die Gesellschaft und der Einzelne tun, die Schädigungen, welche die Sonntagsruhe für schwache Charakter befürchten läßt, zu mindern?

Einrichtungen gesunder und edler Erholungsstätten zum Ersatz des Wirtshauses (Volksbibliotheken, Musikvereine, dramatische Darstellungen, Deklamationsunterhaltungen).

6. Es ist Montag Morgen. Farbenfrohe Bilder malt des Lehrers Wort,

1. Die Unterbrechung der Arbeit durch den Sonntag.

[1]) Baer u. Laques, Die Trunksucht und ihre Abwehr. Urban u. Schwarzenberg. Berlin 1907. S. 118 f.

Eingang heischend in die Seele des Kindes. Aber des Geistes Tür bleibt verschlossen. Nur matt und müd' antwortet seine Seele auf das Lehrerwort.

2. Die bunten Bilder des Sonntags.
3. Die späte Heimkehr, der kurze unruhvolle Schlaf.

Was könnte hier Schuld sein?

Ein Zaubertrank ist es, der des Kindes Auge umflorte, seine Sinne verwirrt, das Denken verdunkelt[1]).

Der Alkohol.

Also ist der freie Sonntag schuld, den die Kinder hatten?

Nein. Der Alkohol. Bier, Wein und Schnaps verdirbt die körperliche und geistige Gesundheit der Kinder. Daß sie den Sonntag falsch verbringen, das ist schuld.

Und so auch bei den Erwachsenen. Ein Trinker, der bis in die Sonnabend-Nacht hineinzecht, am Sonntagmorgen in die Kirche geht, am Nachmittag wieder Alkohol trinkt.

Heuchlerischer, bloß gewohnheitsmäßiger Gottesdienst! Die Woche wird mit Unsegen begonnen und endet in Unsegen.

Über zu strenge Sonntagsruhe wird in England geklagt. Nichts kann gekauft werden am Sonntag (außer Brot, Milch und Fischen außerhalb der Zeit des Gottesdienstes). Keine Musik erklingt. Langweilig verläuft der Tag. Der arbeitslose Geist verödet[2]). Ist das im Sinne Jesu?[3])

Wir müssen unterscheiden: Die strenge Ruhe von der Arbeit ist gewiß im Sinne des Herrn.

Daß der Engländer so wenig Gelegenheit zu Freuden, Unterhaltung und Geselligkeit hat, ist gewiß nicht im Sinne dessen, der gesagt hat: „Freuet euch mit den Fröhlichen."

Wie denken wir uns einen deutschen Sonntag recht vollbracht?

Am Morgen stille Sammlung der Seele bei einem guten Buche.

Am Vormittag Kirchgang.

---

[1]) K. König, Der Alkohol in der Schule. Beiträge zur Persönlichkeitsbildung für Schule und Haus. Straßburg 1912 bei Bull. S. 60.

[2]) Soetbeer, Die Sonntagsarbeit im Deutschen Reich. S. 301.

[3]) Bismarck erzählt: Ich war an einem Sonntage zum ersten Male an Land getreten und war so froh, eine schlechte Fahrt überstanden zu haben, daß ich unwillkürlich irgend ein Lied pfiff — nicht sehr laut —, und ein Bekannter vom Schiff, der mit mir ging, sagte mir etwas ängstlich: „Bitte, Herr, pfeifen Sie nicht!" Ich sagte: „Warum sollte ich nicht? Ich bin vergnügt." — Er antwortete: „Es ist Sonntag."

Das war in Hull, und er setzte mir mit Wohlwollen auseinander: Ich liefe Gefahr, Unannehmlichkeiten zu erleben. Das hatte für mich die Folge, daß ich sofort wieder an Bord ging und nach einer andern Gegend fuhr.

Ich glaube nicht, daß eine solche Zwangsfeier Gottes Gebot entspricht und geeignet ist, den Menschen zu bessern. (Reichstagsrede vom 6. Mai 1885.)

Zu Mittag das gemeinschaftliche Mittagsmahl im Kreise der Familie.

Am Nachmittag ein Ausflug in Gottes freie Natur.

Am Abend gesellige Unterhaltung, Vorlesen, Hausmusik und Spiel (aber nicht Gewinnspiel und nicht Karte, etwa Schach) in der Familie.

7. Darf ein Kind Sonntags Schularbeiten machen?

Im allgemeinen ist der Sonntag für Erholung bestimmt. Also halte dich in der Woche dazu, daß du am Sonntag ruhen kannst!

Aber es gibt doch Ausnahmen.

Die Woche über war Mutter krank, und das Kind mußte die Wirtschaft besorgen.

Ein Kind ist zurückgeblieben im Rechnen, und der Vater sagt: „Ich will dir ein bißchen helfen.“

Ein Junge findet zu seinem Aufsatz erst am Sonntag die nötige Stille und Sammlung.

Dürfen Kinder im Hause den Eltern Sonntags helfen und auch Wege besorgen?

Aber gewiß. Das ist ein Gott wohlgefälliges Werk, wenn sie das pünktlich und gewissenhaft tun.

Sonntags: Laubsägearbeiten. Beurteilt!

Wenn der Knabe nicht zu regelmäßiger Laubsägearbeit am Sonntage gezwungen ist, und wenn ihm der Kirchgang nicht unmöglich wird dadurch, ist nichts einzuwenden.

Ein kleiner Junge bläst auf seiner Trompete und ein anderer trommelt laut die Straße entlang, $^1/_2$10 Uhr Vormittags.

Störung des Sonntagsfriedens und der Andacht der andern. Verboten[1]).

8. Warum schützt das Gesetz vornehmlich die abhängigen Bevölkerungsklassen? (Arbeiter in Fabriken, Werkstätten und Bauten, Verkaufsstellen.)

Gefahr, daß der Arbeitgeber durch seine größere Macht den Arbeiter zu unfreiwilliger Sonntagsarbeit nötigt.

Als das Gesetz geschaffen wurde, bezweckte eine Reihe von Anträgen das absolute Verbot jeder werktätigen

---

[1]) Vergleiche auch das Reichs-Strafgesetz-Buch § 366, 1. Mit Geldstrafe bis zu 60 M. oder mit Haft bis zu 14 Tagen wird bestraft, wer den gegen die Störung der Feier der Sonn- und Festtage erlassenen Anordnungen zuwiderhandelt.

gewerblichen Sonntagsarbeit. Welche Gründe mag man gegen absolute Sonntagsruhe angeführt haben?

Gefahr puritanischen Sonntags, schwere Schädigung der Industrie. Unterbleiben notwendiger Arbeiten.

Ob das Gesetz wohl für alle Zeiten feststeht?

Nein. Es ist ein ewiger Fortschritt und Wandel[1]).

Welche Erweiterungen des Gesetzes über die Sonntagsruhe scheinen dir im christlichen Sinne zu sein?

9. Die Hausfrau hat keinen Sonntag und Feiertag. Welche Pflichten erwachsen dem Hausherrn und der Familie daraus?

Mithilfe bei der Arbeit. Auch einmal auswärts oder abends essen.

Wie denkst du einmal als Erwachsener andern Sonntagsruhe zu ermöglichen?

Nicht: Dringendes Sonnabend bestellen. Den Dienstboten ihren Sonntag geben usw.

II. Sonntagsheiligung.

1. Die ev.-luth. Gottesdienstordnung ist aus der mittelalterlichen Messe herausgebildet. Luther hat alles rein Katholische, alles Unevangelische ausgeschieden. Außerdem waren die Bearbeiter bedacht, innern Fortschritt herzustellen, die Gemeinde rege zu beteiligen und möglichst nur die deutsche Sprache anzuwenden. Suche die drei angegebenen Punkte auf!

An hohen Festtagen wird der Bittruf „Herr, erbarme dich“ griechisch gesungen „Kyrie eleïson“.

1. Innerer Fortschritt: (Nachzuweisen!)

2. Beteiligung der Gemeinde.
Antwort im Wechselgesang.
Kirchenlieder.
Inneres Mitsprechen beim Gebet.

3. Alles deutsch.
Außer den hebräischen Worten „Halleluja“ (Lobet den Herrn!) „Hosianna“ (Hilf uns, Heil ihm!) „Amen“ (Es geschehe!) und Zebaoth (himmlische Heerscharen) und dem griechischen „Kyrie“ (Herr!) kommt kein fremdes Wort vor.

2. Deute folgendes Gleichnis! Wenn die 6 Brüder matt und müde von der Arbeit heimkehrten, leuchtete ihnen schon von fern das Licht entgegen, das der siebente Bruder für sie bereit hielt. Drin fanden sie alles aufs beste geordnet und geschmückt. Da freuten sie sich über den siebenten Bruder und lobten ihn jedesmal.

So freuen wir uns über den Sonntag.

---

[1]) Während der Drucklegung dieses Buches sind Bestrebungen im Gange, die Sonntagsruhe im Handels-Gewerbe neu zu regeln. Ihr Abschluß ist durch den Krieg Rußlands, Frankreichs und Englands gegen uns unterbrochen worden. Noch ehe dieser Bogen die Presse verläßt, sind zu den Feinden Deutschlands hinzugetreten Serbien, Belgien, Montenegro, Japan. In 21 Tagen 7 Feinde! 7 gegen 2! Gott gebe unserer gerechten Sache den Sieg!

Aber später wurden sie anderer Ansicht. „Müßiggänger!“ nannten sie ihn, zwangen ihm Spaten und Hacke in die Hand und trieben ihn hinaus aufs Arbeitsfeld. Nun grüßte sie kein freundlicher Lichtschein mehr, keine fürsorgliche Hand hatte das Hauswesen geordnet und den Tisch gedeckt. Und siehe da, es ward nicht mehr gefördert, als vordem, weil sie sich so unbehaglich und arm fühlten.

Wenn uns der Sonntag fehlt mit seiner Erquickung und Erhebung, schaffen wir nicht mehr als sonst; eine Quelle der Kraft und der Freude hat aufgehört zu fließen.

Da willigten sie ein, daß der siebente Bruder wieder im Hause blieb, und fortan erleichterte und verschönte er mit seinem stillen Walten ihr Leben [1].

Darum laßt uns den Sonntag recht genießen, daß wir danach in der Woche recht arbeiten können!

3. Was halten wir von Sonntagskleidern und vom Sonntagsessen und Sonntagsschmuck der Wohnung?

Lobenswert, der Tag wird dadurch ausgezeichnet. Notwendig nicht.

Gute Kleider in der Kirche!

Schau nicht danach! Brüste dich nicht damit! Sieh nicht verachtend auf den Arbeitsmann! Er hat seine besten Kleider an, aber die sind eben so. Du ziehst deine besten Kleider an wie er. So seid ihr vor Gott gleich.

4. Welche Gleichnisse sind im Kirchenbau in steinerner Schrift zu lesen?

Kreuzesgestalt hat der Grundriß des Kirchenbaues.

Nach Osten zu ist der Altar gestellt, denn aus dem Osten kam zu uns das Licht.

Nach oben zu streben die Pfeiler, die Säulen, der Turm. Sie lenken unsre Gedanken hinweg vom irdischen Treiben nach dem Himmel.

Die Kirche ragt hoch empor über das Häusergewimmel. Wie eine Henne über den Küchlein sitzt, so schaut sie schützend über sie.

Welch fromme Gedanken weckt der Kirchenschmuck?

Das große Kruzifix am Altar mahnt uns an Christi Opfertod. „Das tat ich für dich, was tust du für mich?“

Das Altarbild lenkt unsere Ge-

[1] Nach Püschmann, S. 3f.

danken auf die dargestellte Szene und die darin verborgene Idee.

Der Taufstein mahnt uns an das Taufgelübde, das die Paten für uns abgaben, das wir erneuern werden zur Konfirmation.

Mancher sagt: „Ich kann auch in Gottes freier Natur Gottesdienst halten." Was meint ihr dazu?

Gewiß, er kann's. Aber tut er's? Die Seele will auch einmal neue Nahrung haben. Die gibt die Predigt. Bist du so reich, daß du ganz darauf verzichten kannst?

Mancher ist durch Krankheit verhindert, das Gotteshaus zu besuchen.

Er hat die Bibel, Propheten, Psalmen, Evangelien. Er hat das Gesangbuch. In manchem Hause findet sich auch ein Erbauungsbuch. Hat er großes Verlangen, so kann er auch den Geistlichen in sein Haus bitten, er wird gern kommen.

Manche fragen: „Wer hält am schlechtesten das 3. Gebot?" und antworten! „Die Geistlichen." Widerlege diese Meinung!

Jesus hielt ja die enge Auffassung von der absoluten Sonntagsruhe für falsch und hat sie bekämpft. Die Geistlichen heiligen den Sonntag, indem sie an der Erhebung und Besserung der Menschenseele arbeiten.

Vergleiche die beiden Fassungen, die das 3. Gebot in der Bibel hat mit dem Lutherschen Wortlaut!

2. Mos. 20, 8: Eingedenk zum Heiligen.

5. Mos. 5, 12: Halten zum Heiligen.

Luther: Heiligen.

Der Sinn ist derselbe.

5. Die Adventisten vom 7. Tage vertreten die Ansicht, daß wir Christen den Sonnabend feiern müßten, da Gott das so geboten habe[1]). Was sagen wir dazu?

1. Gott hat die Feier des Sabbats, des 7. Tages, unseres Sonnabends, den Juden geboten.

2. Aber wir Christen haben Freiheit. Wir kennen ja den menschenfreundlichen Grund des Gebots, die innere Notwendigkeit, den idealen Zusammenhang. Ein Tag in der Woche soll den Menschen gegeben sein zur Ruhe und zur Erhebung der Seele. Welcher Tag gefeiert wird, darauf kommt es nicht an[2]).

---

[1]) Welchen Tag feierst du und warum? Internationale Traktatgesellschaft, Hamburg 1905.

[2]) Sehr schön heißt es im 12. Absatz des 28. Artikels der Augsburgischen

Mancher Adventist hat am Sonnabend Heeresdienst verweigert. Warum achtet die Heeresverwaltung nicht des Mannes ehrliche Überzeugung und läßt ihn Sonnabends frei, umsomehr, da er gern bereit ist, Sonntag Dienst zu tun?

Im Heere muß Einheit sein. Das Beispiel würde Nachahmung finden, und viele würden keinen Dienst tun.

Und wie, wenn unser Heer Sonnabends angegriffen wird vom Feinde?

Es würde ihm gehen, wie jener schon erwähnten Judenschar, die am Sabbat von Syriern angegriffen und niedergehauen wurde. (1. Makk. 2.)

Der Führer Mattathias aber war besorgt, daß das ganze Volk so zu grunde gehen würde. Es gab für ihn eine höhere Pflicht, die Erhaltung des Volkes. Lies seinen Befehl!

1. Makk. 2, 41.

Wende das auf uns an!

Gottesfrieden.

6. Jüngere Kinder langweilen sich oft im Gottesdienste, weil sie ihn noch nicht verstehen. Was soll man tun?

Sie lieber in den Kindergottesdienst schicken, der für sie berechnet und auf Kinder eingerichtet ist.

7. Wie kannst du den Sonntag daheim zu einem rechten Sonnentag der Familie machen?

Recht artig, zufrieden, freundlich sein.

Wende den Turnerspruch: Frisch, fromm, fröhlich, frei auf die Sonntagverbringung an!

Anderen helfen, vorlesen und erzählen, was andere freut. So auch aus der Schule.

In früheren Kirchengebeten war die Bitte enthalten um Schutz vor vergifteter Luft, vor den Türken und um ein bequemes Gewitter. Was zeigen uns diese Bitten?

Andere Anschauungen von Krankheit (Bazillenlehre usw.)

Andere politische Verhältnisse, andere (bäuerliche) Verhältnisse Deutschlands.

8. „Die 6 Schultage sind nur in einen zusammengeschmolzen“ sagt ein Erwachsener. Inwiefern hatte er Recht?

Die Kirche: ein Schulhaus.

Der Gottesdienst: ein Schulunterricht.

Der Geistliche: ein Lehrer.

9. Jede Predigt sollte einen Irrtum beseitigen, jedes Lied ein edles Gefühl wecken, jedes Gebet eine gute Tat hervorrufen. Zeige das an dem Beispiele der 3 Familienglieder!

Mutter: Irrtum: Sohn ohne Schutz.

Vater: Gefühl: Dank und Vorsatz, gegen andere freundlich.

Tochter: Tat: Gesteht den Eltern alles, bessert sich.

Konfession: „Weil vonnöten gewesen ist, einen gewissen Tag zu verordnen, auf daß das Volk wüßte, wann es zusammenkommen sollte, hat die christliche Kirche den Sonntag dazu verordnet, damit die Leute ein Exempel hätten der christlichen Freiheit.“

10. Wende folgendes Gedicht auf die 3 Personen an!

An den Sonntag.

Sonntag, goldnes Tor der Liebe
Zu der Gottheit Kraft und Rat,
Öffne unserm Wunsch und Triebe
Stillen Raum zu heil'ger Tat!

Lenk aus Werktagsstaub und -fehle
Zu des Lebens Weihequell,
Daß er die zermühte Seele
Mache stark und hoffnungshell!

Wilhelm Müller.

Herr, gib uns einen recht gesegneten Sonntag!

Das vierte Gebot.

A. Grundlegung.

I. Das Gebot.

Ein alter Jude belehrt Kinder, wie sie zu ihren Eltern sein sollen.

Einstimmung.

Zur Zeit Salomos ist's, des Königs. Da steht eine Hütte nahe bei Jericho.

Auf diese Hütte zu eilen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, öffnen sie und treten ein und begrüßen mit freundlichem Gruß und mit Neigen des Kopfes den Alten, der da am Fenster sitzt.

„Hast du wieder etwas für uns, Onkel Akiba?" so fragt der helläugige Knabe. Und das Mägdlein streichelt seine welke Hand und sagt bittend: „Erzähl uns wieder eine schöne Geschichte aus der Väter Tagen! Ach bitte!"

Da schaut der Alte sie sinnend an. „Heute will ich euch erzählen:

1. Wie Joseph, als er der erste nach dem Könige geworden war, seinen alten Vater (der doch ein Viehhirte war) ehrte."

Die Forderung.

1. Ehre deinen Vater!

Darbietung.

Und dann liest er:

1. Mose 46, 29—31. 33—34.
47, 1—3. 7.

Entwicklung.

Welches törichte Vorurteil hatten die Ägypter gegen die Viehhirten?

Die Ägypter verachteten sie. Viehhirten waren ihnen ein Gräuel.

Inwiefern ist das ein törichtes Vorurteil?

Jeder Mensch verdient Achtung, der ehrenhaft ist und durch ehrliche Arbeit sich sein Brot erwirbt.

Und der Stand der Hirten ist doch ein so nützlicher für die Volksgenossen!

Sie sorgen für die Volksernährung mit Fleisch, Milch, Käse.

Inwiefern zeigt Joseph aber, daß ihn das Vorurteil der Ägypter nicht stört?

Er befiehlt seinen Brüdern ausdrücklich, dem Pharao (dem ägyptischen Könige) zu sagen, „wir sind Viehhirten".

Und?

Er sagt dem Könige ausdrücklich: „Mein Vater und meine Brüder, ihr kleines und großes Vieh sind gekommen."

Wodurch ehrt er also den alten Vater?

1. Ergebnis: Dadurch, daß er den Stand und Beruf seines Vaters hochachtet und das auch denen zeigt, die nichts von diesem Stande, von diesem Berufe halten.

Und wir müssen dabei an den Stand denken, den Joseph selbst nun hatte.

Einen sehr hohen. Er war der Erste nach dem Könige.

Ein eingebildeter Mensch hätte anders denken und handeln können.

Er hätte denken können: „Ich will lieber meine Herkunft aus so niederem Stande verschweigen, daß niemand eine geringe Meinung von mir bekommen kann."

Aber Joseph?

Joseph schämt sich seiner Herkunft nicht. Und das ist schön von ihm.

Er dachte dankbar zurück an die Zeit in Kanaan. (Wen hatte der Vater durch seine Arbeit auch vor Not behütet?)

„Da hat der liebe Vater durch seine Arbeit und Mühe mit seinen Herden auch mich ernährt und erhalten."

Und was hat er alles von seinem tüchtigen, erfahrenen Vater gelernt!

„Als Viehhirt hab' ich unter seiner treuen Hand arbeiten gelernt. Das ist dann in Ägypten die Grundlage meines Glückes geworden."

Darum ist's recht, daß er den Stand des Vaters hochhält. Und was tut Joseph alles sonst, seinen Vater zu ehren?

1. Er läßt den Wagen anspannen und fährt seinem Vater entgegen.

2. Er fällt dem alten Vater um den Hals.

Und wir merken, daß sein Tun nicht bloß äußerliche Form ist, wir merken's an der tiefen Bewegung seiner Seele.

Joseph weint lange an des Vaters Halse.

Was für Tränen vergießt hier der gute Sohn?

Freudentränen.

Und dann?

3. Er meldet seinen Vater bei dem ägyptischen König an.

4. Er bringt seinen Vater zu Pharao und stellt ihn dem Könige vor.

Joseph zeigt also allen Leuten und auch dem Könige, wie er von seinem Vater denkt.

2. Ergebnis: Joseph zeigt, daß er seinen Vater lieb hat und hochachtet.

„Siehst du", so sagte der Alte mit ernstem Blick auf den Jungen, „so handelt Joseph, der gute Sohn, an seinem Vater. So ähnlich sollst auch du handeln.

Du sollst deinen Vater ehren."

Da schlug das Kind die Augen nieder.

2. Ehre deine Mutter!

Darbietung.

Der Alte aber fragte:

„Elkan, bist du neulich aufgestanden, als deine Mutter einen Stuhl suchte und hast ihr den deinen gegeben?

Hast du ihr freiwillig Wasser geholt, als sie sich die Füße waschen wollte, da sie bestäubt und müde von der Arbeit heimkam?

Gingst du ohne Murren, schnell und fröhlich, Holz zu holen, als sie dir sagte: ‚Bringe Holz! Ich will Feuer anzünden?‘

Und was sagtest du zu den Nachbarsleuten, als sie dich wegen deines Ungehorsams strafen mußte? Sagtest du: ‚Das ist meine liebe Mutter, und sie meint es ja doch gut mit mir und will mich zu einem guten Kinde erziehen?‘ Denn so hättest du ja sagen müssen."

Da errötete der Knabe und die Tränen kamen ihm. Der Alte aber sprach:

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren.
Nimm dir's zu Herzen! Und gib mir die Hand darauf!" Da reichte ihm der Knabe die Hand und schaute ihn voll an. Und dann gingen beide Kinder mit freundlichen Grüßen aus der Hütte fort nach Jericho zu ihren Eltern.

Die Verheißung.

Sinnend zieht der Alte eine Rolle aus der Truhe und liest für sich das Wort, in dem das Volk Israel mit „Du" angeredet wird:

1. Mose 20, 12.

Und dann sagt er: „Nur wenn die Kinder die Eltern ehren, wie sie sollen, nur dann wird die Familie zusammengehalten. Aus den einzelnen Familien aber besteht das Volk. Die Ehrfurcht hält das Volk

zusammen. Wollen wir ein Volk bleiben, wollen wir in unserem Lande bleiben, so müssen wir zusammenhalten, so müssen wir Ehrfurcht aufrecht erhalten in unseren Familien."

Die Erklärung.

1. Wir sehen die zehn älteren Brüder Josephs am Werke. Erst wollen sie den erschrockenen Bruder Joseph erwürgen. Dann werfen sie den zitternden Knaben in die leere Wassergrube. In die Tiefe des Brunnens schaut keiner hinein. Und niemand kommt ohne Hilfe daraus empor. Dann verkaufen sie in ihrem blinden Hasse ihn als Sklaven fort in die Fremde. Dann erst kommt ihnen der Gedanke an den Vater. Aber wie denken sie an ihn!

1. Mose 37, 31—34.

Sie lieben ihren Vater nicht, die schrecklichen, entarteten Söhne. Aber noch mehr. „Ach, der Alte wird die Lüge schon glauben. Und wenn nicht, ist's uns auch gleichgültig."

Sie verachten ihn.

Sie wissen gar wohl, wie das Antlitz des Vaters schrecklich sich verändern wird, wenn er die ganze Schandtat erfährt.

Es wird rot werden, die Adern werden anschwellen, es wird sich verzerren, daß es einen furchtbaren, unvergeßlichen Anblick gibt.

Aber sie schickten unbekümmert darum den Rock mit den langen Ärmeln, den solche trugen, die nicht zu arbeiten brauchten, das Prinzenkleid, gerötet mit Blut, dem Vater zu. Wovor scheuen sie sich nicht, die ungeratenen Söhne?

Ihn zu erschrecken, zu betrüben und zu erzürnen.

Vor solcher Schlechtigkeit sollen wir uns hüten.

Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsere Eltern[1]) nicht verachten noch erzürnen.

Wie anders Joseph! Wir sagten schon, wie er in Ägypten sich gegen seinen Vater zeigte und was er tat.

Entgegengefahren, umarmt. Dem Könige gemeldet und vorgestellt.

Aber Joseph hat seinen Vater nicht nur dies eine Mal so geehrt.

Schon vorher im jüdischen Lande und dann nachher in Gosen.

Was meinen wir also, wenn wir sagen: „Er hat seinen Vater in Ehren gehalten?"

Er hat ihn allezeit geehrt.

---

[1]) „Und Herren" siehe später!

Ja, er hat die Ehrfurcht vor seinem Vater in einem treuen, kindlichen Herzen bewahrt.

So sollen auch wir handeln!

Wir sollen unsere Eltern in Ehren halten.

1. Das Gefühl im Herzen ist die Hauptsache. Aber nicht alles. Es muß zur Tat werden. Das zeigt uns auch Joseph. Zuerst eine Szene aus dem jüdischen Lande!

1. Mose 37, 12—17.

Seht doch, wie pünktlich er seinem Vater gehorcht!

Er spricht: „Hier bin ich.“ Er versteckt sich nicht, wenn es etwas zu tun gibt. Er ist gleich bereit und macht sich auf den Weg.

Und wie treu er ihm dient!

Er sucht, fragt und ruht nicht, bis er die Brüder gefunden.

So sollt auch ihr tun.

Wir sollen unseren Eltern gehorchen, (ihnen) **dienen.**

2. Und nun noch ein Bild aus der späteren Zeit!

1. Mose 45, 1—3. 9—11.
47, 11—13.

Aus welchen Worten des 45. Kapitels merkt ihr, wie lieb Josef seinen Vater hat?

1. Aus der Frage: „Lebt mein Vater noch?“

2. Aus dem hastig gesprochenen Befehl: „Eilet nun und ziehet hinauf zu meinem Vater!“

3. Aus dem Wort: „Komm herab zu mir, säume dich nicht!“

Und was will er für ihn tun?

Er soll in Gosen mit seinem Volk und seinem Vieh wohnen.

Das war für Jakob wichtig (47, 4!).

Die Weide in Kanaan reichte nicht mehr aus in der teuren Zeit.

Und tat er, was er in Aussicht gestellt hatte? (47, 12.)

Gewiß. Er versorgte den Vater mit allem, was der brauchte.

Joseph hielt seinen Vater wert. Inwiefern?

Er ließ ihn nicht ohne Hilfe im Alter. Er sorgte für ihn.

Er zeigte dem alten Vater Jakob: „Du bist mir viel wert“.

Nehmt euch ein Beispiel daran! Tut desgleichen!

Wir sollen unsere Eltern lieb und wert haben.

Wie das jüdische Volk nach Jahrhunderten dachte[1]).

I. 800 Jahre sind vergangen, da wandert in der Morgenfrühe durch dieselbe Gegend ein alter Mann, zwei Kinder an der Hand.

---

[1]) Anschauliche Szenen bieten die biblischen Familienbilder: **Tob. 4,** 2—6. **5,** 1—24. **11,** 6—7, 10—12. **Ruth 1,** 15—19.

1. „Seht", sagt er, „dieses Haus haben die erwachsenen Kinder ihren alten Eltern gebaut, daß sie nun ihren Lebensabend in Ruhe zubringen können, und die Kinder geben den alten Eltern, was sie brauchen, Nahrung, Kleidung und alles, was nötig ist. So ehren sie Vater und Mutter mit der Tat."

2. Sie wandern weiter und treten in eine Schule ein. Da sehen sie, wie der Lehrer den Knaben und Mädchen, die er unterrichtet, einen alten Mann vorstellt. „Seht, Kinder", so spricht der Lehrer in warmem Tone, „das ist mein Vater, mein alter, guter Vater, dem ich alles verdanke, was ich bin und kann. Frühmorgens, wenn der Himmel graute im Osten, ist er jeden Tag aufgestanden und hat mit seinen treuen Händen gearbeitet, daß etwas Ordentliches aus mir werden sollte und hat mich gut erzogen. Ich freue mich, daß ich meinen alten Vater nun bei mir habe." So ehrte der Lehrer seinen Vater mit Worten.

3. Sie wandern weiter und kommen in den Wald. Gestützt auf die kräftige Schulter ihrer Tochter geht da eine altersgraue Mutter. Die Mutter sagt: „Geh' nur weiter zu den anderen! Du hörst sie doch lachen und singen. Laß mich hier sitzen, ich komme nicht so schnell fort. Und du versäumst doch mit mir alten Frau Scherz und Tanz!" Aber die Tochter sagt: „Nein, Mutterle, laß mich nur! Wir kommen schon zurecht. Strenge dich nicht an! Wir wollen ganz langsam gehen." Und nun geht sie ganz langsam Schritt für Schritt und führt die Mutter behutsam am Arm.

So ehrt die Tochter die Mutter mit Geduld.

4. Hinter dem Walde liegt eine kleine Stadt. Ein kleines Haus am Marktplatze steht dort von zwei großen, stattlichen Häusern umgeben.

„Das kleine Haus, ihr Kinder", sagt der Mann, „ist das alte Geschäftshaus. Darin war ein kleiner Laden. Sieben Kinder hatte der Vater, der darin wohnte. Mit seiner Arbeit hat er sie großgezogen. Sie waren in die Fremde gegangen, aber sie kamen alle, eins nach dem anderen, wieder, für den Vater im Alter zu sorgen und zu schaffen.

Das wurde bald bekannt. Da kamen die Leute aus nah und fern und kauften in dem Laden der sieben Brüder, denn sie wollten die braven Kinder sehen. Und der Vater hatte oft zu den Leuten gesagt: „Ich wünsche es, daß sie emporkommen. Denn sie verdienen's. Sie sind brav und gut. Und so wuchs das Geschäft und der Segen des Vaters ging in Erfüllung."

Die Kinder betrachteten aufmerksam die drei Häuser, das kleine und die beiden großen.

5. Und als sie vor die Stadt kamen, zeigte er ihnen einen verwilderten Garten und eine verfallene Ruine. „Da seht ihr das Gegenbild“, sagte er.

„Da lebte eine alte Mutter. Fünf Kinder hatte sie aufgezogen. Keins hat sich um die alte Frau gekümmert. Nachdem sie einsam gestorben war, kamen sie, das nette, kleine Anwesen in Besitz zu nehmen. Sie versuchten, es zu bewirtschaften. Aber wenige Leute kauften dort. Man wollte von so schlimmen Kindern nichts wissen. Nun kam noch der Streit um das Dach. Da regnet's herein, aber niemand will es reparieren lassen. Nun zerfällt's. Und sie haben einander verklagt. Die Gerichtskosten fressen noch das ganze Haus. Die Leute aber sagten: ‚Das ist der Mutter Fluch‘.“

In seinem Hause angekommen, schreibt der alte Jesus Sirach auf, was sein Herz bewegt, zu Nutz und Frommen für die Nachwelt, zur Lehre und zur Nacheiferung.

Sirach 3, 9—11.

II. Die beiden Kinder leitet er weiter an, mit offenen Augen die Welt zu betrachten. Sie schauen am Mittag durchs Fenster. Da hören sie Kinder über den alten Vater spotten: „Na, du bist ja ein netter Gast!“ weil er mit den zitternden Händen die Suppe verschüttet hat. Und sie sehen, wie die Mutter den Lappen nimmt, den Schaden gut zu machen und hören das verächtliche Wort: „Geh du nur weg, du kannst nirgends mehr helfen, Alte!“ Welche Roheit! Jesus Sirach schreibt:

Sirach 3, 12. 13.

Und keines der Kinder im Hause nimmt sich gegen die schlimmen Geschwister der Eltern an.

Sirach 3, 18.

III. „Und hier“, so spricht er am Abend, „wohnt ein Mann, mit dem ich viel Streit und Ärger gehabt habe. Aber eins muß ich ihm lassen, mit seinem Vater ist er gut. Seht nur, wie geduldig er dem Greise zu essen gibt und wie er seine törichten Reden erträgt! Der alte Mann ist doch wie ein Kind so hilflos. Ich rechne ihm manches zugute, dem Sohn, weil er so gut mit seinem Vater ist.

Sirach 3, 14—17.

Also nehmt es zu Herzen ein jedes von euch, ihr Kinder!“

Sirach 7, 29.

II. Der Konflikt.

Warum es dem Herrn Jesus schwer geworden ist, das 4. Gebot zu erfüllen.

Wie ist das möglich? Er, der Reinste, Edelste, Herrlichste? Er, der für seine Überzeugung in den Tod ging! Der die höchsten Forderungen erfüllte! Und ist nicht das 4. Gebot das leichteste Gebot?

1. Hielt der Herr Jesus von diesem Gebot nichts? War er mit ihm nicht einverstanden?

Mit manchem Gebote gab sich der Herr nicht zufrieden. Darum fügte er ihm seine Erklärung, seine tiefere Fassung, eine feinsinnige Auslegung hinzu.

Zum 4. Gebot fügt er nicht ein Wort. So wie es dasteht, soll es stehen bleiben: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren". Wenn die Menschen das erfüllen, dann ist es genug.

2. Erfüllte der Herr denn das Gebot nicht in seiner Jugend?

Die liebliche Erzählung aus seiner Jugendzeit schließt mit den Worten

Lukas 2, 51.

Und wir können uns wohl ausmalen, was für ein gutes Kind der Jesusknabe gewesen ist.

Schon diese Erzählung aber enthält ein seltsames Verhalten und ein seltsames Wort. Wir lesen sie!

Lukas 2, 41—50.

Der Jesusknabe blieb im Tempel bei den Lehrern.

Das seltsame Verhalten? Wir fragen:	Warum blieb der Knabe nicht bei seinen Eltern?
Das seltsame Wort? (Lk. 2, 49.)	„Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist?"
Aus seinem gewaltigen religiösen Interesse können wir es uns erklären. Über einem Gedanken vergaß der Knabe alles. Über welchem?	Hier ist Gottes Haus. Hier kann ich von meinem himmlischen Vater hören. Das ist jetzt meine einzige Aufgabe.

3. Meinte der Herr etwa, Gott habe nur Wohlgefallen an dem, der alles für die Kirche tut, ob er seine Eltern auch darüber vergißt?

Da war ein Mann, wohlhabend, mit vielem Gelde. Aber er hatte alte Eltern, die arm waren. Einst sprach zu dem ein Pharisäer: „Das Beste ist, wenn du das Geld Gott gibst". Was Jesus davon dachte.

Matthäus 15, 4—6.

Also?	Gott hat geboten, man soll die Eltern ehren. Das sollt ihr halten. Die Pharisäer lehren: Opfert das Geld, statt es den Eltern zu geben. Das Gebot sollt ihr nicht halten.

So erfüllt der Herr Jesus nicht bloß selbst das 4. Gebot. Er hält auch etwas von diesem Gebote, obgleich er das seltsame Wort sprach: „Wisset ihr nicht, daß ich im Tempel sein muß?“

4. Auch auf der Hochzeit zu Kana hat Jesus, ganz erfüllt von seiner großen Aufgabe, ein merkwürdig schroffes Wort gesprochen. **Johannes 2,** 1—4.

Das ist keine schlimme, unehrerbietige Rede. Es ist die tiefe Erregung des großen Mannes, der seine göttliche Aufgabe (die Menschen besser zu machen) erfüllen will. Daran wollte er sich selbst von wem nicht hineinreden lassen?	Selbst nicht von seiner Mutter.
Wie sie dieses Wort ihres Sohnes auffaßt, können wir aus ihrer ruhigen Anweisung an die Diener entnehmen. **Joh. 2,** 5.	Sie faßt es nicht unfreundlich, nicht als ein böses Wort auf.

5. „Sie verstanden das Wort (Wisset ihr nicht, daß ich in meines Vaters Hause sein muß) nicht, das er mit ihnen redete.“ (**Lukas 2,** 50.) Verstanden sie ihn später, die Seinen, die Glieder seiner Familie, in seinem Wirken? Dann, wenn er in gewaltiger Erregung alle Kräfte des Leibes und der Seele gespannt, seine wunderbaren Worte in die Menge schleudert? Hören wir, wie der Herr mit seinen Jüngern nach Hause kommt an einem Tage, an dem er nicht einmal Zeit hat, zu essen! **Markus 3,** 20. 21.

Woraus sehen wir, wie unermüdlich Jesus an der Arbeit ist?	Er kommt von einer Wanderung nach Hause. Sofort strömt wieder das Volk zusammen. Jesus hat nicht einmal Zeit zu essen.
Wir verstehen die Sorge seiner Verwandten.	Sie fürchten, er wird sich aufreiben mit dieser unablässigen Arbeit. Sein Geist wird das nicht aushalten, besonders da er nicht einmal regelmäßig ißt.
In welcher Absicht sind sie gekommen?	In der Absicht, ihn von seiner aufreibenden Arbeit abzuhalten.
Das ist ein gewaltiger Gegensatz.	Jesus ist ganz erfüllt von dem Gedanken, die Menschen gut zu ma-

chen. Wie könnte er da an sich und sein Wohl denken!

Die Seinen sind ganz erfüllt von Sorge um Jesu Wohl.

6. Ob Jesus sich abbringen läßt von seinem Werk?

Markus 3, 31—35.

Meinten sie es nicht gut mit ihm in ihrer liebevollen Sorge um sein körperliches Wohl?

Gewiß. Aber er sagte sich: Nur hier nicht weich, nicht schwach werden! Meine Aufgabe ist die Sorge für die Seelen anderer.

Wen bezeichnet der Herr als seine wahren Verwandten?

Seine Anhänger, die Gottes Willen tun.

Es mag ihm in tiefster Seele weh getan haben, daß er hierin nicht mehr seiner lieben Mutter gehorchen konnte. Warum weh getan?

Er war immer folgsam und ein guter Sohn gewesen. Und der Mutter verdankte er so viel Gutes.

Warum konnte er nicht?

Sie konnten seine große Aufgabe nicht verstehen und begreifen.

Wir können's aus einem späteren Wort aus der Apostel-Geschichte verstehen. **Ap. 5,** 29.

Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen.

7. Ja, das forderte der Herr auch von seinen Jüngern, als er eine Auslese aus der buntgemischten Menge der Nachläufer machte, um die Ernsten und Tapferen herauszufinden, die wahren Nachfolger, die sich durch kein irdisches Band mehr zurückhalten lassen.

Matthäus 10, 37[1]).

Das sind hohe, harte Forderungen! Liebte der Herr seine Mutter nicht mehr? Kümmerte er sich nicht mehr um sie? Es scheint fast so. Kümmerte er sich nicht mehr um die, der er so viel verdankte?

8. Unterm Kreuze können wir uns die Antwort holen.

Johannes 19, 26. 27.

1. Wie stellt sich also der Herr zum 4. Gebot? Zusatz?

1. Er fügte ihm nichts hinzu. So wie es ist, soll es bleiben. **Mt. 15** (4—6) bestätigt er es ausdrücklich.

Wie erfüllt er es in seiner Jugend? (Schluß der Erzählung vom 12jährigen Jesus.)

Er erfüllt es treulich. Er ist seinen Eltern untertan.

2. Warum wahrt sich der Herr Jesus seine Selbständigkeit in seinem späteren Leben?

2. Er fühlt, daß er einem Höheren gehorchen müsse, dem, der so laut in seiner Seele sprach, seinem himmlischen Vater.

---

[1]) Die scharfe Zuspitzung des auffälligen Wortes **Lk. 14,** 26 werden Kinder nie begreifen.

Und darum? — Darum bleibt er im Tempel, darum läßt er sich bei der Hochzeit zu Kana nicht hineinreden, auch nicht von seiner Mutter, darum folgt er den Seinen nicht nach Hause und verlangt auch, daß seine Anhänger sich nicht durch ihre Verwandten von seinem Werke abbringen lassen.

3. So vernachlässigt er also seine Sohnespflicht? — Nein. Das sehen wir unterm Kreuze. Da erfüllt ihn noch die Sorge um die liebe Mutter, die er doch nun nicht mehr unterstützen kann. Er überträgt diese Pflicht seinem Lieblingsjünger.

Also? 1. Pünktlicher Gehorsam in der Jugendzeit.
2. Allmähliches Selbständigwerden im Mannesalter.
3. Treue Fürsorge noch beim Scheiden.

III. Die historische Grundlage zu Luthers Erklärung des 4. Gebotes in Luthers Leben und Luthers Zeit.

1. Wie es Luther in seiner Jugend hielt.

Luthers Jugend war hart. Strenge Kindererziehung gehörte zum Charakter der Zeit, und die Eltern waren durch Entbehrungen und selbstverleugnende Arbeit veranlaßt, ihre Kinder streng zu erziehen. Ein Geist strenger Zucht herrschte im Hause. Martin wurde einst von seinem Vater so gezüchtigt, daß er darob ihm gram ward, ihn floh und sich nur mit Mühe wieder an ihn gewöhnen ließ. Ein andermal hat ihn seine Mutter um einer geringen Nuß willen so geschlagen, daß Blut floß. Luther erzählt das selbst. Aber Luther wußte auch, daß unter der harten Schale dieser Zucht der edle Kern einer herzlichen Liebe verborgen war. „Sie haben's herzlich gut gemeint", fügt er der Erzählung hinzu, „wußten aber nicht zu unterscheiden, wonach die Züchtigungen zu bemessen sind." Er erwies seinen Eltern herzlichste Liebe und Hochachtung[1]).

In der Schule herrschte eine barbarische Schulzucht. Der kleine Luther konnte einmal etwas nicht aufsagen, was man ihn nicht gelehrt hatte, dafür wurde er an diesem Vormittage fünfzehnmal „gestrichen"[2]). Der Schüler Herzen waren furchtsam vom täglichen Drohen und der Tyrannei der Schulmeister (das sind Schulehalter, nicht Lehrer, wie in unsrer Zeit!).

---

1) Burck, Martin Luther. Stuttgart, bei Krabbe, 1883, S. 15.
2) Ebenda S. 19.

„Eine Erklärung dessen, was gelernt werden mußte, ward nicht gegeben, sondern das allein ward gegeben und getrieben: ‚Rufe die Jungfrau Maria und andere Heiligen als Mittler und Fürsprecher, alsoviel faste und bete; laufe zur Wallfahrt, ins Kloster und werde ein Mönch!‘ Wir haben gemeint, so wir das täten, so hätten wir den Himmel verdient. Ich bin einer gewest, der ich in diesem Angst- und Schweißbade wohl gebadet habe.

Ich wurde von Kindheit auf so gewöhnt, daß ich erschrecken und erblassen mußte, wenn ich den Namen Christi nur nennen hörte, denn ich war nicht anders unterrichtet, als daß ich ihn für einen gestrengen und zornigen Richter hielt, dessen Zorn wir mit guten Werken und heiligem Leben versöhnen müßten[1]."

So lag ein schwerer Druck ihm auf dem Herzen. „Ich habe mich nie können einmal meiner Taufe trösten, sondern immer gedacht: O, wenn willst du einmal fromm werden und genug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegst! Und bin durch solche Gedanken zur Möncherei getrieben[2]."

Es war im Juli 1505, als Luther seine liebsten Freunde zu sich geladen hatte und sich mit ihnen an Saitenspiel und Gesang ergötzte. Längere Zeit waren sie so zusammen gewesen, als er plötzlich seinen Entschluß: „Ich werde ins Kloster gehen", ihnen offenbarte. Sie staunen und suchen ihn davon abzubringen, aber vergebens. „Heute sehet ihr mich, hinfort nicht mehr." Dabei blieb es. Am nächsten Tage trat Luther ins Kloster[3]. Er war damals 22 Jahre alt. Aus dem Kloster schrieb er an seine Eltern und dankte ihnen herzlich für die empfangene Liebe.

Die Zustimmung seiner Eltern hatte er nicht nachgesucht, ja sie nicht einmal im voraus benachrichtigt[4]. Er wußte, sein Vater, der einen Rechtsgelehrten aus ihm machen wollte, würde seine Zustimmung dazu nie geben.

Daß Luthers Vater mit dem Schritt des Sohnes höchst unzufrieden war, ist erklärlich. Die schweren Opfer für seine Ausbildung schienen vergeblich. Er fürchtete, der Eintritt ins Kloster würde seinem Sohn Martin Unheil bringen. „Möncherei", rief er aus, „ist gar vielen unselig gelungen." Luthers Vater war entrüstet, daß Martin sein väterliches Ansehen nicht geachtet habe. „Der Vater wollte", wie Luther sagt, „gar toll werden." Er kündigte seinem Sohne die väterliche Liebe auf.

---

[1]) Burck, Martin Luther. Stuttgart, bei Krabbe, 1883, S. 21. [2]) Ebenda S. 26. [3]) Ebenda S. 48. [4]) Ebenda S. 51.

2. Wie Luther später darüber gedacht hat.

„Wäre ein jeglich Kind bei diesem (4.) Gebot geblieben, hätte es sein Gewissen können gegen Gott richten und sprechen: Soll ich gute und heilige Werke tun, so weiß ich je kein besseres, denn meinen Eltern alle Ehre und Gehorsam zu leisten[1]).

„Welches Kind das weiß und tut (dem Vater und der Mutter untertan sein), hat den großen Trost im Herzen, daß es fröhlich sagen und rühmen kann (zum Trotz wider alle, die mit eigenen erwählten Werken umgehen): ‚Siehe, das Werk gefällt meinem Gott im Himmel wohl, das weiß ich fürwahr'. Lasse sie (die Nonnen und Mönche) mit ihren großen, sauren, schweren Werken alle auf einen Haufen hertreten und rühmen — laß sehen, ob sie irgend etwas hervorbringen könnten, das größer und edler sei, denn Gehorsam gegen Vater und Mutter[2])!

„Wo wollten sie (die Mönche und Nonnen), die armen, elenden Leute bleiben, wenn sie vor Gott und aller Welt schamrot und mit Schanden stehen werden vor einem jungen Kind, das in diesem (4.) Gebot gelebt hat und bekennen, daß sie mit all ihrem Leben nicht wert gewesen sind, ihm das Wasser zu reichen[3])?"

„Weil Gott uns lebendige Eltern gegeben hat, sollen wir froh werden, daß wir ihnen mögen Ehre und Gehorsam erzeigen[4])."

1. Zeige, daß Luther in einen ähnlichen Konflikt kam wie der Herr Jesus! (Als Luther erwachsen war, trieb ihn sein Gewissen, ins Kloster zu gehen. Er glaubte Gottes Stimme in seinem Herzen zu vernehmen. Er ließ sich nicht abhalten durch den Widerspruch seines Vaters. So ließ sich der Herr auch durch seine Mutter und die übrigen Verwandten in seinem Werk nicht stören.)

2. Inwiefern stellt Luther die Erfüllung des 4. Gebotes höher als das Klosterleben? (Wer damals ein vollkommenes Leben führen wollte, verließ Vater und Mutter und ging ins Kloster. Aus eigener Erfahrung merkte Luther im Kloster, wie wenig ein ernster Mensch dadurch zum Frieden der Seele kommt. In der Welt, nicht hinter Klostermauern soll man Gottes Gebote erfüllen. Alle guten Werke sind nichts gegen das eine: „den Eltern gehorchen, ihnen dienen, sie lieb und wert haben".)

3. Luthers Änderungen am 4. Gebote.

A. Die Verheißung an das jüdische Volk.

2. Mose 20, 12.

„Auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott gibt", die

---

1) Großer Kat. S. 40. 2) Ebenda S. 41. 3) Ebenda S. 42. 4) Ebenda S. 44.

5. Mose 5, 16
lautet: „Auf daß du lange lebest und daß dir's wohl gehe in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird", gibt Luther nach **Epheser 6,** 3 so:

Auf daß dir's wohl gehe und (du) lange lebest auf Erden.

Hat Luther damit einen Frevel am göttlichen Wort begangen?

Keineswegs. Er zeigt dieselbe freie Hand wie der Herr Jesus. Der Sinn der alttestamentlichen Stelle ist ja mit der neutestamentlichen getroffen.

Warum nahm Luther nicht die jüdische Form der Verheißung?

Er mochte wohl daran denken, daß gerade das jüdische Volk über alle Länder zerstreut worden ist. So scheint für Leute, welche die Bibelworte zu eng auslegen, die Verheißung nicht erfüllt.

In tieferem Sinne ist sie gerade am jüdischen Volk in Erfüllung gegangen. Was wäre mit diesem Volke geschehen, wenn es keinen so engen Zusammenhalt, kein so inniges Familienleben gehabt hätte!

Es wäre in den anderen Völkern aufgegangen.

Wie lange lebt es schon auf Erden! Und wie wohl ist's ihm oft im engen Familienkreise gewesen in manchem Leid, in manchen Stürmen und in mancher Not!

Das Wort soll auch gelten für unser Volk!

Wenn Ehrfurcht vor Vater und Mutter ist in den Familien, wird auch unser Volk fest stehen in den Stürmen des Schicksals.

2. Und Herren.

Dem Wortlaute: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren", fügt Luther in der Erklärung die „Herren" hinzu.

Wir wollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsre Eltern

und Herren

nicht verachten noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben.

Luther meint darunter, außer den Vätern des Geblütes,
Väter des Hauses (Lehrherren, Arbeitgeber, Vormünder, Paten, Erwachsene sonst im Hause),
Väter des Ortes (Lehrer, Geistliche, Ortsobrigkeit),
Väter des Landes (Fürsten und Beamte).

Von ihnen sagt er:

(1.) Zum letzten gehören auch hierher die Bischöfe, Fürsten, Pfarrherren und Ratsherren, weltliche und geistliche Obrigkeit, die man billig fürchten soll[1]. „Denn es muß ein jeder regiert und untertan werden anderen Menschen[2].“

Er führt Sprüche an:

2. Mose 22, 28. „Du sollst nicht übel reden dem Fürsten deines Volkes“ und

1. Petri 2, 14. 15. „Seid untertan dem König als dem Obersten und den Fürsten als seinen Gesandten und allen Ordnungen weltlicher Gewalt. Die Eltern schaffen Recht und Friede im Hause. Die Oberkeit schafft Friede und Recht in einer Gemeinde und aller Orten. Darum ist auch der Oberkeit Amt, daß sie Vater sein soll und allen Menschen wohltun und Güte erzeigen, auch niemand weder Gewalt noch Unrecht geschehen lasse[3].“

(2.) Also sind die Knechte aus diesem Gebote schuldig, ihre Herren zu ehren, daß sie ihnen gehorsam sein sollen und sie groß achten. **1. Petri 2,** 12. „Ihr Knechte seid untertan in aller Furcht den Herren, nicht allein den guten und gelinden, sondern auch den wunderlichen (den harten, bösen, groben, schlimmen und verkehrten).“

(3.) Gott und den Eltern und Schulmeistern kann man nimmermehr genugsam danken noch vergelten[4].

4. Luthers Gewissenskonflikt in Hinsicht auf die weltliche Obrigkeit.

Zwei Sprüche standen in Hinsicht auf das Verhältnis zur Obrigkeit vor Luthers Seele.

Des Paulus Wort **Römer 13,** 1—7. Jedermann sei untertan der Obrigkeit — und Jesu Ausspruch: **Matthäus 22,** 21. Gebet dem Kaiser.

Luther rechnete es sich als ein Verdienst an, daß er den Begriff von Obrigkeit und weltlicher Majestät wiedererweckt und zu allgemeiner Anerkennung gebracht hat[5].

Da kommt der April 1529 und damit der Reichstagsbeschluß von Speier. Darin ist bestimmt:

A. Für die Länder unter evangelischen Fürsten:

1. Die Katholiken dürfen ihre Messe halten, aber zu Luthers Lehre darf keiner mehr übertreten bei Strafe an Gut und Leben.

---

[1]) Erklärung der 10 Gebote 1618 lateinisch, 1620 deutsch. Nebe S. 73.

[2]) Kurze Erklärung. Nebe S. 74. [3]) Auslegung. Nebe S. 79.

[4]) Großer Katechismus. Nebe S. 82.

[5]) Commentz, Der kleine Katechismus Luthers. Historische und sozialpolitische Beleuchtung. Flensburg 1897. Verlag von Westphalen. S. 71 ff.

2. Das Evangelium darf nur in katholischem Sinne ausgelegt werden.

B. In Hinsicht auf Luther.

In katholischen Ländern darf Luthern niemand beherbergen und hausen, sondern muß ihn gefangen nehmen und ausliefern. Die Reichsacht des Wormser Edikts soll nun ausgeführt werden[1]).

Dadurch fühlten sich die Anhänger der Reformation bedroht. Sie hofften immer noch auf den Kaiser. Bei ihm erhoben sie durch eine feierliche Schrift Einspruch (Protestation, daher der Name Protestanten) gegen den Beschluß der Fürstenmehrheit.

Luther hielt immer noch große Stücke auf den Kaiser, „das edle junge Blut", und meinte, er müsse es doch einsehen, daß in den evangelischen Ländern die Lehre des Christentums jetzt freier gepredigt werde als seit 1000 Jahren. Aber der Kaiser sprach schon von Spanien seine Mißbilligung aus gegen die Protestation. Der Gesandtschaft gegenüber, die ihm nach Italien entgegengeschickt wurde, erklärte er, die Protestation nicht anzunehmen, und war sehr unwillig, weil die Gesandten das Schriftstück dem Sekretär auf den Tisch legten.

Es war kein Zweifel, die Gegner wollten die Anfänge der evangelischen Bewegung unterdrücken, sei es durch Konzil- und Reichstagsbeschlüsse, sei es durch weltliche und geistliche Gerichte, sei es auf dem Wege der offenbaren blutigen Gewalt. Und auf der Seite der Gegner stand der Kaiser! War es erlaubt, dem Kaiser, der gegen sie Partei ergriff, zu widerstehen?

Schmerzlich war es Luther, seine hohe Meinung vom Kaiser aufgeben zu müssen. Unerträgliche Pein bereitete ihm der Gedanke, seinem Kaiser, dem von Gott verordneten weltlichen Oberhaupte, widerstreben zu sollen.

Die Frage: „Auch jetzt noch dem Kaiser gehorsam?" wurde ernstlich untersucht. Die evangelischen Juristen stützten sich auf den Rechtsgrundsatz: „Dem Bedrängten ist Gegenwehr gestattet" und hießen den Widerstand gut. Bugenhagen kam ihnen mit einem theologischen Grunde zu Hilfe. Er urteilte: „Wenn eine Gewalt, die allerdings von Gott stammt, sich wider Gott auflehnt, so kann sie nicht mehr als die rechte Obrigkeit betrachtet werden."

Ganz anders Luther: „Will man sich gegen einen Fürsten auflehnen, der wider Gottes Wort handelt, so wird man sich am Ende herausnehmen, nach eigenem Ermessen alle Obrigkeit zu verwerfen,

---

[1]) Lehmensick, Kernlieder der Kirche in Stimmungsbildern. Dresden, Schambach. 2. Aufl., S. 84.

wird kaiserfrei sein wollen. Auch wenn der Kaiser seinen Eid übertritt, so bleibt er doch Kaiser, die von Gott gesetzte Obrigkeit. Will man ihm nicht mehr gehorchen, so muß man ihn absetzen. Wohin soll es führen, wenn man die Waffen gegen ihn ergreift? Man müßte ihn verjagen und selber Kaiser werden, was niemand dulden wird."

In seinem Sinne handelten auch die Fürsten und die städtischen Obrigkeiten.

Der Kurfürst Johann von Sachsen ließ sich auf dem Reichstage zu Augsburg weder durch Schmeicheleien noch durch Einschüchterungsversuche dazu bewegen, das überreichte evangelische Bekenntnis fallen zu lassen. Helle Tränen füllten seine Augen, als er unversöhnt sich vom Kaiser trennte und dieser ihm zum Abschied sagte: „Oheim, Oheim, das hätte ich mich von Ew. Liebden nicht versehen." Er wußte, daß er sein Kurfürstentum aufs Spiel setzte. Aber er blieb seiner Überzeugung treu.

Bewaffneter Widerstand gegen den Kaiser war nicht aussichtslos. Man hatte Gelegenheit einen Bund gegen ihn zu errichten, ihm mächtig entgegenzutreten, das Glück herauszufordern.

Die Protestanten verschmähen es. Nicht etwa aus Furcht, aus Zweifel an der Tüchtigkeit der Heere. Das sind Rücksichten, die diese Seelen nicht kannten. Man erhebt nicht die Fahne des Krieges der Empörung. Man tut es nicht, ganz allein aus Religion.

Die Haltung der Protestanten war politisch nicht klug. Aber ihre Gewissenhaftigkeit war rein, rücksichtslos und großartig[1]).

Die immer näher rückende Gefahr brachte die Ansichten der Juristen zum Übergewicht. Der Grund zum Schmalkaldischen Bunde ward gelegt. Luther starb noch vor Ausbruch des Krieges.

1. Wieso ist's Luther bitter ernst mit seiner Erklärung: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsere Herren nicht verachten noch erzürnen, sondern sie in Ehren halten, ihnen dienen, gehorchen, sie lieb und wert haben? (Luther scheut sich, gegen die geheiligte Person des Kaisers und gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit etwas zu unternehmen, auch dann, wenn das Recht auf seiner Seite ist. Er sagt nicht: Revolution ist Gottes Recht gegen Menschenrecht. Er sagt sich: Empörung gegen die Obrigkeit ist immer Unrecht.)

2. Warum aber gibt er der Obrigkeit und dem Kaiser, dem Papst und der Geistlichkeit nicht nach und bekehrt sich wieder zur alten Lehre? (So weit geht die Macht der Obrigkeit nicht: Den Herzen

---

[1]) Ranke, Deutsche Geschichte. V. Buch, Kap. 6. VI. Buch, Kap. 1.

kann sie nicht gebieten. Und wie Luther sagte auf dem Reichstage zu Worms: „Es ist weder sicher noch geraten, etwas gegen das Gewissen zu tun.")

B. Ausgestaltung.

I. Vaterland.

A. Anknüpfung.

Inzwischen hat die geschichtliche Entwicklung große Fortschritte gemacht. Es ist heute dem Deutschen leichter, Jesu Wort zu erfüllen.

Lukas 20, 25: Gebet dem Kaiser,
was des Kaisers ist,
und Gotte,
was Gottes ist!

Denn

1. Auf religiösem Gebiete herrscht gegenseitige Duldung.
2. Auf staatlichem Gebiete herrscht Mitwirkung des Volkes an der Gesetzgebung.

Tausend fleiß'ge Hände regen
helfen sich in munterm Bund
und im feurigen Bewegen
werden alle Kräfte kund.

Meister rührt sich und Geselle
in der Freiheit heilgem Schutz
jeder freut sich seiner Stelle
bietet dem Verächter Trutz.

Arbeit ist des Bürgers Zierde
Segen ist der Mühe Preis.
Ehrt den König seine Würde,
ehret uns der Hände Fleiß.

(Schiller, Lied von der Glocke.)

Und wie sagt der alte Attinghausen zu seinem Neffen, dem jungen Ritter Rudenz, der seinem Vaterlande untreu werden will:

O lerne fühlen, welches Stamms du bist,
wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterschein
die echte Perle deines Wertes hin! . . .

Ans Vaterland, ans teure schließ dich an,
das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

O möchten doch alle, die leichtsinnig dem Vaterlande den Rücken kehren, der Worte Freiligraths, des deutschen Dichters, sich erinnern, die er den Auswanderern widmet:

„O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckartal hat Wein und Korn,
der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
im Spessart klingt des Älplers Horn."

Und wen Tatendrang und Abenteuerlust in die Ferne treibt, er mag es wohl bedenken, daß auch drüben überm Weltmeere deutsches Land liegt[1]), dem er seine Kräfte, seinen Verstand und seinen Willen leihen kann, sich und dem Deutschtume zur Ehre und zum Segen!

B. Die Fremdenlegion.

1. Ein Brief.

Oft geht durch die Zeitungen ein Bericht, daß wieder einmal ein Sohn deutscher Eltern in die Fremdenlegion eingetreten ist und sich mit flehentlichen Bitten an seine Verwandten wendet:

Liebe Eltern!

Verzeiht, verzeiht mir, daß ich Euch und mein Vaterland verlassen habe, verzeiht mir! Ach, bitte schickt mir doch Geld zur Flucht, zur Befreiung aus der entsetzlichen Qual! Ich bin ein andrer geworden in dieser Hölle. Das versichert Euch, liebe, liebe Eltern

Euer reuevoller Sohn.

2. Was ist die Fremdenlegion?

Die Fremdenlegion ist eine Truppe unter französischem Kommando, ein Söldnerheer, das sich aus den Menschen der verschiedensten Nationen zusammensetzt. Der Gesamtbestand der Legion beträgt etwa 10000. Nur ungefähr je 5 % sind Franzosen, Spanier, Italiener, Schweizer, Belgier, Holländer und Österreicher. Die wichtigste Tatsache aber ist, daß über die Hälfte Deutsche sind; nämlich 57 %. Aus dem Elsaß 45 % und aus dem übrigen deutschen Reiche 12 %. Was das bedeutet, wird klar, wenn man hört, daß im Laufe von 80 Jahren der Legion gegen 100000 Menschen angehört haben. Wie viele deutsche Söhne sind da dem Vaterlande verloren gegangen! — Deutschland hat also das größte Interesse am Aufhören des entsetzlichen Menschenwuchers.

3. Wie kommt man zur Legion?

In der alten Festungsstadt brach der Morgen an. Da wanderte durch die winkligen Gassen ein gutgekleideter Mann mit langsamem Schritte dahin. Hoffnungslosigkeit lag auf seinen Zügen. An einer Ecke blieb er stehen.

[1]) Gott gebe, daß das auch nach 1914 so bleibt! Togo wird jetzt (Ende August) von den Engländern bedroht, Kiautschou von den Japanern. Aus Kiautschou liegt folgende Depesche vor: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Äußerste. Gouverneur."

Nachdenklich hatte er den Kopf gesenkt. „Ehrenschulden — nein es ist keine Rettung mehr!“ Hastig trat er auf einen Offizier zu. „Ach können Sie mir vielleicht sagen, wo das Werbebureau für die Fremdenlegion ist?“ „Ja, mein Herr“, antwortete der höfliche Franzose, „ich bin gerade auf dem Wege dahin.“ Sie gingen zusammen durch die Straßen, und bald waren sie am Werbebureau angelangt. Eine enge, schmutzige Treppe mußte der Deutsche hinaufsteigen. Hier kam er in ein Zimmer, wo schon viele unglückliche und heruntergekommene Menschen auf den Bänken an der Wand saßen, die sich von der Legion anwerben lassen wollten. Sie hatten sich alle halb entkleidet, und der Arzt mußte nur noch kommen und sie für tauglich erklären. Vielen sah man an, daß sie, vom Hunger getrieben, hier ihre Zuflucht suchten. Sie hatten die zerrissenen Kleider neben sich gelegt und die Stiefel unter die Bank geschoben, damit man die Löcher nicht sehen sollte.

Dem einen sieht man gleich den Offizier an. Er ist wegen einer gefälschten Unterschrift aus dem Vaterlande hierher geflohen. Da sitzt einer mit kummervollem Gesichte. Er war Kaufmann. Ein betrügerischer Bankrott hat ihn hierher gebracht. In der Ecke sitzt einer mit bleichem, abgemagertem, spitzbübischem Gesichte; der hat Geld als Bankbeamter unterschlagen und ist hierher gekommen, um so der Strafe zu entgehen. Aber auch kräftige, abenteuerlustige Burschen sitzen hier, die sich haben anlocken lassen, etwas zu erleben in der Welt.

Die ärztliche Untersuchung beginnt. Aber keine eingehende Untersuchung. Nur ein kurzer Blick für jeden. Die meisten werden aufgenommen. Am nächsten Morgen werden die neu aufgenommenen Legionäre mit der Bahn nach Marseille gebracht, um mit dem Schiffe dann nach Oran transportiert zu werden.

4. Wie ist das Leben in der Legion?

Man sieht einen großen Exerzierplatz. Ringsum die weißen Häuser von Sidi-bel-Abbès und darüber die glühende Sonne Afrikas. Auf dem weiten Platze sieht man einen Trupp Legionäre im scharfen Dauerlauf dahinrasen. Voran der Korporal, der ihnen den Trick lehrt, wie man die Lungenübermüdung überwindet. Wie viele haben schon ihre Lunge und ihr Leben dabei eingebüßt! Anderswo sieht man einige Legionäre, die schon seit 2 Stunden mit sandgefüllten Tornistern von 30—40 Pfund auf den Rücken im glühenden Sonnenbrand zur Strafe exerzieren.

Viel Zeit wird in der Legion auf das Putzen und Waschen verwendet. Jeden Tag muß der weiße Leinenanzug gewaschen werden. Jeder Mann erhält nur monatlich ein Stück Seife, das natürlich bei weitem nicht reicht. Wer eine Bürste besitzt, eine einfache Putzbürste, gilt als Reicher. Zum Trocknen sind in der Nähe Leinen gespannt; hier muß sich jeder Legionär neben seine Uniform stellen und warten, bis sie trocken ist. —

Es ist stille Nacht. Plötzlich durchdringt die Nacht der Trompetenruf: („Zu den Waffen!“) „Aux armes!“ Da wird’s lebendig in der Kaserne. Viele sind froh, nun endlich aus dem täglich Einerlei herauszukommen. „Jetzt geht’s in den Krieg!“ schreien die erfreut. Da werden die Patronen

ausgeteilt. Aber — welche Enttäuschung! Es sind nur Platzpatronen, also: Manöver! Bald ist alles im Kasernenhof angetreten. —

Durch den gelben Wüstensand zieht ein langer Zug von Fremden-Legionären. Mit gesenkten Köpfen schleppen sie sich dahin. Ein kurzer Pfiff ertönt. 5 Minuten Rast! Alles wirft sich rechts und links nieder. Aber nur zu bald sind die 5 Minuten köstlicher Ruhe um. Dann geht's weiter. Aller 10 km Rast. So wird bis zum Abend marschiert. Dann wird ein größeres Lager aufgeschlagen. Die Posten sind immer in Lebensgefahr, denn die Araber, die die Gewehre sehr begehren, schleichen sich mit großer Geschicklichkeit an das Lager heran und überfallen die einzelstehenden Posten. Deshalb sind die Araber in der Nacht sehr gefürchtet.

Da erzählt ein alter Legionär einem jungen: „Einmal ging ein Adjutant in der Nacht die Posten revidieren. Vor ihm trug ein Gefreiter die Laterne. Plötzlich merkte der vorangehende Gefreite, daß ihm der vorgesetzte Adjutant nicht mehr folgte. Schnell ging er zum nächsten Posten, weil er dachte, der Adjutant sei vielleicht vorausgegangen. Aber hier war er nicht. Bald wurde er im ganzen Lager vermißt. Am andern Morgen fand man ihn vor dem Lager. Der Kopf war vom Rumpf getrennt, und er war seiner Waffen beraubt. Das ist ein kleines Beispiel von der Geschicklichkeit und Tücke der Araber."

8 Tage lang wird marschiert, und große Strecken werden zurückgelegt. Nur noch mit Mühe schleppen sich die Legionäre vorwärts; vom Hunger gequält und mit wunden Füßen. Aber wehe dem, der zurückbleibt! Er wird der Fraß der Hyänen oder er fällt den räuberischen Araberhorden in die Hände, die immer hinter den Truppen her sind. Was muß er da für Qualen erdulden!

Da sinkt wieder einer um. Schnell eilt ein Offizier zu ihm, aber nicht, um ihm Hilfe zu leisten, nein — das wertvolle Gewehr muß er holen. Was schert ihn ein elender Legionär! „Marschier' oder verrecke!" —

Halb verschmachtet sind die Legionäre wieder in der Kaserne angelangt. Der Tagesdienst mit seinen Strafen beginnt wieder, mit seinen Strafen, die eine Steigerung der Qualen in der Legion bilden. Ist die Uniform nicht ganz sauber oder sind sonstige Kleinigkeiten nicht in Ordnung, so wird der Legionär gleich mit einer Woche Gefängnis bestraft. Und wie sieht es in einem solchen Gefängnis aus! Durch eine hohe Mauer ist das Häuschen von der Kaserne getrennt. Auf dem Gang, der zwischen den Zellen dahinführt, geht der Wachtposten mit schweren Schritten auf und ab. Eine Zelle ist 5 m im Quadrat. An den Seiten sind Pritschen. Meistens sind die Zellen überfüllt. Trotzdem bekommt jede Zelle nur einen Krug Wasser und einen Blecheimer täglich. Licht ist nicht da. Oben in der Decke sorgt ein kleines Loch für frische Luft. Die Nächte sind kalt. In der Ecke liegt ein Haufen Decken, dünne Gewebe, voll von Ungeziefer, die nur den halben Körper bedecken. Die Pritschen reichen natürlich nicht aus. Die Hälfte der Gefangenen muß auf dem mit Kot bedeckten Fußboden schlafen. Alles drängt sich dicht zusammen, um nicht zu frieren. Solch

eine überfüllte Zelle würde jeder Tierarzt als einen ungeeigneten Aufenthalt selbst für Schweine erklären. Da kommt in der Nacht der Korporal. Die Gefangenen werden auf den Hof geführt und müssen antreten. Alle zittern in ihren dünnen Anzügen vor Kälte. Nun liest der Korporal die Namen der Gefangenen mit ausgesuchter Langsamkeit vor. Das wiederholt sich in der Nacht oft mehrere Male. Das ist die einfache Strafe.

Alle Wochen geht eine Expedition Gefangener nach dem Innern Afrikas ab. Dort müssen sie das Land urbar machen und sonstige Arbeiten tun. Große Qualen müssen sie auch hier erdulden. Versagen die Körperkräfte, so wird der Legionär wegen Gehorsamsverweigerung bestraft. Stundenlang müssen sie dann an Händen und Füßen gefesselt im heißen Wüstensande liegen. —

Eines Tages meldete sich ein Legionär beim Korporale krank. Auf die Frage des Korporals, was ihm fehle, sagte er, man habe ihn, weil er eines Abends angeheitert nach Hause gekommen sei, auf den Rücken schlagen lassen. Der Korporal ließ sich den Rücken zeigen. Er war sehr erstaunt, als er den Rücken sah, und er verbot dem Legionär, sich krank zu melden, denn er fürchtete, daß der Arzt von der Mißhandlung erfahren würde.

Ermüdet kommen die Soldaten vom Felde zu Mittag in die Kaserne, um hier den großen Hunger durch die kärgliche Mittagskost etwas zu stillen. Der Korporal aber, einer der rohesten, gemeinsten Vorgesetzten, die die Legionäre so viel wie möglich zu mißhandeln suchen, hatte dem Koch befohlen, die dünne Fleischbrühe bis zum letzten Augenblick kochen zu lassen. Jetzt bekommt jeder einen Teller des heißen Essens. „Ich gebe 5 Minuten Zeit zum Essen. Wer bis dahin die Suppe nicht ausgegessen hat, muß sie wieder abliefern!“ ruft der Korporal und stellt sich mit der Uhr in der Hand in die Tür. Die ausgehungerte Mannschaft versucht das Essen kochend zu verschlingen, wobei sich viele Mund und Magen verbrennen. Wagte sich jemand zu beschweren, so würde er wegen unbegründeter Beschwerde mit Gefängnis (bis zu 50 Tagen!) bestraft.

5. Desertionen.

Wie viele versuchen sich von dieser Tyrannei zu befreien, zu desertieren. Aber nur in den seltensten Fällen gelingt die Flucht. Meistens desertieren die Legionäre in kleinen Gruppen. Abends vor 9 Uhr gehen sie fort. Sie haben eine leichte Uniform, einen Brotbeutel um und das Seitengewehr. In der Nacht legen sie fabelhaft große Strecken zurück. Am Tage verstecken sie sich in Felsen oder sie graben sich ein Loch in den Sand. Nachts marschieren die Deserteure weiter. Kommt eine Arabische Polizeipatrouille, so verstecken sie sich in wilder Panik und liegen oft stundenlang still, bis die Patrouille am Horizont verschwunden ist. Doch meistens werden die Fliehenden von Spahis und berittenen Gendarmen ergriffen. Sie werden dann ans Pferd gebunden und müssen im schnellen Tempo neben dem Pferde herlaufen. Zuchthaus auf Lebenszeit ist dann ihr Los. —

Der Legionär, dessen rührenden Brief wir am Anfang hörten, hatte von seinen Eltern Geld zur Flucht bekommen. Er weihte noch einen anderen, den er als Freund gewonnen hatte, den bleichen Bankbeamten, mit in seinen Plan ein. Beide fuhren am nächsten Tage in Zivil mit der Bahn nach Oran. Hier schickte der reuevolle Sohn seinen Kumpan auf die Bank, um einen 1000 Franks-Schein wechseln zu lassen. Er selbst ging unterdessen in ein Kaffeehaus. Lange wartete er dort. Eine Stunde verging, eine zweite peinvollen Wartens, dann von Angst gequält, ging er zur Bank. Da merkte er: Sein schlechter Kamerad hatte es vorgezogen, mit dem Gelde allein zu desertieren. Da er selbst kein Französisch konnte, mußte er sich der Polizei stellen, die ihn in seine Kaserne zurückbrachte. Schwere Gefängnisqual in dem dumpfen Raume mußte er erdulden.

Nach verbüßter Strafe bekam er wieder von seinen Eltern Geld geschickt. Diesmal sagte er niemandem etwas. Als Araber verkleidet fuhr er mit der Bahn nach Oran. Hätte er sich in ein Hotel begeben und wäre dann mit dem nächsten Dampfer nach Europa gefahren, so wäre seine Flucht vielleicht gelungen. Er aber ging in ein Araber-Kaffeehaus. Hier fühlte er sich am sichersten. Andere Araber kamen, die hielten ihn für einen sehr reichen Araber, sie setzten sich zu ihm und fingen mit ihm ein Gespräch an. Da er aber kein Wort Arabisch verstand und also auch nicht antworten konnte, schöpften sie Verdacht. Sie zeigten ihn der Behörde an. Bald kam ein Kriminal-Polizist, und er wurde entdeckt und fortgeführt. Wieder ins Gefängnis, in die Qual, in die Hölle!

Trotz dieser Mißerfolge versuchte er es noch ein drittes Mal. Es ist Nacht. Heimlich schleicht der Legionär aus der Kaserne. Schnell überklettert er die Mauer. Mit raschen Schritten eilt er vorwärts. Da hört er Tritte. Hastig zieht er seinen Revolver, in der Angst, es könne ein Korporal sein. Es ist nur ein friedlicher Einwohner der Stadt. Weiter eilt er durch die Straßen. An einem alten Hause bleibt er stehen und klopft. Ein Jude macht ihm auf. „Mein Pferd!“ sagt der Legionär hastig. Der alte Jude führt ihn in den Hof und gibt ihm das Pferd, das er schon am vorhergehenden Tage bei ihm bestellt hatte. „Hier sind noch die 200 Franken.“ Schmunzelnd streicht der Alte das Geld ein. Der Legionär schwingt sich auf's Pferd und reitet fort. Bald liegt Sidi-bel-Abbès hinter ihm. „Endlich frei!“ Mehrere Stunden ist er geritten. Der Morgen tagt. Er blickt zurück. Doch was ist das? Eine Staubwolke. „Sie haben mich entdeckt!“ Der Verzweifelte treibt das Pferd zur größten Eile an. Aber was ist die alte, abgemattete Mähre gegen die frischen, feurigen Pferde der Spahis (Gendarmen)! Sie kommen immer näher. Schon hört er das Stampfen der Hufe hinter sich. „Verloren!“ „Aber nicht noch einmal zurück in die Hölle von Sidi-bel-Abbès, zu den Menschenschindern!“ Er wendet sein Pferd und zieht die Pistole. Es sind drei, die auf ihn zukommen. Jetzt sind sie nahe. Zwei Schüsse ertönen. Ein Verfolger sinkt nieder. Jetzt feuern die Spahis, und der Legionär, der schon von der Freiheit träumte, stürzt tot zu Boden.

6. Der Deutsche und die Fremdenlegion.

Wir sind in der Lage, aus einem Briefe eines ehemaligen Offiziers der Fremdenlegion, eines deutschen Adligen, folgende Ausführungen zu veröffentlichen, die in ihrer Schlichtheit und Anschaulichkeit das Siegel der Wahrheit an der Stirn tragen:

„Die Fremdenlegion ist heute noch genau wie seit Jahrzehnten für Deutschlands Söhne ein Massengrab. Sie ist im wahren Sinne des Wortes eine Löwengrube, in die zwar viele Fußtapfen hinein-, nur wenige aber herausführen. Tausende von Deutschen leben in der Fremdenlegion und schleppen dort unter den traurigsten Verhältnissen ihr Dasein dahin. Kein halbwegs bekannter Ort ist im Deutschen Reiche, aus dem selbst oder aus dessen nächster Nähe nicht Soldaten der Fremdenlegion stammen. Ein Herr, der einst meine Kaserne besichtigte, sagte: „Wenn man die Uniform nicht sähe, könnte man glauben, man sei in einer deutschen Kaserne.“ Und diese Leute schlagen sich, wenn es zum Kämpfen kommt, mit größter Bravour. Einer der tüchtigsten Offiziere Frankreichs, General Négrier, sprach die bedeutungsvollen Worte: „Mit einem Regiment Franzosen wage ich mich kaum zwei Meilen von der Stadt zu entfernen, mit einer Kompagnie der Legion gehe ich durch Tonkin.“ Die Fremdenlegion raubt Deutschland jährlich rund 4000 Mann, in 7 Jahren also so viel, wie der ganze Krieg 1870/71 uns an Menschenopfern gekostet hat[1]). Es sind meist gesunde, kräftige Leute im besten Alter. Welche Fülle von Arbeitskraft geht Deutschland hier verloren! Von Geist und Wissen will ich hier gar nicht sprechen. Doktoren und Professoren sind in der Legion keine Seltenheiten. Der Offizier, der in seiner Heimat den Dienst quittiert hat, der Unteroffizier, der wegen eines Vergehens das Kriegsgericht fürchtet, der Soldat, der desertiert, Duellanten, die verfolgt werden, Kaufleute, die betrügerischen Bankrott gemacht haben, Defraudanten, heruntergekommene Individuen, Handwerker, die keine Beschäftigung finden können, Künstler, deren Kunst vergebens nach Brot ging, Mörder, die sich dem Arme der Gerechtigkeit entziehen wollen, Leute, die auf Abenteuer ausgehen, halbwüchsige Burschen, die in phantastischer Überspanntheit von Heldentaten träumen, Elsässer, die für Frankreich schwärmen, alle, alle strömen in die Fremdenlegion . . . Algier ist mit deutschem Blute erkauft und gedüngt. Sollen auch die neuen Erwerbungen Frankreichs, soll Marokko mit deutschem Fleiß, mit deutschem Geist, mit deutscher Ausdauer urbar gemacht werden? Wir haben es nicht nötig, für Frankreichs Größe zu bluten und zu arbeiten. E. v. N . . . . ck.“

C. **Das Vaterland** (von E. M. Arndt).

Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien,
wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,
wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten

[1]) Damals fielen oder starben an Wunden 28 278 Krieger (etwa von 40 einer, ungefähr $2^1/_2$ %). 5. Bd. des Generalstabswerkes S. 865 u. 875.

und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte,
wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug
und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub,
da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln
und wohnte Arbeit und Mühe dort mit dir,
du mußt das Land ewig lieb haben,
denn du bist ein Mensch
und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

D. Theodor Körner.

Ein Vorbild der deutschen Jugend ist der deutsche jugendliche Dichter Theodor Körner.

1813 war's. Körner lebte in Wien in glänzender Stellung. Er war Hoftheaterdichter. Eben war sein Drama „Zriny" mit rauschendem Beifall gegeben worden, das Drama, in dem Körner den ungarischen Helden verherrlicht, der für sein Vaterland sein Leben dadurch opfert, daß er sich und das Schloß im letzten Augenblick mit den eindringenden Türkenfeinden in die Luft sprengt. Körner war verlobt mit einem edlen, begabten, schönen Mädchen. Er war glücklich. In diesen Tagen hatte Körner gehört, wie es in Deutschland überall sich regte gegen den Völkerbedrücker Napoleon. Da wollte auch er nicht zurückbleiben. Da schrieb er an seinen Vater den denkwürdigen Brief.

Wien, am 10. März 1813.

Ich schreibe dir diesmal in einer Angelegenheit, die, wie ich das feste Vertrauen zu dir habe, dich weder befremden noch erschrecken wird. Neulich schon gab ich dir einen Wink über mein Vorhaben, das jetzt zur Reife gediehen ist. — Deutschland steht auf; der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen, wenigstens norddeutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene, glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, und sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen, jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bei Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sei, für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit[1]). Vielleicht sagt dein bestochnes, väterliches Herz: „Theodor ist zu

[1]) Wieviele denken in unsern Tagen so! Über 2 Millionen Kriegsfreiwilliger haben sich in unsrer großen Zeit gemeldet. (1870/71 standen an Kriegern und Bewachungsmannschaften überhaupt nur $1^1/_2$ Million im Felde.)

größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutenderes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig.“ Aber, Vater, meine Meinung ist die: zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, da ich ihn mehr geltend machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und fühl' ich die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus, und dem Wogensturm die mutige Brust entgegendrücken. — Soll ich Komödien schreiben auf dem Spottheater, wenn ich den Mut und die Kraft mir zutraue, auf dem Theater des Ernstes mitzusprechen? — Ich weiß, du wirst manche Unruhe erleiden müssen, die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt ich mich bis jetzt, es wird mich jetzo nicht verlassen. — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; daß aber dies Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, der Freundschaft, der Freude geschmückt ist, und daß ich es doch wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf. — Sonnabends oder Montags reise ich von hier ab, wahrscheinlich in freundlicher Gesellschaft, vielleicht schickt mich auch Humboldt als Courier. In Breslau, als dem Sammelplatze, treffe ich zu den freien Söhnen Preußens, die in schöner Begeisterung sich zu den Fahnen ihres Königs gesammelt haben. Ob zu Fuß oder zu Pferd, darüber bin ich noch nicht entschieden und kommt einzig auf die Summe Geldes an, die ich zusammenbringe . . .

Toni hat mir auch bei dieser Gelegenheit ihre große edle Seele bewiesen. Sie weint wohl, aber der geendigte Feldzug wird ihre Tränen schon trocknen. Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben, wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und du wirst mich deiner würdig finden . . .

Der Vater an Theodor. Wien, Mitte März 1813.

Vorjetzt nur ein paar Worte. Du hast dich in mir nicht geirrt. Wir sind einverstanden . . .

Alles grüßt herzlich, besonders die Mutter. Lebe recht glücklich! —

Dein treuer Vater.

Theodor an den Vater. Wien am 13. März 1813.

Übermorgen reise ich ab mit einer sehr angenehmen Reisegesellschaft . . .

*

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen:
Frisch auf mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,

Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein![1])

*

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze,
Lenker der Schlachten, ich rufe dich! — Vater du führe mich,
Vater du führe mich!

*

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihen,
und gellende Hörner schallen darein
und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd . . .

*

Die Wunde brennt; die bleichen Lippen beben. —
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage;
Ich stehe an den Marken meiner Tage. —
Gott, wie du willst! Dir hab ich mich ergeben. —
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben;
das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Auf, brechend Herz! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort drüben ewig mit mir leben! —

Der edle Jüngling starb fürs Vaterland den Heldentod.

II. Herren.

In unsrer Schule wohnte ein Lehrer mit seiner Familie. Wenn nun in den Pausen die 500 Schüler in dichtem Knäuel an seiner Türe vorüberzogen, dann machten sich immer einige den Spaß, donnernd an die Tür zu schlagen oder gar sich gegenseitig dagegen zu stoßen. Große Freude herrschte dann immer, wenn der Lehrer wütend aus seiner Wohnung herausfuhr wie der Kuckuck aus der Uhr, und doch die Schuldigen nicht entdecken konnte, denn diese waren längst im dichten Knäuel der andern verschwunden. Mit einem Male hörte der Unfug auf, ohne daß irgend eine Entdeckung und Bestrafung stattgefunden hatte. Ich fragte den Rädelsführer, ob man der Sache auf den Grund gekommen wäre. „Nein", antwortete er — „aber ich bin der Sache auf den Grund gekommen, ich habe etwas entdeckt." „Wie meinst du das?" fragte ich. „Ja — als er neulich wieder so ingrimmig herauskam, da sah ich durch die offene Tür seine Frau am Türpfosten lehnen mit einem tieftraurigen Gesicht, und neben ihr standen ihre kleinen Kinder und mußten mit anhören und mit ansehen, wie der

[1]) Und so heute wieder! Lüttich, Namur, Brüssel, Longwy! Und die Franzosen von Cambrai bis zu den Südvogesen geworfen und im Rückzuge.

Vater täglich von uns geneckt und in Wut gebracht wurde. Nun verstand ich mit einem Male, warum er immer so furchtbar außer sich geriet. Es war nicht nur, weil er selbst gestört wurde, sondern weil er sich schämte vor seiner Frau und seinen Kindern, daß wir uns mit ihm solche Späße erlaubten. Da sagte ich zu den andern: „Kinder, es ist doch gemein, wir wollen es lassen, er wird blamiert vor seiner Frau und seinen Kindern." So sprach damals der Häuptling des Unfugs, und ich habe es nie vergessen. Er hatte hinter die Kulissen gesehen — und das hatte ihn bekehrt. Er war wie verwandelt. Ich glaube überhaupt, das meiste Rohe und Lieblose in der Welt geschieht nicht aus wirklich schlechten Herzen, sondern weil man nicht hinter die Kulissen sieht. Kein Lehrer würde mehr geärgert und gereizt werden, wenn wenigstens ein Entdeckungsreisender in der Klasse wäre, der es verstände, hinter die Kulissen zu kommen und dann die andern aufzuklären, z. B. indem er den Lehrer einmal besucht und sich nach seinem Befinden erkundigt und dabei sieht, wie einsam er in seinem Stübchen sitzt. Oder wenn er eine Frau hat, und man sieht, wie sie ihn pflegt und besorgt ist um ihn — dann kommt einem vielleicht wie eine Erleuchtung der Gedanke, ob nicht wohl jeder Mensch geheiligt ist, um den ein andrer bangt und sorgt, und ob man wohl dabei sein möchte, wenn sie ihn mittags anblickt bei der Heimkehr und fragt: „Haben sie dich heute wieder geärgert?"

Und wenn man einen Lehrer hat, der nicht beliebt ist und oft gereizt und ungerecht verfährt — wer weiß, wie es bei ihm zu Hause aussieht? Ob er einen mißratenen Sohn oder sonst Unglück hat in der Familie?

Oft braucht man gar nicht wirklich hinter die Kulissen zu sehen — man muß nur ein wenig nachdenken, dann weiß man Vieles, auch ohne es gesehen zu haben [1]).

III. Eltern.

A. Elternliebe.

Heinrich Sohnrey, Friedesienchens Lebenslauf, Leipzig und Berlin, Heinrich Meyer.

„. . . Und unser Vater hat genau so'n Charakter. Lieber versagte er sich das Letzte, als daß er etwas angenommen hätte, was nicht verdient war. So weiß ich, daß er gern rauchte, sich aber nur am Sonntag und äußerst selten zur Feierabendstunde einen Kopf voll gönnte. Einmal suchte er die letzten Pfennige im Schrank zusammen, um sich wieder einmal ein kleines Paket zu kaufen. Unwillkürlich seufzte unsre Mutter darüber auf, während sich in ihrem Gesicht Falten bildeten. Der Vater ruckte und zuckte zusammen, sah eine Minute lang still seine Pfeife an, schlenkerte sie dann um die Hand und sagte: „Kathrinsophie, du hast recht! Und du sollst mich von heute an nicht mehr rauchen sehen." Und seine Stimme klang so heiter, sein Gesicht war so strahlend, als wunder was für 'ne Freude er hätte. Das fiel der Mutter denn doch schwer aufs Herz, und es wurden ihr die Augen naß.

„Nein, Hanfrieder, was mußt du von mir denken! Ich gönne dir wahrlich von Herzen gern deine Pfeife", sagte sie mit halberstickter Stimme und eilte selbst

[1]) Foerster, Jugendlehre, Reimer, Leipzig, 1904. S. 350.

nach dem Schranke, um das Geld zusammenzusuchen. Da aber lief unser Vater ganz vergnügt hinaus und brachte seine Pfeife ganz oben auf den Hahnenbalken. Und ich habe ihn von dem Tage an nie wieder rauchen sehen. — . . .

Unerbittlich hielten die Eltern darauf, daß ich meinen Widerwillen gegen Speisen bezwang, die ich nicht mochte; manchmal half mir der Vater sogar mit seinem Leibriemen nach. „Wenn du mal zu fremden Leuten kommst", hieß es, „wird man dich nicht erst fragen, ob du ein Essen gern oder ungern hast. Da muß man daran gewöhnt sein, rauh und schlicht zu genießen . . ."

B. Muttertreue.

Aus dem Roman „Der Hungerpastor" v. Wilhelm Raabe[1]).

1. Muttersorgen.

Die Mutter richtete sich von ihrem Kopfkissen empor und blickte nach dem Lager des Kindes hinüber. Der Mondschein spielte auf der Decke und den Kissen und verklärte das Gesicht des schlafenden Knaben, der sich in den Schlaf geweint hatte, und auf dessen Wangen noch die Spuren der Tränen zu finden waren, obgleich er jetzt im Schlummer wieder lächelte und nichts mehr wußte von dem Kummer des Tages . . .

Die Mutter fühlte die Verantwortlichkeit für das Schicksal ihres Kindes schwer auf sich lasten. Obgleich sie eine ungebildete, arme Frau war, so war ihre Sorge darum nicht geringer; ja, ihre Sorge war vielleicht noch schwerer, weil ihr Begriff von dem Verlangen ihres Kindes mangelhaft und unzureichend war.

Lange betrachtete sie den schlafenden Hans, bis der Mond am Himmelsgewölbe weiterglitt, und der Strahl von dem Bette verschwand und sich langsam gegen das Fenster zurückzog. Als endlich vollkommene Dunkelheit die Kammer füllte, seufzte sie tief und flüsterte: „Sein Vater hat's so gewollt, und es soll sich niemand gegen seines Vaters Willen setzen. Der liebe Gott wird mir armen, dummen Weibe schon helfen, daß das Rechte draus wird. Sein Vater hat's gewollt, und das Kind soll seinen Willen haben nach seines Vaters Willen."

2. Elterngüte.

Sie erhob sich leise von ihrem Lager und schlich, um den schlafenden Knaben nicht zu wecken, auf bloßen Füßen aus der Kammer. In der Stube zündete sie die Lampe an. Auf den Arbeitsstuhl ihres Mannes setzte sie sich noch eine Weile nieder und wischte die Tränen aus den Augen. Dann aber trug sie das Licht zu einer Lade im Winkel, kniete davor nieder und öffnete das altertümliche Schloß, das dem Schlüssel so lange als möglich den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte.

Als der schwere Deckel zurückgelegt war, füllte ein Duft von frischer Wäsche und getrockneten Kräutern — Rosmarin und Lavendel — das Zimmer. Diese Lade enthielt alles, was die Frau Christine Köstliches und Wertvolles besaß, und sorgsam nahm sie sich in acht, daß keine Träne da-

[1]) Berlin, Otto Janke.

zwischenfalle. Sorgsam legte sie die bunten und weißen Tücher zurück, jede Falte sogleich wieder glättend; vorsichtig stellte sie die Schächtelchen mit alten, armseligen Spielereien, zerbrochenen, wohlfeilen Schmucksachen, vereinzelten Bernsteinperlen, Armbändern von farbigen Glasperlen und dergleichen Schätzen der Armen und der Kinder zur Seite, bis sie fast auf dem Grunde des Koffers zu dem kam, was sie in der Stille der Nacht suchte. Mit scheuer Hand holte sie erst ein Kästchen mit einem Glasdeckel hervor. Ihr Haupt senkte sich tiefer, als sie es öffnete. Es enthielt das Liederbuch des Meisters Anton, und darauf lag ein vertrockneter Myrtenkranz . . .

Ein zweites Kästchen stand neben dem ersten, ein altes Ding von Eichenholz, eisenbeschlagen, mit festem Schloß, eine künstliche Arbeit aus dem 17. Jahrhundert . . .

Hellen Glanz gaben die kleine Lampe und die schwebende Glaskugel, aber das altersschwache Kästchen auf dem Tisch überstrahlte sie doch. Sein Inhalt sprach lauter von der Köstlichkeit der Elternliebe, als wenn ihr Schall von tausend Trompeten auf allen Märkten der Welt verkündet worden wäre. Das Schloß sprang auf, und der Deckel schlug zurück; Geld enthielt der Kasten, — viel, viel Geld — silberne Münzen von aller Art und sogar ein Goldstück, eingewickelt in Seidenpapier. Reiche Leute hätten mit Recht über den Schatz lächeln können; aber wenn sie jeden Taler und Gulden nach dem wahren Werte hätte bezahlen sollen, so würde vielleicht all ihr Reichtum nicht genügt haben, den Inhalt des schwarzen Kastens aufzukaufen. Mit Schweiß und Hunger war jede Münze gewonnen, und tausend edle Gedanken und Träume hingen daran . . .

Wer sah das dem ärmlichen Häuflein abgegriffener Geldstücke an! Ein kleines Buch, bestehend aus wenigen zusammengehefteten Bogen grauen Konzeptpapiers, lag neben dem Gelde. Des Vaters Hand hatte die ersten Seiten mit Buchstaben und Zahlen gefüllt; dann aber hatte der Tod den Schlußstrich unter des wackern Meisters Rechnung gezogen, und nun hatte bereits durch lange Jahre die Mutter buchgehalten auf Treue und Glauben, ohne Buchstaben und ohne Ziffern, und die Rechnung stimmte immer noch.

Wie oft hatte sich die Frau Christine Unwirrsch hungrig zu Bett gelegt, wie oft hatte sie allen möglichen Mangel erduldet, ohne der Versuchung zu erliegen, die Hand nach dem schwarzen Kästchen auszustrecken! In jeder Gestalt war die Not an sie herangetreten in ihrer kümmerlichen Witwenschaft, aber heldenhaft hatte sie Widerstand geleistet . . .

Die Witwe teilte ihren kümmerlichen Tagelohn in zwei Teile. Der größere fiel in das Kästchen von Eichenholz, zu den andern Ersparnissen so langer, mühevoller Jahre, und einen hellen Klang gaben die schlechten Münzen. Mehr als hundert blanke Taler legte Samuel Freudenstein zu dem Vermögen seines Sohnes. Niemand in der Kröppelstraße hatte eine Ahnung davon, welch ein reicher Mann der Trödler allmählich geworden war.

Aus der Kammer der Witwe war der Mondschein gänzlich wieder verschwunden, als die Mutter fröstelnd aus der Stube zurückschlich. Noch immer schlief Hans Unwirrsch fest und erwachte auch nicht von dem Kusse,

den die Mutter auf seine Stirn drückte. Auch die Lampe erlosch, und die Frau Christine schlief bald so sanft wie ihr Kind. Um das Bett des Königs Salomo standen mit Schwertern in den Händen 60 Starke, geschickt zum Streiten, „um der Furcht willen in der Nacht.“ Zu Häupten der Witwe und des Kindes jedoch stand ein Geist, der bessere Wacht hielt als alle Gewappneten in Israel.

3. Sohnesliebe.

(Hans hat mit Ehren die lateinische Schule durchlaufen und mit Hilfe der mütterlichen Ersparnisse, sowie durch die Unterstützung wohlwollender Menschen in der fernen Universitätsstadt Theologie studiert. Da, als er eben seine Prüfungsarbeiten beginnen will, ruft ihn ein Brief des Oheims an das Sterbebett der Mutter; augenblicklich folgt er dem Rufe)[1].

Als Mutter und Sohn allein waren, sagte die Mutter: „Du mußt es mir vergeben, Hans, daß ich dich von deiner Arbeit hab' abrufen lassen; aber ich hatte ein solch großes Sehnen nach dir, daß es nicht anders ging. Du bist immer mein Trost gewesen, nun mußt du es auch jetzt sein. Ich habe ein so gewaltig großes Verlangen nach dir gehabt!“ — —

„O Mutter, liebe Mutter“, rief Hans Unwirrsch, „sprich nicht so, als sei an meinem Glück und Wohlergehen mehr gelegen als an dem deinigen! O, wenn du wüßtest, wie gern ich alles, was ich durch meine Arbeit in der Fremde errungen habe, hergeben würde, wenn ich dir dadurch, nur den kleinsten Teil deiner Schmerzen verscheuchen könnte! Aber es wird auch besser werden, bald wirst du wieder gesund sein. O, Mutter, du weißt nicht, wie nötig ich dich habe; — keine Weisheit, die auf Erden gelehrt wird, kann uns das geben, was uns ein Wort und ein Blick der Mutter gibt.“

Neben dem Lager der sterbenden Mutter bereitete er seinen Arbeitstisch; da saß er und schrieb, indem er zugleich den Schlummer der Kranken bewachte. — Eines Abends legte er die Feder nieder, trat leise zu dem Bette seiner Mutter und flüsterte, indem er sich niederbeugte und sie küßte: „Liebe Mutter, ich hoffe, das ist gelungen!“ Da zog die Mutter mit den beiden kranken Händen das Haupt des Sohnes zu sich hernieder und küßte ihn ebenfalls. Dann schob sie ihn sanft von sich und faltete die Hände. Sie bewegte die Lippen; aber Hans konnte nicht alles verstehen, was sie sagte. Nur die letzten Worte vernahm er: „Wir haben es fertig gebracht, Anton! Ich kann nun zu dir kommen!“

4. Der Mutter Scheidestunde.

Im Anfang des neuen Frühjahrs kam der Sonntag, an dem Hans seine Prüfungspredigt halten sollte. Es war ein Tag, an dem die Sonne wieder schien. Ein Glas mit Schneeglöckchen stand neben dem Bette der Kranken, und feierlicher als heute hatten die Kirchenglocken nie geklungen. Im schwarzen Talar beugte sich der Sohn über die Mutter. Sie legte ihm die Hand auf das junge Haupt und sah ihn lächelnd und mit glän-

[1]) Im Strome des Lebens. Leipziger Lehrer-Verein. Dürr 1908. S. 32.

zenden Augen an. Tief, tief blickte Johannes Unwirrsch in diese Augen, die mehr sagten als hunderttausend Worte gesagt haben würden. Dann ging er, und die Base und der Oheim folgten ihm. Die Mutter wollte es so, sie wollte allein sein.

Da lag sie still und hatte keine Schmerzen mehr. In Gedanken verfolgte sie ihr Kind durch die Gassen, über den Markt, über den alten Kirchhof zu der niederen Tür der Sakristei. Sie vernahm die Orgel und schloß die Augen. Nur noch einmal öffnete sie sie verwundert und sah nach der Glaskugel über dem Tische; es war ihr, als habe sie plötzlich einen hellen Klang gegeben, und als sei sie durch den Klang erweckt worden. Sie lächelte und schloß die Augen wieder, und dann — — —

Und dann? Es kann niemand sagen, was darauf folgte, aber als Hans Unwirrsch heimkehrte aus der Kirche, war seine Mutter gestorben, und alle, die sie sahen, sagten, daß sie einen glücklichen Tod gehabt haben müsse.

C. Der Mutter Tod.

In der Fremde.

(Hermann Almers Römische Schlendertage.)

Still ist dein Herz,
das so lange geschlagen
für mich allein
in Leid und Lust,
das treue, das heilige Mutterherz. —
Geschlossen dein Aug',
das so manche Stunde
gewacht und geweint
um mich allein.
Und es modert die Hand
und all deine Liebe;
hast alles genommen
mit hinein
ins dunkle, ins schaurige
Grab — o Mutter!

Nachtgedanken.

(Heinrich Heine.)

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
dann bin ich um den Schlaf gebracht,
ich kann nicht mehr die Augen schließen,
und meine heißen Tränen fließen.

Die Jahre kommen und vergeh'n!
Seit ich die Mutter nicht geseh'n,
zwölf Jahre sind schon hingegangen;
es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Die alte Frau hat mich so lieb,
und in den Briefen, die sie schrieb,
sah ich wie ihre Hand gezittert,
wie tief das Mutterherz erschüttert.

IV. Verwandte.

Die Mutter des Mannes.

So gern hätte der Mann seine Mutter ins Haus genommen, so gern. Das hatte die junge Frau wohl gemerkt. Nun stand sie sinnend am Fenster.

1. Verstimmung.

„Aber, nein, das konnte er wirklich nicht verlangen, das mußte er doch einsehen, daß die einfache alte Frau auf die Dauer nicht hierher gepaßt in ihren Kreis und zu ihren Lebensgewohnheiten. Und sie selber hatte ja wieder fortgewollt, weil sie das schließlich allein gefühlt.

„Ich hatte es mir anders gedacht“, hatte er gesagt, nichts weiter; aber es war wohl möglich, daß von jener Zeit an seine Verstimmung stammte, daß sie bloß vorbereitet und dann noch vertieft war von dem andern allen, so vertieft, daß sie beide seine Berufsreise beinahe als Erlösung empfanden.

2. Die Sonntagspredigt.

Nun ist die junge Frau, weil's zu Haus zu still und einsam war, in die Kirche gegangen und lauscht der Predigt.

„Meine lieben Kinder!“ — der alte Geistliche sprach nie anders zu seiner Gemeinde — „Ihr seid am vergangenen Sonntag an den Gräbern eurer Lieben gewesen und habt erschüttert stillgestanden vor dem grünen kleinen Erdenfleck, der sie euch für diese Welt verbirgt. Und weinend habt ihr den Wunsch gefühlt, ihnen noch einmal, ein einziges Mal noch Liebes erweisen zu dürfen, Liebe, die sie fühlen können.

In dem Sehnen, etwas tun zu dürfen für sie, die eurer nicht mehr bedürfen, weil sie seliger und geborgener sind als ihr, in diesem Sehnen habt ihr mit zärtlichen Fingern das welke Laub von ihrem Hügel gesammelt, habt den grünen Efeu von den dürren Blättern befreit und waret stille getröstet, so lange ihr doch etwas verrichten durftet, was ihnen, euren teuren Toten, galt.

Verstummt ist die Frage, ob sie so viel Liebe verdient haben. Der Tod versöhnt und verklärt, und der Tote hat recht. Alles, was irdisch an ihm war und voll Fehl, ist verwischt und verweht, wie nie gewesen, das Schöne und Göttliche nur ist lebendig geblieben.

Des Toten Stimme spricht schallend und erschütternd und klagt euch an und weist euch weg von seinem Grabe, weil ihr dieselben Steine einst auf seinen Weg geworfen, die ihr jetzt aus der Erde seines Hügels sucht, damit die Erde ihm leicht sei und mit jungem Grün sich decke, mit Grabesgrün, das eure Tränen trinkt wie Tau.

Wieviel linder und leiser dürften eure Tränen fließen, wenn ihr einen Teil nur der Liebe, die ihr heute für sie fühlt und für sie übt, ihnen geschenkt hättet, solange sie noch mit euch in das Licht der Sonne gesehen und mit euch gebetet haben in diesem Hause.

O, lernet, meine lieben Kinder: Mit unsern Lebenden müssen wir leben und sie lieben und ihnen Liebe zeigen, als ob sie morgen sterben könnten. Nicht verschließen, was von Wärme in uns quillt, um es unfruchtbar einmal an ihren Gräbern zu verschwenden in müßig törichtem Tun. Solange sie leben, sollt ihr sinnen: Wie mache ich ihre Tage schön, wie kann ich ihnen Freundliches und Beglückendes erweisen, daß ich einst ohne Vorwurf an sie denken kann und ohne Reue?

Schaut um euch, meine Geliebten, jeder von euch hat wohl schon tief um einen Toten geweint; keiner wird sein, der ganz ohne Reue an ihn denken kann.

O wendet die Liebe, die ihr im Lärm und Dunkel des Alltags vergessen habt, ihnen zu geben, wendet sie zu den Lebenden! Gebt ihnen doppelt! Liebt sie doppelt! Und wer eine Mutter hat, der behüte ihren Schritt, wie sie den seinen einst behütet hat, und danke ihr, was er von ihr empfangen hat, solange es Zeit zum Danken ist! Morgen schon kann Gott sie gerufen haben, und ihre ruhenden Lippen werden euch mahnen, lauter als bewegte, daß ihr sie vergessen hattet, daß ihr nur eurem Behagen und eurer Selbstsucht gelebt. Und nichts wird die Tote dann von der Liebe fühlen und wissen, die verzweifelnd zu ihren Füßen weint." —

3. Der Vorsatz der jungen Frau.

Und eine zitternde Freude faßte sie vor dem neuen Leben, das sie beginnen wollte, und bei dem die Mutter ihr gern helfen würde, die einfache Frau, die das Ruhegeben, Ausdemwegeräumen so über alles gut verstanden, daß Hans es bis heute nicht vergessen hatte.

Gesegnet war der Kirchgang heute! Und da gibt es wirklich dumme Menschen, die sagen wollen, Geistliche seien garnicht so furchtbar wichtig. Die armen Menschen, die das sagen!

Mit leuchtenden Augen ging sie heim und mit beflügelten Schritten, unter denen ihre Knie erzitterten. Ihr Herz schlug in stürmischer Freude und trug sie vorwärts. Heute noch, heute, ehe die klingende, singende Stimmung verhallte und des Predigers Worte, die sie zu fröhlicher Tat geweckt! — — —

4. Der Einzug der Schwiegermutter.

Und Weihnachten kam.

Und der Tannenbaum brannte, und das weiche Licht der Kerzen sah auf das weiche, alte Frauengesicht, das unter ihm wartete und lächelte. Und sein Schein vergoldete die runzelvollen, gefalteten Hände und gab den dankenden Augen einen überirdischen Glanz von Glück.

Die Tür öffnete sich. Auf der Schwelle neben seinem kinderjungen, schönen Weibe stand ein Mann und starrte und starrte und schämte sich nicht zu weinen, wie er die Arme ausbreitete und aufschluchzend erst sein Weib umfing.

Sie führte ihn zur Mutter, die lachend und weinend ihn umwand mit den zitternden Armen und ihn küßte, ihren Jungen, ihren Einzigen.

In die Seele des jungen Weibes senkte sich eine leuchtende Fackel und zündete Flammen in ihr, die glühten von Glück, von dem einzigen, echten, unverlöschlichen Glück, dem Glück: gut zu sein[1]).

C. Anwendung.

I. Ehre die Eltern!

1. Vergegenwärtige dir an drei Szenen, wieviel du deinen Eltern verdankst!

1. Aufstehen am Morgen.

Das Bett, die Kleider, Waschtisch und Geräte, Tisch und Stuhl, Wohnung, Essen und Trinken, Schulbücher und Schulgeld.

2. Unterm Weihnachtsbaum.

Geschenke, Spiele und viele Freuden, Stollen, Nüsse, Äpfel, Bilderbuch.

3. Im Krankenbett.

Pflege, Fürsorge, Arzt, Umschläge, Krankensuppen.

Und wenn das bei allen nicht gleich ist, eins ist wohl überall zu spüren, in dem, was die Eltern tun?

Die Liebe der Eltern zum Kinde.

Und meist haben sich die Eltern in die Fürsorge für's Kind geteilt. Wie denn?

Der Vater verdient das Geld. Die Mutter versorgt das Hauswesen.

In allem spüren wir der Eltern Liebe. Aber haben sie nicht manchmal gezankt, ja vielleicht auch geschlagen? In welcher Absicht?

Doch auch: Um uns zu helfen, zu bessern, uns auf den rechten Weg zu bringen.

Ein Junge sagt: „Das ist ein böser Arzt, er hat mich geschnitten und mir sehr weh getan." Inwiefern ist das doch ein recht törichtes Urteil des Kindes über den Arzt?

Er hat doch nur geschnitten, um das Kind zu heilen, zu retten, um ihm Gutes zu tun.

Wende das auf die Eltern an!

So auch die Eltern. Sie strafen uns nur, wenn es notwendig ist. Sie strafen nur ungern.

---

[1]) Aus „Allerseelen" von Rose Raunau, Beiblatt der Deutschen Romanzeitung. Heft 42. 1912. (Verlag von O. Janke.)

Aber wenn Eltern zornig sind, hört man doch manchmal schlimme Worte, und ihr Anblick ist auch nicht der der Liebe. Was ist aber die Ursache?

Das Verhalten und Tun der Kinder und die Sorge und Angst um sie, die Betrübnis über sie.

Es ist erkrankte Liebe, die sich da zeigt. Erkläre das!

Ihr Grundzug ist die Liebe. Die Kinder tragen die Schuld, daß die Elternliebe sich nicht rein und freundlich zeigen kann.

2. Ein Mann ist reich und angesehen geworden, hat ein prächtiges Haus und einen wundervollen Garten. Gern möchte der Vater des Mannes den glücklichen Sohn einmal besuchen, aber der sagt: „Es ist mir lieber, du kommst nicht zu mir. Ich muß auf meinen Stand Rücksicht nehmen.“ Urteilt!

Der Mann handelt unrecht. Hat er denn vergessen, daß die Eltern ihn erzogen haben, ihn haben bilden lassen, daß er nur durch sie seine höhere Stellung erlangen konnte, daß er nur auf der Grundlage ihrer Fürsorge seinen Reichtum erwerben konnte? Der Mann handelt abscheulich und undankbar.

Was für Tage haben die Eltern vielleicht gesehen in der Sorge um ihr Kind?

Manchen trüben, schweren, sorgenvollen Tag. Vielleicht haben sie schwer gearbeitet und vielleicht gar manchmal gedarbt. Jedenfalls haben sie auf manche Freude verzichtet um seinetwillen.

Und denkt an die Aufopferung der Mutter bei ansteckender Krankheit des Kindes!

Da hat sie nicht bloß ihre Nächte geopfert, da hat sie auch ihr Leben aufs Spiel gesetzt.

Nun, ihr würdet anders handeln.

Den lieben Eltern in jedem Falle ihre treue Aufopferung im Alter vergelten.

3. Recht so! Und nun haltet auch euer Wort!

Aber da will ich euch erzählen: Ein Mädchen hatte sich das auch in seinem Herzen vorgenommen, ordentlich und gerade so, wie ihr es heute tut. Die Mutter hatte Rosen und Vergißmeinnicht so gern. Und als sie einmal vom Alter gesprochen hatten, da hatte das Kind gesagt:

„Da will ich dich pflegen und warten fein,
da bring ich dir Ros' und Vergißnichtmein.“

Das Mädchen war groß geworden. Lange war's in der Fremde. Dann kam es heim. Sehnsüchtig eilte es nach dem Hause, dem wohlbekannten Hause der Mutter. Mutter hat so lange nicht geschrieben, und ich hätte wohl auch öfter an sie schreiben können, so zog's ihm durch den Sinn.

Und die sie wollt pflegen und warten fein,
lag längst unter Ros' und Vergißnichtmein.

Lehre?

Wenn du in der Fremde bist? Und nicht bloß schreiben.

Und vielleicht ist die Entfernung nicht zu groß.

Aber die Hauptsache?

„Willst du deinen Eltern Gutes tun, versäume die Zeit nicht!“
Dann soll ich oft schreiben,
Auch da den Eltern Freundliches und Liebes erweisen.

Ich komme einmal hergefahren und streichle wieder die runzligen Wangen und die welken Hände.

Nicht alles aufs Ende verschieben. Während der ganzen Lebenszeit den Eltern Freude bereiten!

4. Manche Kinder können sich gar nicht genug tun mit Totenverehrung und Grabkult, gehen mit den Begräbniskosten, dem Leichenstein, dem Blumenschmuck weit über ihre Verhältnisse hinaus. Beurteile!

1. Auf die Kostspieligkeit kommt es nicht an, sondern auf die pietätvolle Liebe im Herzen, auf Handeln im Sinne der Eltern, auf ehrfurchtvolle Pflege ihres Andenkens.

2. Tu den Eltern Gutes so lange sie leben, so viel du nur kannst!

3. Einfacher Schmuck tut's auch. Man gibt lieber das überflüssige Geld armen Leuten, und macht den Eltern rechte Ehre durch ein christliches Leben!

5. „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren“ (3. Mos. 19, 32). Der Spruch ward in der Schule gelehrt. „Das hab ich schon gemacht“ sagt ein Kind. „Ich stehe immer früh um 5 Uhr auf und mache Feuer und koche Kaffee, daß die Großmutter nicht so zeitig aufstehen braucht. Darum steh ich vor ihr auf.“ Das Kind hat den Spruch falsch aufgefaßt, seinen wahren Sinn aber tief erfaßt. Inwiefern?

1. „Vor“ ist im Spruche örtlich gemeint. Ein alter Mann geht zu Moses Zeit durchs Lager. Alle stehen auf, vor seinen Augen, daß er es sehen kann.

2. Das Aufstehen, Verbeugen, Hutabnehmen, mit dem Munde grüßen ist ein äußerliches Ehren. Das kleine Mädchen zeigt, daß sie „ehren“ viel tiefer faßt, nämlich als ein Rechttun und Helfen.

6. Reich ist der Sohn geworden, Bildung hat er erworben, einen hohen Rang als königlicher Beamter nimmt er ein, viel Ansehen und Ehren hat er erworben. Die Leute strömen zusammen, als er ins kleine Städtchen einzieht an der Spitze der Truppen, denn sie sind stolz auf den Sohn der Stadt.

Da schaut er mit hellen Augen über die Menge. Da erblickt er seine alten Eltern in altmodischer, bäuerlicher Tracht. Da hält er an, und senkt grüßend vor seinen Eltern den Degen.

Da schauen ein paar Kameraden spöttisch auf ihn nieder. Das Volk aber sieht wohlgefällig auf den Mann.

Warum?

Er hat die Dankbarkeit seinen lieben Eltern bewahrt. Er schämt sich ihrer nicht. Er hält treu zu den Seinen.

Freilich, wenn er einen wichtigen militärischen Dienst zu verrichten gehabt und versäumt oder vernachlässigt hätte, so hätten die Kameraden mit ihrem Spott recht gehabt.

Der Dienst geht vor. Ihn darf man nicht vernachlässigen. Da warten auch die Eltern gern.

Sucht andere ähnliche Beispiele euch auszudenken, wo der Emporgekommene seine Geschwister und Eltern im Glücke nicht vergißt! (Aufsatz!)

7. Mit Aufbietung aller Kräfte schleppt ein Schutzmann einen betrunkenen Arbeiter nach sich. Wütend und schimpfend sucht der sich den festen Fäusten zu entwinden. Ein häßliches Bild! Herzzerreißend wirkt der Anblick: Der 10jährige Junge des Berauschten fleht laut schluchzend den Schutzmann an: „Lassen Sie meinen Vater frei!“ Und dann sucht der arme Junge in heller Verzweiflung den Vater loszumachen. Der arme Junge! Und die alberne Menge steht und gafft und lacht![1])

Empörung und Mitleid erfüllt unsere Seele bei diesem Anblick.

Empört sind wir über die herzlose Menge, die in so ernsten Szenen nur etwas Spaßhaftes sieht; die den gesunkenen Vater, die den armen Jungen nicht bedauert.

Mitleid haben wir mit dem Trunksüchtigen, denn wer weiß, es steckt gewiß ein edler Kern in ihm, und nur der Teufel Alkohol hat den Mann so weit gebracht.

Tiefes Mitleid fühlen wir mit dem armen Jungen, dem es so schwer gemacht wird, das leichteste Gebot, das 4., zu erfüllen.

Inwiefern handelt der Junge recht, inwiefern aber falsch?

Recht indem er für den kranken Vater bittet (Betrunkene sind Vergiftete, also Kranke), falsch, indem er Widerstand leistet gegen die Staatsgewalt.

Was mußte nämlich der arme Junge, so schwer es ihm wird, falls er verständig und einsichtsvoll genug ist, bedenken?

Daß der Polizist mit der Festnahme seine Pflicht erfüllt, daß der Unglückliche damit vielleicht von schlimmen Taten, die er noch begehen könnte in seinem krankhaften Zustande, und vor Schaden, der ihn treffen kann, abgehalten wird.

---

[1]) König, Der Alkohol in der Schule. Straßburg bei Bull.

Und doch, wie schwer, wie schwer ist das für ein fühlendes Kinderherz! Wieviel leichter wird es tausend andern Kindern! Und dennoch. „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.“ Welcher heilbringende Vorsatz kann in des Knaben Seele entstehen und groß und fest werden durch diese ernsten Erfahrungen?

Keinen Tropfen Alkohol mein Leben lang! (Kindern von Trinkern ist Alkohol zehnfach gefährlich und führt sie rettungslos dem Verderben entgegen).

So kann dennoch Fluch in Segen umgewandelt werden.

In welchen Fällen erleidet also die Forderung: „Nimm deine Eltern dir zum Vorbild!“ eine Ausnahme?

Wo Eltern nicht so sind, daß sie vorbildlich handeln (jeder Mensch ist schließlich für sich selbst verantwortlich).

8. Ja, es gibt sogar Fälle, in denen für Kinder das Gebot: „Ihr sollt euren Eltern gehorchen“ aufgehoben ist. Könnt ihr euch solche denken?

Verbrecher leiten die Kinder zum Stehlen an. Sie sagen: „Zünde mit diesem Streichholz dem Nachbar heut Nacht die Scheune an!“ Oder gar: „Nimm den Stock und hau ihn nieder, den Gendarm, daß er nicht wieder aufsteht!“

Was sollen Kinder in so schrecklicher Gewissensqual tun?

Bescheiden, aber bestimmt müssen sie antworten: „Nein, das tu ich nicht“.[1] Bescheiden, denn es sind ihre Eltern. Bestimmt, daß die Eltern erkennen: Hier nützt kein Zureden, das Kind tut nichts Böses.

Was müssen sie sagen?

Sie müssen sagen: „Nein, Vater, das tue ich nicht. Das kannst du von mir nicht verlangen. Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Nun ist vorgekommen, daß rohe Verbrecher ihre Kinder geschlagen haben, blutig geschlagen, um die Kinder zum Verbrechen zu zwingen. Was sollen diese armen, bedauernswerten Kinder tun? Gibt es niemanden, an den sie sich wenden können?

An den Geistlichen, den Lehrer, an die Wohlfahrtspolizei, an den Verein für Kinderschutz.

9. Ein wundervolles Kunstwerk war auf der Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden zu sehen. Da lag ein Mann am Boden, ein Arbeiter,

[1] Ein Kind agte: „Ich würde mich zuerst dumm stellen, als verstünde ich es nicht.“

die zerbrochene Flasche neben sich. Vor ihm stand die Frau, in Kummer und Harm auf ihn niederschauend.

Ein Kind hatte sie auf dem Arm, das andere versteckte sich hinter dem Rock der Mutter. Schämte es sich seines Vaters? Fürchtete es sich vor ihm? Das dritte Kind hielt einen Mann ohne Kopf in seiner Hand und schaute ihn sinnend an. Erkläre das ergreifende Bild! La Paye: „Der Zahltag" stand darunter.

Erkläre, warum dieses Bild so tiefen Eindruck machte auf alle Beschauer!

II. Ehre die Herren!

1. Es war im Dezember 1745. Mit der Schlacht bei Kesselsdorf war der 2. Schlesische Krieg beendet. Friedrich der Große hatte ihn gewonnen. Nun zog er wieder in Berlin ein.

Jubelruf begrüßte ihn. Aus allen Fenstern wehten ihm Frauen und Jungfrauen mit bunten Tüchern den Willkommengruß zu.

Am Abend glänzten und blinkten alle Fenster der Stadt in freiwilliger Beleuchtung. Während in allen Straßen die jubelnde Menge auf- und niederwogte, war in dem königlichen Schlosse eine glänzende Hofgesellschaft versammelt, dem Könige Glückwünsche darzubringen.

Alle waren da. Nur einer fehlte: Der König.

In einen blauen Feldmantel gehüllt, von einem einzigen Diener begleitet, schleicht er über die Brücke am Kanal entlang durch enge Gassen nach der Adlerstraße. Hier steigt er in dem Hause Nr. 7 zwei Treppen hinauf, klopft behutsam an; eine zitternde Stimme ruft: „Herein!". Es ist die Stimme seines geliebten Lehrers Duhan, der schwer erkrankt das Bett hüten muß. Seiner gedenkt der König inmitten des ihn umgebenden Siegesjubels und weilt an seinem Krankenlager mit tröstendem Zuspruch. „Du hast die Grundlagen gelegt zu meinem Erfolge. Dir danke ich, was ich geworden" [1]).

Wahrlich, eine echt königliche Erinnerung.

1. Edles Mitleid mit dem Kranken, der dem Feste fern bleiben muß.

2. Edle Dankbarkeit gegen den treuen Lehrer.

3. Eine schöne Innerlichkeit: Mehr als der rauschende Siegesjubel bewegt die königliche Seele die stille Erfüllung einer edlen Pflicht.

Und ein Vorbild für jeden!

Auch dankbar zu sein denen, die für ihn sich gemüht haben.

---

[1]) Förster, Friedrich der Große. Geschildert als Mensch, Regent und Feldherr. 4. Aufl. S. 134 (Berlin 1860. Hempel).

Welcher Leute sollen wir an hohen Tagen unsers Lebens dankbar gedenken?

Der Eltern, der Lehrer, der Geistlichen, der Freunde, der Geschwister und aller, denen wir etwas verdanken.

2. In manchen Schulen hängen Bilder (Märchenbilder, Geschichtsbilder, Schlachten oder Kulturszenen, Bilder von Pestalozzi, Friedrich dem Großen, Bismarck, Landschaftsbilder oder religiöse Bilder) mit der Unterschrift: Gestiftet von dankbaren Schülern der Anstalt zur Erinnerung an ihre Schulzeit.

Was sagt ihr dazu?

Das ist ein schönes Zeichen dankbarer Gesinnung.

Dann gibt es Leute, die Prämien (Geld oder Bücher) stiften für fleißige Schüler.

Das ist auch eine schöne Sitte. Wer etwas im Leben erreicht hat, kann einen kleinen Teil davon auch in Dankbarkeit an andre geben zur Aneiferung.

Andre treten in der Gemeinde und im Schulvorstand für Schule und Lehrer ein, wenn davon geredet wird und sorgen dafür, daß die Schule immer besser wird an Lehrmitteln, Schulräumen und Geldausstattung. (Rosegger stiftete seinem Geburtsort ein Schulhaus.)

Das ist auch ein Weg, sich dankbar zu erweisen im Sinne des vierten Gebotes.

Denkt daran, wenn ihr älter seid!

In welchen Fächern erhalten wir durch unsre Lehrer ein Bild des Lebens? Was verdanken denn die Menschen eigentlich dem Lehrer und der Schule?

Kenntnis der Welt, Entwicklung der Kräfte, Pflege der guten Gesinnungen und Gewöhnungen. Ein Bild des Lebens malen sie uns vornehmlich in Geschichte, Literatur, Geographie, Naturgeschichte und Naturlehre und Religion und erzeugen damit Kenntnisse und Urteile.

In welchen werden vornehmlich die Kräfte entwickelt?

Unsere geistigen Kräfte entwickeln sie im Rechnen, Zeichnen, Handfertigkeit, Lesen, Schreiben, Singen, Rechtschreiben, Aufsatz, die körperlichen: Turnen.

Zu welchen guten Gewöhnungen erziehen sie?

Zu Fleiß, Ordnung und Pünktlichkeit, Aufmerksamkeit, Pflichttreue, Arbeitsamkeit.

Die Hauptsache aber sind die guten Gesinnungen.

1. Wohlwollen gegen andre.
2. Rechtsgefühl.
3. Gefühl für Vergeltung.
4. Willensstärke.
5. Überzeugungstreue.

Welches ist die Hauptsache von den 4 Aufgaben. Kenntnisse, Fertigkeiten, Gewöhnungen und Gesinnungen nach dem Spruche **Hebr. 13, 17.**[1]) Gehorchet euren Lehrern.

Zu wachen über die Seelen. Böses abzuwehren, zu Gutem anhalten, also gute Gesinnungen erzeugen.

Inwiefern haben unfolgsame Kinder den größten Schaden selbst?

Sie lernen nichts und werden schlecht und verkommen.

Lehrer und Lehrerinnen. Warum hat Gott die beauftragt?

Weil das Kind allein sich nicht emporringen könnte.

So seht eure Lehrer an:

1. Freunde, die euch helfen wollen emporzukommen.

2. Stellvertreter der Eltern, weil die Eltern selbst ihren Berufsgeschäften nachgehen müssen und keine Zeit haben, euch zu unterrichten.

3. Beauftragte Gottes, dem sie Rechenschaft geben müssen.

Macht ihnen Freude! Seid fleißig, wahrhaftig, gehorsam!

Drei Sterne leuchten uns allezeit:
Gehorsam, Fleiß und Wahrhaftigkeit.

Das ist euer eignes Bestes.

3. Es war im Mai des Jahres 1849. Ins Haus des Kreishauptmanns Heubner in Freiberg kam eine Schreckenskunde. Der oberste Gerichtshof hatte den Vater, der an die Spitze der neuen Regierung getreten war und am Aufstand teilgenommen hatte, zum Tode verurteilt.

„Christiane", sprach die Frau Kreishauptmann Heubner zu ihrem Dienstmädchen. „Wir sind nun arm, unser Brot ist karg, aber mein Wille ist stark, und meine Arme sind gesund. Ich will, ich kann, ich muß mich ohne Dienerin behelfen. Habe Dank für deine Treue! Gott vergelte dir alle uns erwiesene Liebe! Gehe hin, wir werden dich nicht vergessen!"

Während die Frau Kreishauptmann sich zwang, ihrer Stimme Festigkeit zu geben, konnte sich ihr 5jähriger Sohn Otto des bittersten Weinens nicht enthalten.

Christiane hatte bei den Worten der Frau Kreishauptmann nur ein ungläubiges Lächeln. „Was denken Sie denn, Frau Amtmann! Wenn ich auch nicht viel wert bin, aber so schlecht bin ich schon lange nicht, daß ich Sie im Stiche ließe. 8 Jahre habe ich Ihr Glück geteilt. 8 Jahre habe ich es so gut bei Ihnen gehabt. Nun will ich auch ihr Unglück teilen. Die Arbeit soll mir doppelt flink von der Hand gehen."[2])

---

[1]) Vgl. Eger S. 125.

[2]) Nur ein Dienstmädchen, aber ein kerndeutsches. Bunte Bilder aus dem Sachsenland II. (Sächsischer Pestalozzi-Verein.) Leipzig bei Klinkhardt.

Welche Eigenschaft des einfachen Mädchens ergreift uns so?

Die Treue.

Sie gibt ihr rührenden Ausdruck.

1. Halten Sie es für möglich, daß ich Sie in der Not verlasse?

2. Gute Tage hab ich bei ihnen verlebt. Meine Dankbarkeit soll sein, daß ich auch im Unglück bei ihnen aushalte.

3. Die Arbeit soll mir nun doppelt flink von der Hand gehen.

Ihr werdet natürlich mancherlei zu fragen haben.

1. Ist der Kreishauptmann hingerichtet worden?

2. Ist das Dienstmädchen geblieben?

3. Wie hat man's ihr gelohnt?

1. Wieder war der liebliche Mai erschienen 1859. Kreishauptmann Heubner war begnadigt worden. Wie ein Adler aus dem Käfig flog der freigewordene Mann heim.

Bei dem Freudenfeste erschien in demselben Gewande, in dem sie bei der Hochzeitstafel aufgetragen hatte, Christiane wieder an der Mittagstafel und setzte den ersten Teller Suppe auf den Tisch vor den Gefeierten mit den Worten: „Den ersten Imbiß bringt dem deutschen Mann das vogtländische Dienstmädchen."

2. Christiane war mit Otto ins Pfarrhaus zu Mylau gegangen, zu Pfarrer Heubners, bei denen sie vorher gedient hatte und war bis dahin dort geblieben.

Nach dem Feste kehrte sie wieder in die Mylauer Pfarre zurück, zur Pflege der Mutter des Pfarrers und zur Mutter der Pfarrerin, die sie bis zu ihrem Tode verpflegte. Auch der Pfarrer starb. Die treue Dienerin folgte der untröstlichen Pfarrerin nach ihrem Witwensitz.

3. Von dort aus reiste sie mit der Frau Pastor zur Feier der goldenen Hochzeit des Kreisdirektors nach dem Familienheim im Waldpark zu Blasewitz. Um das Jubelpaar versammelten sich im festlichen Saale die Kinder, die Enkel, die Verwandten und Freunde.

Christiane hielt sich verborgen in der Küche. Als die Suppe zum Hochzeitsmahle aufgetragen war, erschien sie als vogtländische Bauerndirne gekleidet vor dem Jubelpaar mit den Worten: „Wie vor 50 Jahren bringe ich die Suppe mit meinen besten Wünschen!"

„Ach die Christel, ach die Christel!" erscholl es von allen Seiten, und alle drängten sich heran, der alten treuen Dienerin in die Augen zu sehen. Nächst dem hochzeitlichen Paar wurde sie die gefeiertste Person beim Feste.

Nun folgte noch eine 8tägige Nachfeier für Christiane. Sie mußte solange in Dresden bleiben, bis sie alle Herrlichkeiten, welche die Residenz bietet, gesehen und bewundert hatte.

Inwiefern hat das Dienstmädchen an ihrer Herrschaft das 4. Gebot erfüllt?

Sie hat ihre Herrschaft
in Ehren gehalten,
ihr treu gedient,
ihr gehorcht
und sie lieb und wert gehabt.

Und sie ist glücklich und zufrieden gewesen in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. Wem kann das Mädchen vorbildlich sein?

1. Anderen Dienstmädchen,
2. Lehrlingen,
3. Gesellen.

Was werden wir uns vornehmen?

1. Bescheiden antworten, 2. Mühe geben, 3. aufmerken, 4. überlegen und nachdenken, 5. fleißig, 6. gewissenhaft, 7. pünktlich, 8. flink, 9. ehrlich, 10. treu zu sein.

Warum?

1. Seinen Lohn muß man auch verdienen.
2. Die Herren sind die Älteren. Wir sollen uns unterordnen.
3. Wir haben es dann besser und bekommen ein gutes Zeugnis.
4. Wir lernen etwas Ordentliches und werden selbst ordentlich und geschickt dabei.
5. Jede Gemeinschaft von Menschen soll der Familie gleichen. Wir Menschen sind Brüder, die einander helfen sollen.
6. Gott will, daß man im Dienste treu sei.

Wer aber im Elternhause verbleibt, mit Dienstboten unter einem Dache bleibt, wer selbst später Dienstboten, Gehilfen oder Untergebene hat, der kann sich auch an dem Bilde dieser Herrschaft ein Vorbild nehmen. Inwiefern?

1. Sie haben auch in Treue zu ihr gehalten und sich nicht von ihr getrennt.
2. Sie haben sie gut behandelt und für sie treu gesorgt.
3. Sie haben ihre Treue anerkannt und gelobt.
4. Sie haben ihr auch manche Freude bereitet.

So sollt ihr auch tun! Gebt einiges an, worauf die Dienstherrschaft zu achten hat.

1. Freie Zeit zur Kirche und Erholung.
2. Warmes Stübchen im Winter.
3. Gesundes, reichliches Essen.
4. Weihnachtsgeschenke.
5. Gelegenheit zum Lesen guter Bücher.

Wir können auch sagen mit den Worten Luthers!

Sie sollen sie in Ehren halten, ihnen dienen (gehorchen), sie lieb und wert haben.

1. Dienstherren sollen ihre Untergebenen in Ehren halten. Das heißt?

Dienstherren sollen ihre Dienstboten freundlich behandeln, ihre Leistung anerkennen.

2. Ihnen dienen?

Für sie treulich sorgen, an ihr Wohl denken, und — wo sie der Pflege bedürfen — sie pflegen.

3. Sie lieb und wert haben. Wie nämlich?

Auch ihnen Freude bereiten und sie als Glied einer weiteren Familie ansehen.

Warum nicht „gehorchen“?

Es wird, so lange die Welt steht, Untergebene und Vorgesetzte geben.

Wenn wir Vorgesetzte werden, müssen wir auch Gehorsam erwarten, verlangen, ja erzwingen.

Wer herrschen will, lerne gehorchen.

51 Jahre diente Christiane in Treue der Heubnerschen Familie. Darf man nie die Stellung wechseln?

Doch. Die nötige Ausbildung in unserer Zeit erfordert es zuweilen, daß jemand andere Stellen sich sucht.

Worin besteht dann die Treue?

1. Nicht ohne Grund und nicht nach kurzer Zeit wechseln.

2. Nicht gerade in der Zeit größter Arbeit den Dienstherrn verlassen.

3. Schon während der Dienstzeit nicht hinter dem Rücken der Herrschaft reden.

4. Auch danach keine üble Nachrede halten von der Herrschaft.

Treue um Treue!

So auch die Dienstherrschaft.

Also nur gute Zeugnisse schreiben?

Nein. Wahrheitsgemäße. Warum?

3. Nun noch ein Bild aus dem Leben der Schule.

Es ist im Klassenzimmer vor Schulanfang. Einige sind recht laut und auch ein bißchen übermütig.

Da kommt einer der Schulkameraden herein. „Seid alle still! Seid still!“ ruft er. „Unser Lehrer hat Kopfschmerzen. Sein jüngstes Kind ist krank. Er hat die ganze Nacht nicht geschlafen. Der Doktor ist recht in Sorge. Ich weiß es von der Nachbarin.“

Alles ist ruhig, als der geliebte Lehrer eintritt. Teilnahmvoll schauen alle auf ihn hin. Wie nimmt sich heute jeder zusammen! Sie vermeiden jedes unnütze Geräusch. Sie spannen auf jedes Wort und geben sich die größte Mühe bis zum Schulschlusse.

Tränen glänzen in seinen Augen, als er von ihrer zarten Rücksicht hört. „Es sind doch gute Kinder“, so sagt er einmal über das andere Mal.

Gemütvolle Kinder nehmen sich vor, so edel und feinsinnig zu werden.

Das ist, so lange ihr in der Schule seid. Aber später?	An die Lehrer denken in Entscheidungen. So handeln, wie sie gelehrt.

Handle, wie ich dich gelehrt!
Dann hast du dankbar mich geehrt.

Seht, Kinder können auch königlich handeln! Darum: Dankbar allen denen, denen wir Dank schuldig sind, dankbar für immer! Die meisten Menschen haben auch diese Dankbarkeit in ihrem Herzen. Wenn sie ihnen nur nicht genommen wird!

4. Wo wird mehr der Geist der Unzufriedenheit, des Mißtrauens, des Hasses gegen die Herren genährt, als hinter dem Wein-, dem Bier-, dem Branntweinglas. Der Trunkenbold kann nicht anders als unzufrieden sein und wird so zum Herd der Ansteckung, der viele vergiftet mit seinem Schimpfen und Hadern, mit seinem Verunglimpfen der edelsten Absichten. Welch schrecklicher Feind ist doch der Alkohol[1])!

---

[1]) S. 160. König, Der Alkohol und die Schule.

Das fünfte Gebot.

A. Grundlegung.

Das Verbot.

I. Erstes grundlegendes Beispiel: Kains schreckliche Tat.

1. Gegensätze[1]).

1. Heiß brennt die Sonne hernieder vom wolkenlosen Himmel auf das Ackerland. Schweißtriefend schreitet mit schweren Schritten über den harten Boden ein Mann. Mit seinem Hakenpfluge, einem gebogenen Baumaste, reißt er den Boden auf. Er atmet schwer; gerötet ist sein Gesicht; Schweiß tropft auf den Acker, der ihn durstig einsaugt.

Da kommt gemächlich der Hirt gezogen mit seinen Schafen. Fröhlich und leicht ist sein Sinn. Eine heitere Melodie summt er vor sich hin und lagert sich dem Ackersmann gegenüber behaglich in den Schatten eines Felsens.

2. Da kommen dem schwer arbeitenden Ackersmann seltsame Gedanken. „Sklavisch bin ich an den Boden gebunden. Schwer muß ich arbeiten: Dornen und Disteln herausreißen, das Erdreich aufreißen, den Samen einsäen, das Wachsende behüten gegen einbrechende Tiere durch den Zaun oder mit der Keule in der Hand, oft mit Lebensgefahr. Wie viel Arbeit nach der Ernte, ehe das Brot in meiner Hand ist! Wahrlich: im Schweiße meines Angesichts muß ich mein Brot essen.

Und er? Was für ein freies, ungebundenes Leben hat er, der Hirt! Er kann hinziehen überallhin, wo nur Wasser fließt und Gras wächst für sein Vieh. Und es wächst ihm zu ohne alle seine Arbeit. Was hat er für ein behagliches Leben! Die Herde sorgt für sich selbst. Ein gleichförmiger Genuß ist sein Los und fröhlicher Müßiggang seine Lebensweise."

---

[1]) Vergleiche Schillers sämtliche Werke in zwölf Bänden. Stuttgart 1875. Bd. IX, S. 312. Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde. (Aus Schillers universalhistorischen Vorlesungen auf der Universität Jena.)

3. Mit scheelen Augen schaut er zu ihm hinüber, der friedlich und behaglich im Schatten träumt.

„Wie unsicher ist mir der Ertrag meines Feldes! Da tritt der Strom über, — seine Flut überschwemmt ein Stück meines Landes und reißt Erde und Samen und junge Saat in wildem Strudel fort. Endlich ist das Getreide reif, — ein fallender Hagel vernichtet die Frucht meiner Mühen nahe am Ziele. Wie sorgenvoll ist mein Leben! Wie sehr von dem Wechsel der Jahreszeit und der Witterung abhängig!

Wie sorglos ist dagegen das Leben des Hirten! Ihm ist der Ertrag so gut wie gewiß. Reicher Überfluß wächst ihm von selber zu. Er erhebt sich von seinem Sitze, nimmt eine Kokos- (oder Kürbis-) Schale und melkt sich Milch, frische, nahrhafte, wohlschmeckende Milch hinein. Oder er greift zum Steinmesser und tötet eins seiner Tiere und brät sich's am Feuer."

So erzürnte die sorglose Fröhlichkeit des Hirten den Ackersmann, wo er ihn auch sah. Neidisch schaute er auf ihn, den er für den begünstigten Liebling Gottes hielt. Der stille Unwille gegen den Hirten glimmte in seinem Herzen wie ein Funke unter der Asche, den ein leichter Windzug zur verderbenbringenden Flamme des Hasses auflodern lassen konnte.

2. Furchtbare Tat.

I.

1. Mose 4

I. 3—5. Die Veranlassung.
II. 6. 7. Die Warnung.
III. 8. Der Totschlag.
IV. 9. 10. Frage und Vorwurf.
V. 11. 12. Der Fluch.

II.

Eine tiefergreifende Geschichte, diese Erzählung[1])!

1.

Es ist eine Erzählung vom Ackersmann, der den glücklicheren Bruder beneidet.

Ihr Schauplatz? Der Acker.[2])

[1]) Für den Lehrer zur Vertiefung: Adam, Dichtung von Lipiner. Kunstwart, II. Augustheft 1914. Lipiners Dichtungen: Teils bei Breitkopf & Härtel, Leipzig, teils bei Spemann, Stuttgart.

[2]) Vergleiche dazu Greßmann, Die Schriften des Alten Testaments. I. Urgeschichte und Patriarchen von Gunkel. Göttingen, Vandenhoeck & Rupprecht. 1911 sowie Gunkels Kommentar 3. Auflage 1910.

Wie eng hängt Kain mit dem Acker zusammen!

1. An den Acker ist er gebunden.
2. Er hat den Acker bebaut.
3. Vom Acker bringt er Gott die Früchte als Opfer dar.

Der Acker merkt auch die furchtbare Tat.

Dem Acker gibt Kain das Bruderblut zu trinken.

Vom Acker schreit es (mit seiner schreienden roten Farbe) anklagend zum Himmel empor.

Durch den Acker soll er auch seine Strafe erhalten.

Wenn Kain ihn weiter bebaut, soll der Acker ihm seine Kraft versagen, seine Frucht verweigern, Dornen, Disteln und Unkräuter sollen der Ertrag sein.

Aber Kain soll vom Acker vertrieben und verbannt sein, unstät und flüchtig soll er umherziehen in der Welt.

Und wer vom Acker geht, vom Mutterboden der Heimat, so meint es die Erzählung, der geht von Gottes Angesicht. Wildnis und Wüste ist dann seine Welt und armselige Einöde. Ruheloses Wanderleben ist sein schreckliches Schicksal.

2.

Aber diese Erzählung ist zugleich eine Geschichte eines Menschenherzens.

1. Zuerst die Geschichte der Entstehung des Neides in Kains Herzen.

Der Neid entstand dadurch, daß Kain sich den Gegensatz der zwei Bilder vor die Seele stellte:

Er selbst, in schwerer Arbeit den Acker bebauend in der Sonnenglut. Der Hirte, behaglich im Schatten liegend bei der weidenden Herde.

Was hätte Kain tun müssen?

Er hätte den Neid in seinem Herzen unterdrücken müssen.

Er hätte sich das Angenehme, das auch sein Beruf hat, vorstellen sollen.

1. Gesunde Arbeit!

1. Die schwere Arbeit macht und erhält den Leib gesund, besser als der Müßiggang. Und sie macht auch Freude.

2. Gesunde Nahrung!

2. Seine Nahrung, Getreide und Früchte, ist gesünder als immerwährende Fleischnahrung.

3. Nutzen eines festen Wohnplatzes!

3. Die Bäume, die er pflanzt, geben *ihm* die Früchte, der Brunnen,

4. Nutzen eines festen Heims!

den er gräbt, gibt ihm Wasser jahrelang. (Wie anders beim Hirten!)

4. Sein dauerndes Haus gewährt ihm bei jedem Wetter Unterkunft, auch in schlechter Jahreszeit.

Er hätte auch ein Verständnis gewinnen sollen für die mancherlei Gefahren, Mühen und Sorgen, die auch der Hirt hat.

1. Wenn er kein Wasser findet für sein Vieh.

2. Wenn Krankheit in seine Herde kommt.

3. Wenn der Wolf einbricht usw.

(1. Kain sollte sich freuen an seiner gesunden Arbeit, an seinem festen Wohnsitz, seinem Acker und seiner gesunden Nahrung.

2. Kain sollte gern entbehren das mühelose, sorglose, freie Leben.

3. Der Bauernstand ist ein gesunder und kräftigender Beruf, im Schatten der selbstgepflanzten Bäume auf dem selbstbearbeiteten Felde kann der Bauer sehr glücklich sein.

Auch der Hirtenstand hat sein Gutes: Fleisch und Milch und müheloses Leben.

4. Der Bauer hat schwere Arbeit und schwere Sorge.

Aber auch der Hirt, der keine Unterkunft hat.)

Genieße, was dir Gott beschieden,
entbehre gern, was du nicht hast!
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
ein jeder Stand auch seine Last.

3.

Und dann ist die Geschichte von Kain auch die Geschichte einer vergeblichen Warnung.

Laut und vernehmlich redete Gott im Gewissen des Kain. Welche Warnung erklang da?

Laß der Sünde nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie!

Kain konnte sie nicht beherrschen. Immer wieder schaute er zu dem begünstigteren Bruder hinüber. Zu welcher schrecklichen Gefahr wuchs der Neid an?

Zum Hasse.

Das ist etwas Schreckliches, den Bruder hassen, den man lieben soll.

Und was dachte Kain, als er den Bruder opfern sah?

Gott hat den Abel lieber als mich. Abel, der Hirt, ist sein Liebling.

Wie kams ihm vor?

Als ob Gott auf das Opfer Abels freundlicher herniederschaute als auf sein Opfer.

Ihr wißt, daß man das nicht sehen kann. Mancher weiß aber auch, wie die Maler das malen?

Der Opferrauch von Abels Tieropfer steigt gerade in die Höhe, als sauge Gott wohlgefällig den Duft ein.

Kains Getreideopfer-Rauch verweht, als wehe ihn ein Windzug, der aus einer Felsenspalte kommt, hinweg.

Steht's so in der Bibel?

Nein.[1])

Aber Kain mag wohl so etwas gesehen haben, und ein Maler mag's ruhig so darstellen.

In welchen Gefühlen flammte nun der Haß auf, als Kain den Bruder sah?

In heißem Zorn und blinder Wut.

In diesem Zorn kannte der Wütende sich gar nicht mehr. Was tat er?

Kain ergriff eine Keule und schlug seinen Bruder Abel, den sanften Hirten, tot.

Hätte er doch auf die warnende Stimme Gottes in seinem Gewissen gehört!

3. Rot leuchtet das Blut. Es sticht ordentlich in die Augen. Es schreit zum Himmel mit seiner roten Farbe. Was ruft es gleichsam aus?

„Schau her vom Himmel, o Gott! Hier ist eine furchtbare Tat getan worden! Ein Mord! Ein Bruder erschlug den Bruder. Komm als Rächer! Ich erhebe die Anklage."

Welche furchterweckende Frage richtet der Herr an den Mörder zuerst?

„Wo ist dein Bruder Abel?"

Durch welche freche Frage, die er als Antwort gibt, suchte Kain die aufsteigende Furcht zu verbergen?

„Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

Wir wollen uns Kains Frage einmal überlegen.

Wie würdet ihr diese Frage Kains beantworten?

Ja, gewiß, natürlich solltest du deines Bruders Hüter sein, denn er ist dein Bruder. Wenn jemand deinem Bruder hätte etwas Böses tun wollen, da hättest du ihn hüten, ihm helfen sollen. Um so furchtbarer ist's: Du, der deines Bruders Hüter sein solltest, bist sein Mörder geworden!

Mit welchen schweren vorwurfsvollen Worten ruft Gott das Gewissen in dem Mörder Kain wach?

„Was hast du getan!"

---

[1]) Ebenso steht nichts davon drin, daß Eva den Adam durch einen „Apfel" verführt habe. Auch nichts von „3" Weisen aus dem Morgenlande. (Beispiele für mündliche Überlieferung neben der schriftlichen.)

4. So zieht er ihn zur Verantwortung. In großartiger, erschütternder Sprache erklingen Gottes Fluchworte.	1. „Sei verflucht vom Acker weg! Unstät und flüchtig mußt du sein auf Erden!" 2. „Wenn du den Acker bebauen willst, soll er dir seine Kraft nicht mehr geben."
Was wird ihm also genommen?	1. Der Ertrag des Ackers. 2. Die feste Heimstätte.

Nun erst, nachdem beides ihm genommen ist, wird er eingesehen haben, was sein Beruf, der Beruf des Ackerbauers, ihm Gutes geboten hatte. So eilt er, Kain, der Brudermörder, dahin über die Erde, von der Heimat losgelöst, gejagt von den Qualen des Gewissens und von der Rache des strafenden Gottes.

3. Der erste Tote auf Erden[1]).

Abel.

Da liegt er auf der Erde, der erste Tote auf Erden. Hingesunken ist die nackte Gestalt; nur mit einem Schurzfell bekleidet, einem Fell, das ihm, dem Hirten, seine Herde gespendet hat. Langgestreckt ist der kräftige Körper, es ist, als wäre noch Leben in ihm. Das rechte Knie ist ein wenig gebeugt wie beim Schreiten, die rechte Hand war zur Faust geballt wie zum abwehrenden Schlage, aber schon lösen sich die Finger, in denen keine Kraft mehr wohnt.

Die Augen sind geschlossen. Sie sehen nicht mehr die blühende Welt. Von den Lippen geht kein Atem, kein Sterbenswörtlein mehr. Schlaff liegt der linke Arm.

Adam.

Wie vorsichtig hat der Vater diesen linken Arm seines Sohnes mit seiner Linken ergriffen! Noch ist die Wärme des Blutes in ihm. Aber kein Pulsschlag durchzuckt, keine Muskelbewegung belebt ihn.

Wie sacht und mild hebt Adam mit seiner Rechten des Sohnes Haupt, das lockenumwallte, schöne Menschenhaupt, aus dem alles Leben, alle Bewegung entflohen ist!

Wie liebevoll beugt er sich über seinen Sohn! Wild weht das schwarze Haar um sein Haupt, tiefe Bewegung der Seele spricht aus den gütigen Zügen.

„Warum antwortest du nicht, Abel? Warum schlägst du deine hellen Augen nicht auf? Warum erwachst du nicht aus deinem tiefen Schlafe? Du armes Kind, was ist geschehen mit dir?"

---

[1]) Bild von Röber: Kain und Abel. Verlag von A. Bagel, Düsseldorf.

Eva.

Aber Abel hebt nicht das Haupt, das, wie so oft in Kindertagen, heute zum letzten Male in den Schoß der Mutter gebettet ist.

In wilder Verzweiflung hat sich Eva, die Mutter der Menschen, die auf der Erde kniet, aufgerichtet. Hoch ragt ihre Gestalt empor, wild flattert ihr Haar im Winde. Die Linke preßt sie in furchtbarem Schmerze an die Stirn, hinter der die unfaßbaren Gedanken jagen und hämmern: „Er atmet nicht mehr. Mein Sohn, mein lieber Sohn!“

„Wer hat mir das getan?“ Wie in stummer Anklage hebt sie die ausgestreckte Rechte zum Himmel empor.

Kain.

„Wer hat die furchtbare Tat getan?“ Suchend schweift unser Blick über die unwirtliche Felsenwildnis, über das spärliche Gras am Boden, über die Berge im Hintergrunde, über die verstreuten Felsbrocken dazwischen.

Da Abels Opferstätte! Man sieht die behauenen Steine aufgeschichtet und darauf die glimmenden Reste des Tieropfers. Gerade steigt der Rauch in zwei Säulen empor, als ziehe Gott den angenehmen Duft begierig und wohlgefällig ein.

Und dort die des Kain! Höher, auf einem großen Felsblock hat er seine Opfersteine geschichtet, als wollte er Gott näher sein als Abel, der Götterliebling. Von den Opferfeuern, in denen die Feldfruchtreste noch glimmen, wird der Rauch verweht, als blase ein Windzug ihn hinweg, der aus einer Felsenspalte kommt.

In dem Raume dort zwischen beiden Opfern hastet ein Mann durchs Dunkel. Mit der Rechten tastet er sich am Felsen hin; der linke Fuß hebt sich flüchtend vom Boden.

In namenloser Angst, in wildem Entsetzen schaut er sich um. Krampfhaft umfaßt die linke Hand den Stab mit dem keulenartigen Ende, den Stab, mit dem er die entsetzliche Tat getan, die Mordwaffe.

Scheu schleicht er davon, einen letzten Blick auf den Schauplatz seiner Tat werfend, deren Fluch er sein Leben lang tragen wird, unstät und flüchtig auf Erden.

Um seine Lenden geschlungen, trägt er ein Fell, das letzte Geschenk seines lieben Bruders, der nun dort liegt auf kalter Erde, starr und tot. Über dem Ganzen aber leuchtet vom dunstigen Himmel, an dem lange schmale, schwarze Wolken dahinziehen, hell und scharf der abnehmende Mond.

So herrlich und frisch war es aufgeblüht, das Menschengeschlecht. Nun ist's schon im Abnehmen.

* * *

Ein ergreifendes Bild!

Die unheimliche Ruhe des Toten, der rührende Schmerz des Vaters, die wilde Verzweiflung der Mutter, die scheue Angst des Mörders, alles das predigt mit eindringlicher Sprache:

Du sollst nicht töten[1].

II. Beleuchtungsbeispiel: Die Bedrückung des Volkes Israel.

1. Die Plagen. **2. Mose 1,** 8—14.
2. Der Knabenmord. **2. Mose 1,** 22.

Auch für den ägyptischen König gilt das Wort: Du sollst nicht töten. Nämlich: Du sollst den Knaben nicht in den Fluß werfen lassen!

Du darfst auch die Israeliten nicht schlagen und plagen lassen!

III. Zweites grundlegendes Beispiel: Der barmherzige Samariter.

Wie die Räuber einen auf der Straße von Jerusalem nach Jericho wandernden Juden behandeln[2].

Lukas 10, 30. Räuberischer Überfall und Körperverletzung.

1. Wir machen uns den Schauplatz klar!

Öde, menschenleere Gegend. Felsengruppen rechts und links im Vordergrunde.

Durch sie windet sich ein Weg. Nur Wüstenpflanzen in dieser Felsenwüste, heißglühende Sonne, Staub und Steine.

In dieser einsamen Gegend der einsame Wanderer, der in Jerusalem seine Waren verkauft hat, und der Heimat zu wandert. Gedanken des Wandernden!

Dankbar denkt er an seinen Erlös. Heimwärts gehen seine Gedanken zu seinen Lieben. Wie werden sie sich freuen, wenn der Vater kommt! Die Frau, die Kinder!

Da springt hinter einem Felsen ein Räuber mit geschwungener Keule hervor. Er aber, der Wandernde, hat nur seinen Wanderstab.

Den nimmt er in seine rechte Hand und schlägt auf den Räuber los. Mit der linken wehrt er die Keulenschläge ab.

Aber der Räuber bleibt nicht allein. Von mehreren Seiten kommen andere Räuber gesprungen.

Der Wandrer fühlt sich von hinten gefaßt. Keulenschläge hageln auf ihn nieder. Bald schwinden ihm die Sinne.

---

1) Vorlesen: Der Tod Abels von Geßner. (Germania, Lesebuch für Schullehrer-Seminare, Heusers Verlag, Leipzig. S. 3.)

2) Vergl. dazu: Reukauf, Erläuterungen zu den neuen biblischen Wandbildern. Havlik, Stuttgart, jetzt Langebrück in Sachsen.

Wo und wie findet er sich, als er aus seiner tiefen Ohnmacht erwacht?

Am Rande des Weges liegt er, nackt und bloß, denn sie haben ihm alles genommen, seine Barschaft, seine Habe (was er Nötiges gekauft in Jerusalem und die Geschenke, die er für Frau und Kinder mitgebracht) und zuletzt auch seine Kleider.

Aber noch schwereren Schaden haben sie ihm an seinem Leibe getan.

Das Blut rinnt ihm über das Gesicht. Der Kopf schmerzt ihm. Die Wunden an seinem linken Arm brennen ihm. Die Schläge und der Blutverlust haben ihn tief erschöpft und kraftlos gemacht.

2. Da denkt er an daheim.

Wie werden sie auf mich warten! Wie werden die Kinder nach dem Vater ausschauen!

Wenn ich doch aufstehen könnte! Wenn ich mich doch wenigstens bis zum nächsten Hause schleppen könnte!

Heiß brennt die Sonne.

Da hört er aus der Ferne die scharfen Tritte eines Maultiers. Hoffnung erwacht in ihm.

Ein Mensch kommt geritten! Hilfe naht.

Vielleicht wieder ein Räuber? Er versucht, sich zu erheben. Nur den Kopf vermag er ein wenig in die Höhe zu bringen. Mit freudiger Erregung sieht er das Gewand eines Priesters im Winde flattern. Dann sinkt er wieder zurück.

Ein Priester, der tagtäglich in Tempel und Haus die Leute zum Guten mahnt, der gewiß oft den Leuten gesagt hat: „Helfet Unglücklichen!“

Die Schritte nähern sich. Jetzt ist er da. Jetzt muß er anhalten und herabspringen. Doch was ist das? Die Schritte entfernen sich. Der Hufschlag verklingt in der Ferne: Stimmung des Unglücklichen?

Tiefe Trauer erfaßt ihn. „Er reitet vorüber! Er, der Priester! Er hilft mir nicht! Wenn der mir nicht hilft, wer sollte es dann tun? Ich bin verloren.“

Nun fühlt er seine Körperschmerzen um so heftiger. (Denkt auch an Hitze und Blutverlust!)

Der Kopf tut ihm furchtbar weh, und die Wunden am Arm brennen heftiger. Der Durst und die Ermattung werden quälender.

Lukas 10, 31. Nichthelfer aus Mangel an Liebe.

3. Und die Körperschmerzen werden fühlbarer, weil andere Schmerzen hinzugekommen sind.

Die Schmerzen der Seele, die Sehnsucht nach zu Haus und die bange Frage: „Wie lange werde ich

hier noch liegen? Hier in Ermattung, in Sonnenbrand und Staub, hilflos und verlassen!"

Bitteres Leid erfüllt des Unglücklichen Seele. —

Da hört er Schritte sich nähern. Wieder hebt er den Kopf. Er erkennt einen Tempeldiener, einen Leviten. Der Priester ritt vorbei, weil die Gegend menschenleer war. Für seine gute Tat hatte er keinen Zeugen. Leviten denken nicht so. Damit tröstet er sich. Was hofft er?

Der Levit wird kommen und mir beistehen in meiner Not.

Der Levit hat immer im Tempel zu tun gehabt. Was hat er da auch gehört?

Die Predigten, die Ermahnungen, die Auslegung der Gesetzesstellen, die Vorlesungen aus den heiligen Büchern.

Lukas 10, 32. Nichthelfer aus Angst.

Kraftlos sinkt sein Kopf zurück. Er versucht zu rufen. Aber kaum hat er einen Laut hervorgebracht, da eilt der Levit in wilder Flucht davon.

Die Angst vor dem Wiederkommen der Räuber hat ihn hinweggetrieben.

Da hört der Unglückliche das Krächzen der hungrigen Wüstengeier. Entsetzen erfaßt ihn.

„So muß ich denn hier in der Wüste, von aller Hilfe verlassen, sterben", so zieht's ihm durch die Seele. „Nie werde ich die Meinen wiedersehen."

So tiefes Leid haben ihm die beiden, der Priester und der Levit angetan. Und welch schweren Schaden die Räuber!

Wir sollen unserm Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden (wie die Räuber), **noch** (an seiner Seele) **Leid tun** (wie Priester und Levit).

4. Wie der barmherzige Samariter dem armen Manne hilft.

Da kommt ein Mann aus Samarien durch's Jordantal gezogen bis Jericho und wandert nun hinauf nach Jerusalem zu. Er reitet auf einem Maultier. Am Sattel hängen die Kürbisflaschen mit Öl und Wein, eine Reisedecke hängt querüber, die wohl als Zelttuch dienen mag. Bambusstäbe sind an dem Sattel angeschnallt, die als Zeltstäbe dienen sollen, denn in der Wüste und in der Steppe fehlt es oft an Holz.

1. Lesen: **Lukas 10,** 33, 34a (Öl und Wein).

2. Bild: Der barmherzige Samariter[1]).

[1]) Von Neukauf-Schmauk. Bei Havlik, Langebrück.

Schaut hinein in das gütige Gesicht des Mannes, des Mannes, der als Samariter manchen Spott und Hohn von Juden erfahren hat! Wie freundlich und milde sind seine Augen auf den Unglücklichen gerichtet! Wir fühlen's mit, wie ihn das Elend des Verlassenen jammert. Mit Wein hat er ihm den Wüstensand und das Blut aus den Wunden gewaschen, mit Wein, der schädliche Keime tötet und die Wunden zusammenzieht, mit Öl hat er ihm den Schmerz gelindert. Behutsam, damit er ihm ja nicht wehe tue, ist er nun dabei, ihn zu verbinden. Wie vorsichtig legt er ihm den Verband um den Arm! Seht nur seine linke Hand an, wie sorgsam er sie unter den linken Arm des Unglücklichen legt!

Ein Vorbild zeigt uns dieses Bild:

So sollen auch wir unserm Nächsten helfen.

5. Wie der barmherzige Samariter ihm weiter hilft.

Lukas 10, 34b. 35. Fördern.

Auf doppelte Weise brachte der barmherzige Samariter den Unglücklichen vorwärts.

Zuerst fort von dem gefährlichen, verderbenbringenden Ort.

1. Er setzte ihn auf sein Tier und führte ihn bis zur nächsten Herberge.

Dann vorwärts auf dem Wege der Genesung.

2. Er pflegte ihn die Nacht und gab Auftrag und Geld für weitere Pflege, deutete auch an, daß er sich erkundigen würde.

Ein Vorbild, dieser Mann, auch darin, daß die Hilfe vollkommen sei.

So wie er sollen wir **unsern Nächsten fördern in allen Leibesnöten.**

Jesu ideale vertiefte und verfeinerte Auffassung.

1.

Jesus erweitert die Forderung: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" zu der idealen: „Liebet eure Feinde!"

Die Juden verstanden unter dem Nächsten den Volksgenossen, den Mitjuden. Welches Gefühl wollte der alte Gesetzgeber stärken dadurch, daß er verlangte: „Ein Jude soll dem andern helfen?"

Das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit.

Ja die Pharisäer im Unterricht in der Synagoge fügten dem Gebote der Nächstenliebe: „Du sollst deinen

Nächsten (der dir wohlgesinnt ist) lieben" — den Zusatz bei: „Deinen Feind (der dir übel will) magst du hassen." Inwiefern war also alles auf Vergeltung gestellt?

Wer mir Böses tut, dem tue ich wieder Böses, wer mir Gutes tut, dem tue ich auch Gutes.

Wie wunderbar hingegen Jesu Forderung!

Selbst den Feind zu lieben, der uns übel will.

Inwiefern erzählte der Herr in der Geschichte vom barmherzigen Samariter ein glänzendes Beispiel dafür?

Die Samariter waren ja die verachteten Halbjuden. Aber gerade der Samariter hier hilft, weil er den Nächsten in Not sieht.

Und wann ist Jesus selbst das leuchtendste Vorbild gewesen für die Erfüllung dieser Forderung?

In seiner Sterbestunde. Er bat bei dem himmlischen Vater für seine Feinde, die ihn ans Kreuz geschlagen hatten.

Wir lesen nun seine goldenen Worte **Matth.** 5, 44—48!

„Liebet eure Feinde —"

Wir untersuchen, in wie idealer Weise der Herr diese hohe Forderung selbst erfüllt hat. Sie waren seine Feinde und haßten ihn. Inwiefern?

Er war ihnen im Wege, sie trachteten danach, ihn ums Leben zu bringen.

Und wie hat er sie geliebt und ihnen wohlgetan! Denkt an seine ergreifenden Worte beim Anblick Jerusalems! Lies seine Worte **Matth.** 23, 37!

„Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind!
Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt."

Ja, deutlich sehen wir's auch dem Herrn an, wie er die ihm so feindliche Stadt liebt **Lk.** 19, 41, 42.

Und als er nahe hinzutrat, sah er die Stadt an und weinte über sie. Und sprach: „Wenn du doch auch erkenntest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient. Aber nun ist's vor deinen Augen verborgen."

Und wie hatten sie ihm geflucht (ihm Böses gewünscht) und ihn beleidigt!

So bei der Geißelung.

Er aber segnet, die ihn fluchen, und bittet für die, so ihn beleidigen.

So bei der Kreuzigung.

Wahrlich ein echtes Kind Gottes!

2.

Jesus verfeinert das Verbot: „Hüte dich vor Mord!" zu der Forderung: „Unterdrücke in deiner Seele den Zorn!"

Eine Szene sehen wir vor uns:

Da liegt ein Mann am Boden, starr und steif. Kaum atmet er noch. Das Blut rinnt aus seiner Stirn.

Daneben der, der ihn niedergeschlagen hat, bleich, zitternd vor Aufregung und Schreck, den Stab noch in der Hand.

Da drängt sich ein andrer durch die Menge, rot vor Zorn und Wut. „Zu spät!" zischt es hervor aus seinem Munde. Er ist auch ein Feind dessen, der am Boden liegt. Er hatte ihm auch dasselbe zugedacht.

Und ein wenig von fern sieht ein dritter auf den Erschlagenen herab, kühl, befriedigt, nur manchmal glimmt ein unheimliches Leuchten aus seinen Augen. Er haßt den Erschlagenen und hatte sich mit ihm erzürnt.

Wer ist der Schuldigste?

Der Herr sagt:

Matthäus 5, 21, 22a[1]).

Ihr habt gehört, daß zu den Altvordern gesagt ist: „Du sollst nicht töten. Wer aber tötet, soll dem Gericht verfallen sein — der ist des Gerichts schuldig[2])."

Auf den Mord steht nach alttestamentlichem Rechte der Tod.	
Welchen würde diese Strafe in dieser Szene zu treffen haben?	Den mit dem Stabe in der Hand.
Aber nach Jesu wuchtigem Wort?	Ebenso den Zornglühenden und ebenso auch den Kühlhassenden.
Aber sie tun doch nichts? Bestrafen kann man nur Handlungen.	Gewiß. So nach weltlichem Recht. Aber vor Gott ist auch die Gesinnung maßgebend. Ja, diese zuerst und zumeist.

Der leidenschaftliche Zorn ist ebenso verwerflich wie die ausgeführte Mordtat. Ihr braucht euch nicht über den Totschläger zu erheben, ihr Zornwütigen und ihr Kühlhassenden! Ihr seid ebenso zu verurteilen wie er.

Darum: Beherrscht euch! Unterdrückt in eurer Seele den Zorn!

3.

Wenn aber der andere doch böse gegen mich handelt? Mir Unrecht antut?

Jesus lehrt: Überwinde durch deine Güte die Bosheit des andern! Beschäme ihn durch Güte, damit du ihn besserst!

---

[1]) Warum nicht weiter? Siehe dazu: Weiß, Die Schriften des Neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt. 1. Bd. 2. Aufl. S. 271.

[2]) 1. Mos. 9, 6. 2. Mos. 21, 12.

1. Mondschein auf der Dorfstraße. Im Dunkel der Häuser steht ein Schiffersknecht, das rechte Auge verbunden, den Bootshaken in der Hand. „Worauf wartest du, Simon?“ so fragt ein alter Jude, der mit langsamen, bedächtigen Schritten vorübergeht. Der im Schattendunkel lauernde Schiffersknecht zeigt auf seinen Kopf. „Sieh!“ so spricht er, „mein rechtes Auge hat mir mein Mitknecht im Streite ausgeschlagen. Nun paſſ' ich ihm auf. Wenn er vorüberkommt, werde ich ihm sein rechtes Auge ausstechen.“ „Du handelst recht“, sagt der Alte im Weitergehen. „Auge um Auge! Zahn um Zahn!“[1])

2. Es ist am Ufer des Sees. Ein Gewitter droht. Schwarzgelbe Wolken stehen am Himmel. Da tritt ein reicher Herr an den Fährmann: „Rasch, hier ist Geld, ich muß hinüber! Fahr zu!“ „Nein“, antwortet der und zeigt nach dem Himmel: „Schaut hin, Herr!“ „Ach, was Himmel!“ antwortet der barsch. „Du fährst! Ich gebe dir dreifachen Lohn.“ „Nein,“ ist die ruhige Antwort. „Du mußt fahren. Ich befehle es dir,“ so klingt scharf die Entgegnung. Und ruhig und bestimmt des Schiffers letztes Wort: „Ich fahre nicht.“

Da erfaßt den reichen Mann, der gewöhnt ist, daß man ihm gehorcht, heftiger Zorn. „Du fährst!“ so schreit er. „Du fährst! oder ich schlage dich.“ Und da der Fährmann mit dem Kopfe schüttelt, hebt der Reiche in maßloser Wut seine linke Hand, die Hand, mit der er gewohnt ist, alle anstrengenden Arbeiten zu tun, und in der bei ihm die größte Kraft wohnt, und schlägt den Schiffer auf die rechte Backe.

Der Reiche tritt einen Schritt zurück. Nach seiner raschen unüberlegten rohen Tat erwartet er einen Angriff des jungen kräftigen Fährmanns. Aber der bleibt ruhig. In edler Gelassenheit tritt er an ihn heran und schaut ihm fest ins Auge und spricht: „Was schlägst du mich? Ich kenne den See. Bei diesem Wetter würde er dich und mich in seinen Wellen begraben. Darum weigerte ich mich. Habe ich unrecht getan, so wiederhole deinen Schlag!“ Und er wendet ihm die linke Backe zu.

Da läßt der reichgekleidete Mann die erhobenen Arme sinken. Tiefe Röte flammt über sein Gesicht, die Röte brennender Scham. Wie konnte er sich so vergessen! Er, der Gebildete, Bevorzugte! Wie roh hat er gehandelt, und wie edel dieser einfache Mann!

---

[1]) 5. Mose 19, 21. Dort als allgemeiner Grundsatz des Strafrechts gedacht, vom Richter bei Strafabmessung zu bedenken. Wo ein solches Recht besteht, ein Recht genau gleichmäßiger Vergeltung, wird sich auch im Volke ein entsprechendes Rechtsgefühl und eine entsprechende Sitte ausbilden. „Ein Urton altjüdischer Empfindungsweise wird hier von Jesus getroffen.“ Weiß, Neues Testament. 1. Bd. 2. Auflage S. 277.

Da braust der Sturm. Es blitzt, und der Donner kracht. Wild gehen die Wogen. Der Regen rauscht hernieder. Aber immer noch steht der Reiche in tiefem Sinnen, und durch seine Seele braust der Sturm der Gefühle.

3. „Gib mir mein Geld!“ ruft der Hauswirt dem Alten zu. „Ich kann nicht“, antwortet dieser mit klagender Stimme. „Heute nicht.“

„Heute nicht und morgen nicht und immer nicht“, spricht der Hauswirt näselnd. „Gut, so pfände ich dir deinen Rock.“ Und damit schreitet er zum Türpfosten, den Rock abzuhängen.

„So nimm ihn“, sagt der Alte demütig. „Und hier nimm auch den Mantel, mit dem ich mich des Nachts zudecke! Damit du bezahlt seist.“

Der Wirt nimmt beides und stampft wütend zur Tür hinaus.

Aber am Abend liegt der Mantel wieder auf des Alten Bett und am Morgen hängt der Rock wieder an seinem alten Platze. Die edle Ruhe und Milde, das Nachgeben des Alten, trotzdem ihm wehe getan ward, haben ihren Eindruck nicht verfehlt auf das Gemüt des Hauswirts. Er will sich nicht beschämen lassen durch den Alten.

4. Kaum graut der Morgen, da pocht's heftig an das Hoftor. Der Bauer springt aus dem Bett. „Wer ist da?“ „Ein römischer Bürger, also mach auf!“

„Ich komme.“ Der Bauer kleidet sich rasch an und eilt hinunter. Da steht ein römischer Beamter vorm Tor im Waffenschmuck. Die Römer sind die Herren im Lande.

„Ich gebiete dir“, so herrscht er den Bauer an, „daß du mich sofort eine Meile weit fährst. Rasch, sage ich dir, rasch! Nun, was stehst du? Ein Römer wartet nicht. Sonst werd' ich dir Beine machen.“

Der Bauer mißt den ungeduldigen, harten Mann mit einem langen Blick. Schweigend geht er zum Stall und schirrt die Pferde. Ohne Widerrede fährt er den Römer in die fröstelnde Morgenfrühe hinaus.

Der Römer betrachtet still den neben ihm sitzenden Bauer. Kein Zeichen des Unmuts auf seiner Stirn. Wahrlich, ein seltsames Volk diese Juden, die an den Messias glauben! Er fragt ihn mancherlei. Der Bauer antwortet mit ruhiger Freundlichkeit. Sie kommen an einem Wäldchen vorüber. Die Zeit muß um sein, die Meile durchfahren. Der Bauer zögert ein wenig, als wenn er anhalten wollte. Aber er fährt weiter.

Endlich hält der Wagen. Der Bauer steigt ab und hilft dem Römer vom Sitz. Der hat so seine Betrachtungen. „Gezwungen hab' ich ihn zu der Fahrt, die er nicht bezahlt bekommt. Angeschrien habe ich ihn, ich, der gebildete Römer. Um seinen Schlaf hab' ich ihn gebracht.“

„Sage mir“, fragt er den Bauer und sieht dabei auf seine Landkarte, „an dem Wäldchen war die Meile erreicht, die du mich fahren mußtest. Aber du hast mich noch eine Meile gefahren. Warum?“ „Hätte ich dich dort verlassen und wäre zurückgefahren, so wärest du in einen Sumpf geraten. Darum fuhr ich dich zwei Meilen.“

Da reicht der Römer dem Bauer die Hand. „Ich habe dir unrecht getan. Du hast gut gehandelt. Ich werde meinen Volksgenossen erzählen, was ihr für Leute seid. Und sei versichert: So wie ich heute dich behandelt habe, werde ich niemals wieder einen Menschen behandeln.“

Matthäus 5, 38—41[1])

„Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Ich aber sage euch: Keinen Widerstand gegen die Bosheit!

Sondern, wer dich auf die [rechte] Backe schlägt, dem wende auch die andere hin.

Und wer mit dir prozessieren und dir deinen Rock nehmen will, dem gib auch den Mantel preis.

Und wer dich preßt für eine Meile, mit dem gehe zwei.“

Eine neue eigenartige Sittlichkeit stellt der Herr hier auf für den, dem Gewalt und Unrecht geschieht. Was soll er nicht tun?

Er soll nicht Gleiches mit Gleichem, nicht Böses mit Bösem vergelten.

Das ist nicht bloß böse, das hat auch unheilvolle Folgen für die Seele des Einzelnen.

Der wieder schlägt, wieder nimmt, wieder streitet, der wird dadurch nicht besser.

Und es hat auch eine üble Folge für die Gesamtheit.

Das Böse in der Welt wird vermehrt.

Damit das Böse nicht gemehrt werde, rät der Herr: „Gegen Bosheit und Niedertracht darfst du keinen Widerstand leisten.“ Warum kann das Wort nicht allgemein gelten?

Sonst würden die Schlechten triumphieren und siegen.

Und noch viel weniger hat es der Herr als Staatsgrundsatz gemeint.

Die Obrigkeit, der Staat, der Lehrer müssen das Böse bekämpfen. Wie schlecht würde es den guten Kindern in einer Klasse ergehen, in der viele böse Kinder sind, wenn der Lehrer die Guten nicht schützen wollte!

Aber wenn der Spruch nicht diesen Sinn hat, welchen hat er denn?

Wir sollen dem Bösen nicht Widerstand leisten, damit wir den Nächsten zum Nachdenken und zur Umkehr bringen.

---

1) Weiß, S. 276.

Römer 12, 21

(Paulus:) Überwinde das Böse mit Gutem!

Ein kluges Urteil über den Feind, der uns schadet, ist also vorher nötig.

Wir müssen uns fragen: Ist nicht alles Gute in ihm erstorben? Hat er einen edleren Kern?

Schlage nur mit der Wünschelrut'
an die Herzen der Menschen an!
Ein Schatz in jedem Herzen ruht,
den ein Verständiger heben kann.

Der Glaube an das Gute im Menschen soll uns treiben. So erfüllen wir am besten das fünfte Gebot in Jesu Sinne. Und die Liebe, die Nächstenliebe soll unser Leitstern sein.

Jesu Beispiel.

1. Und wie herrlich hat der Herr selbst das fünfte Gebot erfüllt! Wie hat er ihnen geholfen, den Blinden, den Aussätzigen, den Geistesgestörten, dem Gelähmten, dem Epileptischen, dem Mondsüchtigen, den Taubstummen, allen, die sich in herzlichem Vertrauen an ihn wandten! Und warum wandten sie sich an ihn? Wie ergreifend klingt uns ihr klagender, flehender Ruf im Ohr:

Matthäus 9, 27

„Ach du Sohn Davids, erbarme dich unser!"

Und sie fanden, was sie suchten: Herzliches Erbarmen.

2. Und wie richtete er gebrochene Herzen wieder auf! Wie half er den Menschen in ihrer Seelennot!

Matthäus 11, 28.

„Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid!"

So war also Jesus ganz Milde, ganz Sanftmut, ganz Zartheit?

So fehlte ihm gänzlich der heilige Zorn gegen das Böse, mit dem Moses die steinernen Gesetzestafeln zerschlug, mit dem die Propheten ihre Donnerworte in die Menge der Gottlosen schleuderten, mit dem der Täufer aufrecht der Volksmenge und aufrecht dem Könige so gewaltig ins Gewissen redete?

Wir hören's **Matthäus 7,** 29

„Er predigte gewaltig[1]) und nicht wie die Schriftgelehrten."

Wie gewaltig klingt sein Weheruf gegen die Bösen

Matthäus 23, 13.

Und wie steht er da: aufrecht, die Augen flammend in edlem Zorn, in der erhobenen Hand die Geißel schwingend

Matthäus 21, 13.

---

[1]) Nach dem Urtext: „Wie einer der Vollmacht hat".

B. Ausgestaltung.

I.

Hüte deine Seele in der Aufwallung!

Das Blut[1].

1. Erzählung.

1.

. . . Jetzt war ich Student, Mediziner, arbeitsam und arbeitsfroh — der Stolz der Meinen, die Hoffnung des Hauses. Ich hatte mein Ideal, dem ich nachstrebte, meinen vergötterten Vater. Ich wollte werden wie er und tat dazu, was in meinen Kräften stand. Auch äußerlich glich ich ihm. Reckenhaft schoß ich auf, breit und kraftvoll wuchs ich hoch — ich glich ihm — und dankte Gott, daß ich auch körperlich nicht hinter meinem Vater zurückstand.

Da kam ich eines Tages von der Anatomie, noch mit meinem Denken bei dem eben Gehörten verweilend, bog heimkehrend in die Nebenstraße ein, kaum drei Minuten von unserer Wohnung, als heftige klopfende Schläge mich aufschauen machten. Ein Kutscher hieb mit dem Peitschenstiel seinem alten Pferde über die Schnauze, daß gleich das Blut aus dem Pferdekopf sprang.

2.

Ich schrie auf, bückte mich blitzschnell nach einem Mauerstein, der der Wagenladung entfallen war, und reckte den Arm, den Stein auf des Tierquälers Kopf zu schmettern.

Da packte meinen gereckten Arm ein eiserner Griff. Ich wandte mich blitzschnell um. Totenblaß stand mein Vater vor mir: Ich war wie gelähmt. Der Stein entfiel meiner Hand. Es schwamm mir vor den Augen. Ich sah nur noch einen Schutzmann den Kutscher, den rohen Schinderknecht, packen, dann schlich ich am Arme meines Vaters davon, unserem Hause zu . . . Wir sprachen kein Wort. Ich hörte nur das Ächzen aus meines Vaters Brust, als sei er verwundet und dulde Schmerzen. Zuerst hatte er mich, den völlig Schreckgelähmten, geschleppt, jetzt zog ich ihn, denn ich fühlte, er konnte kaum von der Stelle. Er zitterte am ganzen Leibe.

„Vater“, flüsterte ich, „was ist dir? Hast du Schmerzen?“ Er schüttelte den Kopf und drängte unserer Wohnung zu. Ich schleppte ihn fast die Treppe hinauf, brachte ihn in sein Arbeitszimmer, nahm ihm Pelz und Zylinder ab und setzte ihn in einen Stuhl. Es war, wie wenn er aus einer Ohnmacht erwachte. Ein paarmal atmete er tief und schmerzlich auf. Dann winkte er, daß ich mich neben ihn setze. Ich sah in seine Augen. Sie waren wie erstarrt.

---

[1] Aus der Skizze von Hans Land. Aus „Über Land und Meer.“ 1911. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

„Das Blut — das Blut“, murmelte mein Vater und sah wieder in das Grauen hinein mit verstörtem Blick. „Das Blut — das Blut — wer schützt dich, mein Sohn — wer schützt dich vor dem Blut — das du geerbt hast . . .“

„Geerbt? Von wem, Vater? Doch von dir nicht. Du bist doch der Ruhigste, Gelassenste, den es gibt. Soll man ruhig bleiben, wenn man so etwas sieht, wie ich heute?“

Mein Vater sprang auf. „Ja — ja“, rief er, „gewiß, gewiß — es war das Roheste, was meine Augen im Leben je gesehen haben.“ Er sagte es tonlos. „Außer einem Fall — außer — einem. . . . Als ich den Stein in deiner Hand erhoben sah, da durchzuckte mich ein Gefühl der Befreiung. Ich hätte fast aufgejauchzt darüber, daß den Rohling im Augenblick die verdiente Strafe ereilte — da plötzlich stand jener andere Fall vor mir — jener erste, den ich als Knabe gesehen, und ich fiel dir in den Arm und rettete dich vor einem Verbrechen.“ Er brach ab und rang nach Luft.

3.

Er trank die Luft in einem tiefen Zuge in sich und sagte dann: „Heute sollst du es hören. Das heiße, wallende Blut meines Vaters hast du geerbt, und so schön dieses Erbe ist, du mußt vor ihm geschützt werden; denn das vulkanisch aufkochende, empörte und beleidigte Rechtsgefühl hat schon einmal unser Haus zum Einsturz gebracht und einen Stolzen und Geraden mit einem Schlage niedergestreckt. Mein Vater war ein armer, aber hochrechtlicher Mann, den Unrecht, das er sehen mußte, in Raserei versetzte. Er hatte in einem oberschlesischen Dorfe einen kleinen Gasthof, in dem die polnischen Bergarbeiter tranken, und wo jeden Sonnabend getanzt wurde. Der Vater glich dir und mir. Er war hochgewachsen, der Stärkste im Dorf. Die raufenden Burschen in seinem Tanzsaal stoben auseinander, wenn er mit seinen bloßen Armen zwischen sie fuhr. Des Vaters Liebling war sein weißes Windspiel, das er zum Tanzen auf zwei Beinen dressiert hatte, und es war sein und der Gäste reizendstes Vergnügen, wenn das Hündchen zu dem Harmonikaspiel des Vaters im Kreise der Gäste tanzte.

Da saßen die Leute wieder einmal am Wochenschluß in der Dämmerung um meinen Vater herum, der sein Hündchen den Konkewink tanzen ließ. Vater spielte auf seiner Harmonika.

Da johlte von den besoffenen Arbeitern ein polnisches Untier laut auf, hob seinen schweren Bergstock und schlug nach dem tanzenden Hündchen, das im nächsten Moment mit zerbrochenem Kreuz verendet am Boden lag.

4.

Ich, ein achtjähriger Junge, saß in der Ecke bei einem Buch, hörte meinen Vater aufbrüllen wie einen verwundeten Löwen, sah ihn ein eisernes Meßgefäß vom Tische reißen und den Polen an die Stirne schmettern, daß er im nächsten Moment mit zerborstenem Schädel — tot — neben dem

weißen Hündchen lag. — Einen Moment blieb alles wie von Schreck gelähmt — totenstumm, — dann erhob sich Geschrei und Hilferufen. Ein Riesentumult brach los.

5.

Die Freunde des Erschlagenen gingen mit Messern und Schaufeln auf meinen Vater los, der, in eine Ecke des Saales gedrängt, wie Simson sich wehrte. Der ganze Saal wurde demoliert, Fensterscheiben klirrten. Die Mutter stieß Schreie der Verzweiflung aus, die Kinder jammerten in Todesangst. — Da — endlich kamen die Gendarmen — zersprengten den Haufen — drangen zum Vater durch, banden ihn und schleppten ihn fort... Ich hab' ihn nicht wiedergesehen. Er hat sich im Gefängnis am gleichen Abend noch erhängt ...“

2. Besprechung.

Wie wir die Vorgänge beurteilen.

1.

Zwei Tierquälereien kommen vor, die wir in ihrer Roheit verabscheuen. Wieso die erste?

1. Treu dient das Pferd dem Menschen und leistet ohne Murren und Widerstand seine harte, schwere Arbeit von früh bis abend. Willig leiht es dem Menschen seine Kraft. Es hat Anspruch dafür auf Pflege und freundliche Behandlung. Wie roh, das arme alte Tier, dessen Kräfte vielleicht nachgelassen haben, im Zorn so zu schlagen!

Und die zweite?

Das kleine Windspiel war die Freude des Gastwirts und ergötzte mit seinem zierlichen Tanze alle Gäste. Nicht Zorn, sondern bloßer roher Übermut, veranlaßt durch sinnlose Trunkenheit, brachte den rohen Gesellen dazu, das zierliche Tier zu erschlagen.

Inwiefern paßt hier des Jesus Sirach Weisheitsspruch: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes, aber das Herz der Gottlosen ist unbarmherzig“?

Ein guter Mensch hätte dem Pferde seine schwere Arbeit in herzlichem Erbarmen erleichtert, wäre mit dem netten Hündchen freundlich gewesen. Die beiden schlechten Menschen hatten kein Erbarmen mit dem Leiden und den Schmerzen der Tiere.

2.

Vor welcher schrecklichen Tat hat der Vater den Studenten, seinen

Davor, daß er mit dem Mauerstein den Tierquäler niedergeschlagen

Sohn, durch sein rasches Eingreifen bewahrt?

Aber die rohe Tat des Tierquälers verdiente doch Strafe?

und schwer verletzt, ja vielleicht gar totgeschlagen hätte.

Gewiß, aber doch nicht Todesstrafe; auch hatte der Student nicht das Recht, als Richter aufzutreten.

Vor welchem Schrecklichen der Vater den Studenten bewahrt hat, sehen wir an der Geschichte des Großvaters: Auch er hatte Grund zur Aufregung. Aber doch können wir seine Tat nicht loben.

Was hätte der Großvater tun müssen?

Er hatte einem Menschen das Leben genommen, ihn seinen Eltern, vielleicht seiner Frau, seinen weinenden Kindern genommen. Er hatte eine entsetzliche Tat getan, eine schwere Schuld auf sein Gewissen geladen.

Er hatte die heilige Pflicht, den berechtigten Zorn nicht Herr über sich werden zu lassen. Er mußte sich beherrschen. Er hätte den rohen Menschen der Polizei, dem Gerichte übergeben müssen.

3.

Und nun in der Zelle des Gefängnisses tat er das Schlimmste und Törichtste, was ein aufgeregter, verzweifelnder Mensch tun kann: Er legte Hand an sich selbst! Welche Gedanken hätten ihn davon abhalten sollen?

1. Du hast schwer gefehlt. Du willst willig und demütig deine Strafe auf dich nehmen. Du kannst vielleicht an den Verwandten des Erschlagenen noch Gutes tun.

2. Du hast dir das Leben nicht gegeben. Du hast auch kein Recht, es dir selbst zu nehmen.

3. Du hast die Pflicht, auch als Schuldbeladener deiner Familie und der Welt dich zu erhalten.

3. Ergänzung.

Was das Strafgesetzbuch für das deutsche Reich sagt:

1. Tierquälerei wird mit Geldstrafe bis zu 150 M. oder mit Haft bestraft[1]).

2. Körperverletzung wird mit Gefängnis bis zu 3 Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 1000 M. bestraft[2]).

Ist die Körperverletzung mittelst einer Waffe, eines Messers oder eines andern gefährlichen Werkzeuges[3]) begangen, so tritt eine Gefängnisstrafe nicht unter 2 Monaten ein.

---

[1]) § 360, 13. . . . wer öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt.

[2]) § 223. Wer vorsätzlich einen Andern körperlich mißhandelt oder an der Gesundheit schädigt.

[3]) § 223 a. . . . oder mittelst hinterlistigen Überfalls oder von mehreren gemeinschaftlich oder mittelst einer das Leben gefährdenden Behandlung.

Ist durch die Körperverletzung der Tod des Verletzten verursacht worden, so ist auf Zuchthaus nicht unter 3 Jahren oder Gefängnis nicht unter 3 Jahren zu erkennen[1]).

Sind mildernde Umstände vorhanden (z. B. war der Täter ohne eigene Schuld von dem Getöteten zum Zorne gereizt worden und hierdurch auf der Stelle zur Tat hingerissen worden), so tritt Gefängnisstrafe nicht unter 6 Monaten ein[2]).

3. Hätte der Gastwirt aber vor der schrecklichen Tat im Zorn etwa ausgerufen: „Ich schlag dich tot, du Hund!", so käme Totschlag in Frage (Tötung eines Menschen absichtlich, aber ohne vorherige Überlegung). Darauf steht Zuchthaus nicht unter 5 Jahren[3]).

Inwiefern können wir sagen, daß diese Abstufung in christlichem Geiste gedacht ist?

II.

Schrecklich ist die Seelenqual eines Mörders!

1. Der Mord[4]).

Aus Jacobson, Ein Schuß im Nebel[5]).

(Verbanne die Haßgedanken aus deinem Herzen!)

(Bryde ist der glückliche Bräutigam von Agathe. Henning haßt den Bräutigam Bryde, weil er selber Agathe haben möchte, die aber ihn, den Henning, nicht mag und ihm das deutlich zeigt.)

1. . . . Wie Henning sich haßte, seiner wahnsinnigen Geduld, seiner demütigen Hoffnung wegen! Er hätte sie morden können für das, wozu sie ihn gemacht hatte, und er würde sich rächen; sie sollte ihm die langen Jahre der Erniedrigung, die tausend qualvollen Stunden bezahlen. Rache für die verlorene Selbstachtung, Rache für seine sklavische Liebe und für den Schlag auf die Wange! So wiegte er sich jetzt in Racheträume, wie ehedem in Liebesträume, und er erschoß sich nicht und reiste auch nicht.

Zwei oder drei Tage später stand Henning vormittags mit Flinte und Jagdtasche im Garten. Wie er noch so dastand, kam Niels Bryde geritten, ebenfalls zur Jagd ausgerüstet, und obgleich beide sehr wenig voneinander hielten, sprachen sie sich doch freundlich an und schienen sehr entzückt, daß es sich so glücklich traf und sie den Ausflug miteinander machen konnten . . .

Als sie die Stelle erreicht hatten, ging jeder seinen eigenen Weg am Wasser entlang. Das graue, neblige Wetter hatte viele Seehunde herein-

[1]) § 226. [2]) § 213.

[3]) § 212. Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung nicht mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Totschlags mit Zuchthaus nicht unter 5 Jahren bestraft.

[4]) § 211. Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft.

[5]) Reclam, Leipzig. Universalbibliothek Nr. 2880. Jacobson, Sechs Novellen. Aus dem Dänischen von M. Borch.

gelockt, und sie hörten einander gleichmäßig schießen. Später nahm der Nebel zu, und um die Mittagszeit lag er so dick über Insel und Fjord, daß es auf 20 Schritte Abstand nicht möglich war, Steine und Seehunde voneinander zu unterscheiden.

Henning setzte sich am Strande nieder und starrte in den Nebel hinein. Alles war still, nur ein leises, plätscherndes Geräusch vom Wasser und das ängstliche Pfeifen eines einsamen Strandläufers tauchten zuweilen aus der schweren, drückenden Ruhe auf.

Er war all dieser Gedanken müde, müde des Hoffens, müde des Hassens, krank vom Träumen. Hier still sitzen und schläfrig vor sich hinstarren, sich die Welt wie etwas vorstellen, das weit in der Ferne lag, wie etwas, das überstanden war, hier still sitzen und die Stunden eine nach der andern hinsterben lassen, — das war Frieden, das war beinahe Seligkeit.

2. Da klang ein Lied durch den Nebel, glücklich und jubelnd:

Im Mai, da führ' ich heim die Braut,
Eine Rose rot, eine Lilie traut,
  Ha, Spielmann, spiel!
Dann soll der Wald sich schmücken grün,
Im Feld soll Blum' an Blume stehn,
Der Vollmond soll die Welt durchziehn,
Die Sonn' will strahlend heiß ich sehn.
  Der Kukuk ruft hinaus ins Land,
  Daß ich mein goldnes Glück nun fand,
Doch die Sorge, die bleibt fein zu Haus.

Das war Niels Brydes klare Stimme. Henning sprang auf; wie ein Blitz schlug der Haß bei ihm ein; sein Auge brannte, er lachte heiser, dann legte er die Flinte an die Wange, „doch die Sorge, die bleibt fein zu Haus“, klang es noch einmal; er zielte nach dem Ton im Nebel, die letzten Worte erstarben im Knall — dann war alles still wie zuvor.

Henning mußte sich auf die rauchende Flinte stützen, er hielt den Atem an, um zu horchen — nein, Gott sei Dank! es war nur das Plätschern des Wassers und der ferne Schrei aufgeschreckter Möven. — Doch da drinnen im Nebel jammerte etwas. Er warf sich auf die Erde, drückte das Gesicht ins Heidekraut und hielt sich die Ohren zu. Deutlich sah er das verzerrte Gesicht, die krampfhaften Zuckungen der Glieder und das rote Blut, das unaufhaltsam aus der Brust strömte, Strom auf Strom, das bei jedem Herzschlag hervorbrach — es ergoß sich auf das braune Haidekraut, floß an den Blättern und Stengeln herab und sickerte zwischen den schwarzen Wurzeln ein.

Er erhob den Kopf und horchte: es jammerte noch, aber er hatte nicht den Mut hinzugehen, nein, nein! Er riß das Heidekraut mit den Zähnen aus, wühlte mit den Händen in der lockeren Erde, wie um ein Versteck zu suchen, er wälzte sich wie ein Wahnsinniger hin und her, aber es war noch immer nicht vorbei, er hörte es noch immer jammern.

Endlich wurde es still. Er lag lange und horchte, dann kroch er langsam auf allen Vieren in den Nebel hinein. Es dauerte lange, bevor er etwas sehen konnte, dann fand er ihn endlich am Fuße einer kleinen Erderhöhung. Er war tot; der Schuß hatte ihn in die Herzgrube getroffen.

3. Henning nahm die Leiche in die Arme und trug sie quer über die Insel in das Boot, in dem sie gekommen waren; dann nahm er die Ruder auf und ruderte ans Land.

Als er ans Land gekommen, ging er nach einem Bauernhof, um ein Fuhrwerk zu bekommen. Der Mann fragte, wie das Unglück geschehen sei. Der Bericht bildete sich fast wie von selbst auf Hennings Lippen: Bryde war draußen auf der Westseite mit der Flinte in der Hand über eine Anhöhe gekrochen; der Hahn mußte wohl nicht geschlossen gewesen sein, irgend etwas mußte sich darin verfangen haben, und der Schuß war losgegangen. Henning hatte dem Schuß nach gehört, daß sie nahe beieinander sein mußten und hatte Bryde zugerufen; als er keine Antwort erhalten, war er unruhig geworden, dem Knall nachgegangen und hatte ihn unterhalb einer Anhöhe gefunden; da war er aber bereits tot.

Er erzählte das alles in gedämpftem, ruhigem Ton und hatte, so lange er sprach, durchaus kein Bewußtsein seiner Schuld; als sie aber die Leiche auf den Wagen gelegt hatten und sie in das Stroh sank, fiel der Kopf auf die Seite und schlug mit einem dumpfen Laut auf die Bretter, und da war Henning fast einer Ohnmacht nahe; als sie mit der Leiche über Borup nach Hagestedhof fuhren, wurde ihm übel.

4. Sein erster Gedanke, nachdem er die Leiche abgeliefert, war, davonzulaufen, und nur mit der größten Selbstüberwindung bezwang er sich zu bleiben, bis das Begräbnis vorüber war. In der Wartezeit kam im Äußern eine fieberhafte Unruhe über ihn, etwas seltsam Schreckhaftes bemächtigte sich seiner Gedanken, welches bewirkte, daß sie an nichts Bestimmten festhalten konnten, sondern von einem zum andern flatterten. Dieses rastlose Wirbeln und Kreiseln, dem er nicht Einhalt zu tun vermochte, war nahe daran, ihn wahnsinnig zu machen, und wenn er allein war, begann er zu zählen, oder er trällerte und schlug den Takt mit dem Fuß, um auf diese Weise gleichsam die Gedanken zu fesseln und nicht in den entsetzlichen, ermattenden Rundtanz hineingewirbelt zu werden.

Endlich kam das Begräbnis.

Tags darauf war Henning auf dem Wege zu seinem Onkel, dem Holzhändler, um diesen zu bitten, daß er ihm eine Anstellung in seinem Geschäft gebe. Er fand den Onkel in sehr gedrückter Stimmung. Seine alte Haushälterin war nämlich vor einem Monat gestorben, und in den letzten Tagen hatte er seinen Geschäftsführer wegen Veruntreuung verabschieden müssen. Henning war daher sehr willkommen. Er arbeitete sich mit Eifer in das Geschäft hinein, und im Verlauf eines Jahres war er der Geschäftsleiter.

2. Das böse Gewissen.

1. Vier Jahre später sind manche Veränderungen vorgegangen. Der Holzhändler ist tot, und Henning wurde als sein Universalerbe eingesetzt. Des Gutes neuer Besitzer ist Henning. Auf Hagestedhof ist ein gewisser Klausen Nachfolger Niels Brydes geworden; er wird binnen kurzem mit Agathe Hochzeit machen, die jetzt im Hause des Pfarrers lebt. Sie ist noch hübscher als früher. Mit Henning ist es anders. Es ist ihm nicht anzusehen, daß er Glück gehabt hat. Er sieht beinahe alt aus; die Gesichtszüge sind scharf, der Gang matt; er geht gebeugt, spricht wenig und sehr leise; sein Auge hat einen seltsam matten Glanz bekommen, und sein Blick ist unruhig und wild. Wenn er sich allein glaubt, spricht er mit sich selbst und gestikuliert dazu. Die Leute in der Gegend glauben deshalb, daß er trinkt. Aber das ist es nicht. Tag und Nacht, wo es auch sei, nirgends weiß er sich sicher vor dem Gedanken an den Mord von Niels Bryde. Sein Geist und seine Fähigkeiten sind in dieser ewigen Angst dahingewelkt, denn wenn dieser Gedanke kommt, ist es nicht wie Reue oder dunkler Schmerz, sondern lebendige, flammende Angst, ein entsetzliches Delirium, wo der Blick sich verwirrt, so daß alles sich bewegt: strömend, triefend, seltsam rieselnd, und alles hat die Farbe gewechselt, es ist leichenblaß und dunkelblutigrot.

2. Solche Visionen sind die Folge des Gedankens, deshalb fürchtet er ihn, deshalb ist sein Blick unruhig und sein Gang so matt. Die Furcht ist es, die ihn entkräftet hat, und die Kraft, die ihm geblieben, lebt in seinem Haß. Denn er haßt Agathe, haßt sie, weil seine Seele in der Liebe zu ihr zugrunde gegangen ist, sein Lebensglück durch sie zerstört, wie sein Frieden; aber am meisten haßt er sie, weil sie nichts ahnt von jener ganzen Welt voll Qual und Elend, die sie geschaffen; und wenn er jetzt unter drohenden Gebärden mit sich selbst spricht, so ist es Rache, woran er denkt, Rachepläne, über die er sinnt. Aber er läßt sich nichts merken, er ist die Freundlichkeit selbst gegen Agathe, er bezahlt ihre Ausstattung und später war er Brautführer bei Agathes Hochzeit . . .

III.

Sorge für das Wohl deines Nächsten!

1. Freundliche Fürsorge einer Alten für einen Knaben[1]).

Tag für Tag zog die Gemüsefrau durch die Straßen mit gewichtigen Schritten und läutete eine Klingel, die sie in schwieliger Hand hielt. Derb ging sie die Häuser und Höfe ab und rief mit eintöniger, etwas herrischer Stimme: „Gurken, Salat, Tomaten" . . .

Neben ihrem Wagen humpelte stets ein kleiner, verkrüppelter Knabe von vielleicht 13 Jahren still und versonnen nebenher. Er bediente nicht mit; er redete die Kunden nicht an. Er stand nur dabei und bot jedem

[1]) Aus der Studie aus dem Großstadtleben: Die Appelsuse. Von Eva Schröter. Deutsche Romanzeitung und Romanbibliothek 1913. Heft 6. Berlin bei Janke.

Käufer einen guten Tag; dann sah er ihn mit seinen großen hellbraunen Augen freundlich an. Aber er sagte nichts . . .

War es ihr Kind? Nein, ein Findelkind. Vor 13, 14 Jahren hat sie's an ihrer Tür gefunden und hat's aufgezogen. „Es ist so klein und schwach", hat sie gesagt, „und ich bin stark und habe keine Kinder." . . .

Heute sah ich sie in der Nische stehen, wie sie mit ihren großen steifen Händen ihm Kaffee in den Kaffeekannendeckel schenkte. Seine Augen leuchteten ihr rührend und innig entgegen. Sie drehte mir den Rücken. Aber ich malte mir aus, wie jetzt ihr Gesicht sonnig sein mußte, ihr breites, hartes, verwittertes, zerfurchtes, steinernes Gesicht. Sonnig — und wär's auch nur von dem Widerstand all der Dankbarkeit und Innigkeit, die aus dem jungen, blassen Gesicht zu ihr aufströmte.

2. Fürsorgegedanken eines Menschenfreundes.

Als Pestalozzi, der edle Schweizer Lehrer, noch ein Knabe und erst 9 Jahre alt war, da besuchte er seinen Großvater, den Pfarrer in einem kleinen Orte, nicht weit vom Nordufer des Züricher Sees, in Höngg.

Dort spielte er oft mit den Dorfkindern auf dem Friedhofe. Es waren arme, oft halbnackte Kinder, doch sie hatten rote Backen, und aus ihren hellen Augen leuchtete die Jugendlust, wenn sie über Gräbern spielten, über die Kirchhofsmauer kletterten und unter den alten hohen Bäumen tanzten.

Nach 3 Jahren kam der Knabe wieder in das Dorf und sah dieselben Kinder. Doch wie ganz anders sahen sie jetzt aus! Ihre roten Wangen waren bleich geworden. Sie gingen gebückt einher, ihre glanzlosen Augen blickten müde und scheu. Ihre Fröhlichkeit und Kraft war geschwunden, ja manche von ihnen führten sogar schlechte und rohe Reden[1]).

Welche Frage stellt ihr?

Was war die Ursache?

Eine Baumwollwarenfabrik (Spinnerei und Weberei) war in der Gegend gebaut worden, und die Kinder mußten dort von früh bis abends in dumpfer Luft arbeiten, während ihre Gesundheit darunter litt. Wieso litt diese?

1. Das schlechte Licht verdarb ihnen die Augen,

2. schlechte Luft, Stäubchen, Fasern die Lunge,

3. üble Reden der Arbeiter die Seele.

„Arbeit ist gut", sagt Pestalozzi, der Knabe. „Aber sie darf nicht gesundheitschädlich sein. Durch die Arbeit sollen die Kinder erzogen werden. Den Kindern muß geholfen werden."

Was kann da getan werden? Wer kann etwas dazu tun?

Die Kinder selbst.
Andre Leute.
Die Eltern.
Der Fabrikherr.

---

[1]) Lehmensick, Probleme und Prinzipien des Geschichtsunterrichts. — Durch Beispiele erläutert. — Bull, Straßburg 1912, S. 173. Siehe dort: Pestalozzis Wirken, S. 174—192.

Unzulänglichkeit dieser Hilfe. Wer muß eingreifen? Der Staat.

Kinderschutz, Frauenschutz, Arbeiterschutz } Gesetze und ihre Bestimmungen.

IV. Erkenne dankbar, was die Gesamtheit tut!

Wie Staat und Gemeinde der Gegenwart dem Nächsten helfen und ihn fördern[1].

A. Für alle Klassen und Stände.

I. Durch Verbesserung gesundheitlicher Verhältnisse:

1. Die Städte werden mit gutem und reichlichem Trinkwasser versorgt. 50 l pro Kopf, in größeren Städten, wo Straßenreinigung und Kanalspülung ist, 100 l täglich.

2. Die städtischen Abfallstoffe (der Dünger, der Haus- und Straßenmüll, die Marktabfälle, das Regenwasser) werden unschädlich beseitigt.

II. Durch Abwehr gemeingefährlicher Erkrankungen:

Ansteckende Krankheiten (z. B. bei Cholera und Diphtherie, Pocken und Scharlach) müssen bei der Wohlfahrtspolizei angezeigt werden.

III. Durch Regelung des Nahrungswesens:

Fleischbeschau, vornehmlich bei Einfuhr aus dem Auslande, Bestrafung der Nahrungsmittelfälscher, Bestimmungen über Reinlichkeit beim Umgehen mit Nahrungsmitteln.

IV. Durch Sorge für gesunde Wohnungen:

Aufsicht über die Wohnungen, Kleinwohnungsbau.

B. Für einzelne Altersklassen und Berufsstände.

I. Säuglingsfürsorge, auch für Findelkinder, und Wöchnerinnenfürsorge.

II. Soziale Fürsorge für Schulkinder:

Badegelegenheit und Schwimmunterricht.
Eislauf und Jugendspiele, Schülerausflüge und Ferienkolonien.
Kleidung und Sättigung von Schulkindern, Milchkuren.
Waisenpflege, Krüppelfürsorge.
Schulärzte, Zahnpflege, Kinderheilstätten.
Regelung der gewerblichen Kinderarbeit.

III. Fürsorge für die schulentlassene Jugend:

Schutzbestimmungen für die Gesundheit.

14—16 jährige Arbeiter: Arbeit nicht vor 1/2 6 früh, nicht nach 1/2 9 abends, nicht über 10 Stunden Dauer täglich. Regelmäßige Pausen: 1 Stunde

[1]) Weyl, Soziale Hygiene. Suppl. 4 des Handbuchs der Hygiene. Jena bei Fischer 1904.

Mittag, $1/2$ Stunde Frühstückszeit, $1/2$ Stunde Vesperzeit, luftige Arbeitsräume, Wascheinrichtungen.

IV. Arbeiterschutz:

Fürsorge bei Krankheit und Unfällen: Kranken-, Unfall-, Invaliden-Versicherungsgesetz.

Unfallverhütung und Arbeitsgesundheitspflege, Haftpflicht, Sicherheitsmaßnahmen. Staatliche Überwachung der Betriebe. Einschränkung der Arbeitszeit und der Nachtarbeit.

1. Was kennst du Anschauliches davon aus deiner Erfahrung und aus deiner Umgebung?

2. Vergleiche die alte Stadt[1]) und die moderne! (Gl. vom Senfkorn.)

3. Inwiefern sind die neuen Einrichtungen Erfüllungen des fünften Gebotes?

C. Anwendung.

I.

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

Edel sei der Mensch!

I. Edel an Gesinnung.

1. In heftigem Zorn waren sie auseinander gegangen an der Ecke, Hermann in die enge Gasse hinein nach Hause, Fritz quer über den Marktplatz an der Kirche vorbei in die Konfirmandenstunde.

Wie still war's heute in dem kleinen Raume, wo sich hier am hellen Nachmittage die Konfirmanden sammelten! Das war gut; denn nun kamen der fliegende Atem, der pochende Puls und die unruhigen Gedanken erst zur Ruhe.

Wie war's nur gekommen? Ach, über den Ausflug, den sie nächsten Sonntag machen wollten, war der Zank ausgebrochen. Er hatte „in die Berge" gewollt, Hermann aber „ans Wasser". „Rechthaber! Egoist!" das waren die beiden Worte gewesen. Schade! Nun waren sie auseinander. Er hatte sich immer so gefreut, einen guten, teilnehmenden, treuen Freund zu haben!

Die Stunde begann. Fritz konnte seine Gedanken gar nicht auf das, was besprochen ward, lenken. Er hörte mit halbem Ohre zu. Auf einmal lauschte er auf. Da klang die milde, volle Stimme des Geistlichen:

„Lasset die Sonne nicht über eurem Zorn untergehen!" (**Epheser, 4,** 26.) Und dann erzählt er von zwei Freunden, die Feinde wurden, weil sie versäumten, sich noch am selben Tage zu versöhnen, und weil die

[1]) Dazu: Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit II, 1. Vom Mittelalter zur Neuzeit. S. 118—124. Hirzel, Leipzig.

Mißverständnisse immer größer und unheilbarer geworden waren, ob auch die heftigen Worte, die der eine gesprochen hatte damals, ihm immer auf der Seele brannten.

Ihr könnt erraten, welchen Entschluß Fritz in diesem Augenblicke faßte?

Am Spätnachmittage noch hinzugehen, sich mit Hermann zu versöhnen.

Und wie er zu ihm sagte, als er ihm nach der Konfirmandenstunde begegnete:

„Sei nicht mehr böse! Ich habe mich vergessen, als ich die heftigen Worte sprach.“

Und wie freute er sich, als er hörte, daß Hermann in ähnlichen Gedanken gekommen war, um ihn von der Konfirmandenstunde abzuholen. Da ging's natürlich nun leicht:

Daß sie sich versöhnten und wieder gute Freunde wurden.

Welche Lehre sollen wir nicht daraus ziehen?

Jedenfalls nicht: Daß man auf jeden eignen Willen verzichten soll. Das nicht.

Aber?

Aber nicht heftig werden. Und wenn nichts darauf ankommt, soll man nachgeben. Jedenfalls kein böses Wort hervorstoßen.

Und die Hauptsache:

Unrecht zugeben und, wenn man nicht recht getan hat, zur Versöhnung bereit sein.

Wie paßt das aber zum 5. Gebot?

Wir sollen dem Nächsten kein Leid tun.

Das Wort „kränken“ zeigt auch deutlich, was gemeint ist.

Wir machen den andern durch böse Worte, durch unfreundliches Handeln krank. Das ist nicht edel.

Das Wort versöhnen ist in ähnlicher Weise interessant. Es kommt her von „sühnen“ — „eine Strafe auf sich nehmen und dadurch eine Schuld wieder gut machen“. Daran kann der denken, dem der Gang zum beleidigten Freunde schwer wird.

Das eben ist die Strafe, die du auf dich nehmen mußt für deine Unfreundlichkeit.

2. Heilpflegefürsorge für kränkliche und schwächliche Kinder des Mittelstandes. Auf Einladung eines Arztes hatten sich die Vorstände einer größeren Anzahl von mittelständischen Berufsvereinen (Ärzte-, Lehrer-, Beamten-, Industriellen- usw. Vereine) eingefunden, um über Heilpflegefürsorge für die kränklichen und schwächlichen Kinder mittelständischer Kreise zu beraten. Zu den Verhandlungen hatten u. a. Vertreter entsandt die Generaldirektion der sächsischen Staatseisenbahnen, die Zentrale für Jugendfürsorge, die Abteilung für Jugendfürsorge im Lehrerverein usw. Der Schrift-

führer des Deutschen Heilpflegevereins zu Berlin wies auf die Notwendigkeit hin, ähnlich wie für die Kinder der unbemittelten Kreise, auch den Kindern des Mittelstandes die Möglichkeit zu einer zielbewußt organisierten Heilpflege zu schaffen. An die Stelle wohltätiger Gaben, die für die Kinder der Armut reichlich fließen, müsse bei der Organisation einer Fürsorge für den mittelständischen Nachwuchs das Moment der Standessolidarität[1]) treten. Auf dieser Grundlage habe der Deutsche Heilpflegeverein bisher 25 Ortsgruppen in den verschiedensten Städten eingerichtet, u. a. in Leipzig, Magdeburg, Gera usw. Diesen Ortsgruppen fällt die Aufgabe zu, aus dem korporativen Beitritt mittelständischer Berufsvereine, aus dem Anschluß von Einzelmitgliedern aus diesen Kreisen, sowie aus den behördlichen Beiträgen, auch solchen Kindern eine Seebadekur im Vereinsheim zu Henkenhagen bei Kolberg zu ermöglichen, deren Eltern infolge ungünstiger Vermögenslage die vollen Kurkosten aus eigenen Mitteln nicht bestreiten können. Das Vereinsheim steht unter Leitung eines Arztes und einer Johanniterschwester. Es gelangen neben den natürlichen Heilfaktoren zur Anwendung: Warmsee- und Solbäder, Solinhalationen, Atemgymnastik, individuelle Diät usw. — Die lebhafte Aussprache ergab volle Übereinstimmung aller Anwesenden, eine solche Ortsgruppe auch für Dresden zu begründen. In den Ausschuß, der die weiteren Maßnahmen zu treffen hat, wurden gewählt: Ein Direktor Dr. med., ein Rechnungsinspektor, zwei Lehrer, ein Beamter und die Vorsteherin der Zentrale für Jugendfürsorge. Beitrittserklärungen werden entgegengenommen.

Inwiefern bekundet dieser Zeitungsbericht (aus den Dresdner Nachrichten) edle Gesinnung der Menschen im Sinne des 5. Gebotes?

1. Für kranke Kinder armer Leute werden Gaben zur Heilung gespendet.

2. Hier soll auch ein Beitrag zu den Kurkosten solcher Eltern des Mittelstandes gewährt werden, die für ihre kränklichen Kinder die vollen Kurkosten aus eignen Mitteln nicht bestreiten können.

Was treibt die Herren und Damen, die diese Unternehmung schufen und fördern?

Die edle Gesinnung Jesu, herzliches Erbarmen mit den kranken Kindern, den bleichwangigen, schlechternährten.

Inwiefern ist das eine Gesinnung im Sinne des 5. Gebots?

Hier werden Menschenleben lebendig erhalten, die eingehen würden, und solche wieder kräftig gemacht, die hinsiechen würden. Und es heißt in Luthers Erklärung: Wir sollen unserm Nächsten helfen und (ihn) fördern in allen Leibesnöten.

[1]) Die Zeitungsnachricht ist in Stil und Ausdrucksweise nicht geändert. An der Hand des Lehrers sollen die Schüler sich auch in Schwierigeres hineinfinden lernen. Der Lehrer kann helfen und kontrollieren. Wenn den Kindern alles pädagogisch zurechtgeschnitten würde, wie könnten sie da selbständig werden?

Die Kinder zu „fördern“, vorwärts zu bringen im engſten, eigentlichſten Sinne hat die Kgl. Staatseiſenbahnverwaltung Vertreter entſandt.

Sie will erwägen, unter welchen Bedingungen ſie den Kindern freie oder verbilligte Fahrt gewähren kann.

Der Verein für Jugendfürſorge und die Lehrer wollen auch gern helfen bei dieſem Werk.

Es iſt ja ihre Aufgabe und ihr Lebensberuf, und die Lehrer ſehen tagtäglich, wie arme, ſchwächliche Kinder ſich vergeblich plagen.

Die Mittelſtandskreiſe ſollen verſuchen, ſich ſelbſt zu helfen, worauf ſollen ſie alſo verzichten?

Auf direkte Hilfe des Staates.

Wir erwägen, welche Arten von Hilfe hierbei in Betracht kommen?

Selbſthilfe, Bruderhilfe, Staatshilfe.

Und: Gotteshilfe. Er muß allen dieſem ſeinen Segen geben.

Was kannſt du ſpäter einmal für ſolche Beſtrebungen tun?

3. Da hinkt ein Knabe über die Straße, deſſen linkes Bein kürzer iſt als das rechte. Eine höhnende Knabenſchar hinter ihm, auch hinkend, aber mit geſunden Gliedern, das Gebrechen des armen Jungen nur nachahmend.

Jetzt bleibt er ſtehen und hebt drohend die Hand. Er wendet ſich nach ſeinen Verfolgern um und ruft ihnen zu: „J—i—i—i—i—ihr B—B—B—Böſew—w—wichter!“ Der bedauernswerte Junge ſtottert!

Ein wildes Jubelgeſchrei erhebt ſich, und ſtotternd ſpotten ſie ihm nach: „Du Hinkehank, du Stotterer!“

Ein Knabe ſteht in einer Hausflur. Er ſieht die Rotte kommen. Er ſtellt ſich ihnen entgegen, erfaßt den einen, in dem er ſeinen Freund erkennt, und zieht ihn in die Hausflur. Dann ſtellt er ſich vor die Tür und ruft der wilden Bande ein lautes: „Pfui, ſchämt euch!“ entgegen. Als die rohe Schar kommt, verſucht er mit wenigen Worten ihnen die Bosheit klar zu machen. Da aber der verfolgte Kleine ſich zu ihm flüchtet, nimmt er ihn mit ins Haus und ſchließt die Tür.

Sie rennen auf das Haus los. Da nimmt ein Herr, der dabei geſtanden und alles mit angeſehen hat, ſeinen ſchweren Spazierſtock und haut dem Rädelsführer, einem wilden, halbwüchſigen Jungen, einen mächtigen Hieb ans linke Bein, daß er nun auch hinkend (aber nicht ſpielweiſe) und nun auch ſtotternd („Au—au—au—au“) ſich davon macht.

Schnell ſtiebt die rohe Bande auseinander.

„So ist's recht! So ist's recht!" so rufen umstehende Erwachsene. Wie meinen sie das?

Dem Knaben, dem Spötter, ist recht geschehen. Nun muß er hinken, der einen Hinker verspottet hat.

Wir sprachen von edler Gesinnung. Warum kann man dies Wort aber nicht auf den Mann mit dem Stocke anwenden?

Er handelt im Zorn — wenn auch in gerechtem —, aber doch ohne die Berechtigung, auch ohne Besonnenheit und Überlegung.

Der Knabe an der Tür hat recht gehandelt.

Er versucht es durch Güte und Überredung.

Ihr seht aber ein, daß, wenn dies nichts hilft, auch Gewalt angewendet werden muß zum Schutze des Nächsten. Wem kommt das dann zu?

Den Eltern, Lehrern, schließlich der Polizei.

Wie paßt dieses Beispiel zum 5. Gebot?

Wir sollen unsern Nächsten keinen Schaden tun.

Wer aber jemanden ärgert, tut ihm Schaden. Betrachtet das Wort ärgern.

Jemanden ärger, böser machen.

Das hat einen doppelten Sinn. Zunächst wird der Mensch in böse Stimmung versetzt (hier der Knabe, der hinkende).

Er wird böse auf die ihn Verhöhnenden.

Aber, wenn der arme Junge in roher Umgebung häufig den Spott für sein unverschuldetes Leiden tragen muß, so wird er böse noch in einem andern Sinne.

Verbittert, verärgert, verboßt.

Der Knabe an der Tür hat dem Freunde das alles vorgestellt, den er aus der Menge gezogen hatte. Was mag er gesagt haben?

(Die Kinder versuchen's darzustellen.)

4. Sieh dort die einfache Familie! Mit Tränen in den Augen ermahnen die Eltern ihren Sohn: „Laß ab vom Trinken, vom Alkohol!" Der Trunksüchtige lacht ihrer. Vergessen sind die vielen Wohltaten, die er von den Eltern genossen hat; vergessen die qualvollen Stunden, die die Mutter am Krankenlager des Sohnes verbracht; vergessen die Nachtarbeit und die Entbehrungen des Vaters, der in seiner Liebe seinem Sohne eine hellere Zukunft bauen wollte Vergessen! Schreckliches Wort!

Statt den Eltern eine Stütze zu sein in ihrem Alter, wird er ihnen zum Schandpfahl und verkehrt der Eltern Ehre in Unehre. Tag und Nacht quält sie die Sorge um den ungeratenen Sohn; der Mutter Augen werden schwach vom vielen Weinen, und des Vaters Kraft

verzehrt sich in Kummer um die Zukunft seines Sohnes, der nirgends eine bleibende Stätte hat, dem man Stelle um Stelle kündigt, der noch den Eltern zur Last fällt.

Die gramentstellten Züge im Sarge verraten noch den schweren Kampf, den ihnen im Sterben des Sohnes Elend bereitete. Da kniet er an dem Sarge. Zu spät[1])!

Welch bitter-ernste Lehre gibt dieses furchtbare Bild?

Willst du rein und gut bleiben, so meide, soviel du kannst, Bier, Schnaps, Wein — Alkohol.

Restauration, der Name für das Schanklokal, heißt: Wiederherstellung.

Müde, staubig, durstig und hungrig kehrt der Wandersmann dort ein. Ein frisches Glas Milch, Butter, Brot und würziger Käse munden ihm trefflich. Frisches Wasser nimmt ihm Staub und Schweiß von Händen und vom Gesicht. Wie verläßt er den Raum?

Munter, froh, erquickt, lebendig, erfrischt, wiederhergestellt.

Das ist der Sinn der Gasthäuser und der Sinn des Wirtsberufs. Was aber nicht?

Nicht: Volksverderb und Zerstörung der edlen Gesinnung und des besseren Menschen.

II. Edel in Selbstbeherrschung.

1. Und ein noch entsetzlicheres Bild! Da liegt der Vater am Boden, der brave, schlichte Bauer, mit klaffender Stirn, erschlagen von seinem eigenen Sohne. Von seinem Sohne, der ihm alles verdankt! Wer hat den unseligen Menschen so weit gebracht? Der Alkohol. Erst verschrieb der unglückliche Mensch sich ihm als mäßiger Trinker, zuletzt schlug der Teufel Alkohol ihn ganz in seine Fesseln und machte ihn zum willenlosen Werkzeuge seiner Pläne[2]).

2. Heut' ist für dich kein glücklicher Tag. Du bist zu spät aufgestanden. Der Kaffee war schon kalt, als du dich setztest und schmeckte nicht. In der Semmel war zu wenig Salz. Auf der Straße mußtest du eilen; denn es war die höchste Zeit. Du glittest vor dem Bäckerladen aus und fielst hin, und deine Schulbücher lagen in einer Reihe vor dir. Der Bäckerjunge lachte. Und gerade der Bäckerjunge, der salzlose.

Schon da packte dich's, und es kam dich das Gelüste an, ihn bei

---

[1]) Nach K. König, Der Alkohol in der Schule. Beiträge zur Persönlichkeitsbildung in Schule und Haus. Straßburg 1912 bei F. Bull S. 159.

[2]) Ebenda S. 159.

den Ohren oder bei den Haaren zu nehmen. Nun kamst du schlechtgelaunt zur Schule. Der Lehrer fragte dich, du wußtest nicht zu antworten. Dein Freund lachte — oder kam dir's nur so vor? Da in der Zwischenpause macht einer eine Bemerkung von den Besserwissern und Vielwissern, die nichts wissen. Da kam's über dich. Dunkelrot ward dein Gesicht. Da nahm dich dein Freund beiseite. „Um Himmelswillen," rief er, „antworte nicht! Es gibt ein Unglück. Du bist deiner nicht mächtig."

Bist du zornig, zähle bis zehn, bist du sehr zornig, zähle bis hundert.

Warum ist der Rat sehr gut?

Ein Mittel zur Beruhigung.

Manche sagen: „Sage die Anrede vom Vaterunser, wenn du zornig bist!" Und: „Bete das ganze Vaterunser, wenn du sehr zornig bist!"

Rein mechanisch kommt's auf dasselbe hinaus. Die Anrede hat zehn Silben, das Vaterunser 97 Silben.

Wer aber an den Inhalt denkt, auf den kann es noch anders wirken. Denkt an die Anrede!

Gott unser Vater, wir seine Kinder, alle Menschen Brüder. Wie sollten wir aufeinander böse und in Zorn losfahren!

Hilfreich!

I. Hilfreich im Wort.

Nun haben sie den Vater hinausgeschafft, und die Familie kehrt in ihren regennassen Kleidern heim, und jedes setzt sich still in eine Ecke und birgt das Haupt in der Hand oder starrt in den trüben Himmel.

Allen ist so elend, so namenlos traurig und hoffnungslos zu Sinn. Jeden fröstelt's im tiefsten Innern.

Da geht die Tür auf, und die Nachbarin tritt ein, eine Kanne dampfenden Kaffees in der Hand. Sie holt die Tassen aus dem Glasschrank, und dann sagt sie: „Nun kommt, setzt euch mit an den Tisch!" Keins will kommen. „Kommt nur, wir wollen von dem lieben Toten und von der Zukunft reden!" Inzwischen kommt die Tochter der Nachbarin und bringt frische Brötchen, und während der frierende Leib durch den Kaffee erwärmt wird, wird die frierende Seele wärmer und wärmer durch die schlichten, tröstenden Worte der einfachen Frau.

Und da merken sie bald: „Die versteht unsern Schmerz um den Vater, sie fühlt mit uns; und sie hat das Herz auf dem rechten Flecke."

Und sie merken auch: „Wir haben noch eine Menge Aufgaben. Da müssen Briefe durchgesehen, da muß die Erbschaft geregelt werden, da muß überlegt werden, wie die Mutter erhalten, wie die kleinen Kinder erzogen werden sollen.“

Und in allem weiß die Nachbarin ein verständiges Wort mit zu reden. Eine Frau, an Hilfe reich. Ob wir als Kinder schon Hilfe leisten können an Worten? Wann? Wo? Wie?

II. Hilfreich an Tat.

1. Schützt die Kettenhunde! Der Alte Tierschutzverein schreibt: Die jetzt herrschende Kälte macht es zur Pflicht, den Kettenhunden, deren Los an und für sich schon beklagenswert ist, eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Hütten dieser Tiere müssen vor allen Dingen vor Zugluft geschützt und innen recht reichlich mit Stroh oder Packwolle ausgefüllt werden; auch sind die Öffnungen besonders während der Nachtzeit mit starken Decken zu verhängen, welche der Verein in seiner Geschäftsstelle an alle Interessenten unentgeltlich abgibt. Zugleich richtet der Verein an alle tierliebenden Menschen die dringende Bitte, ihm über irgendwelche mangelhaft erscheinende Lagerstätten umgehend Anzeige zu erstatten, damit er bei den betreffenden Hundebesitzern vorstellig werden und Abhilfe schaffen kann.

Nennt andere Beispiele, wie ihr euch gegen die Tiere barmherzig erweisen könnt!

Verlaufene Vierfüßer, verflogene Vögel aufnehmen und pflegen, Wasser, Futter geben, Ausruhzeiten den Pferden, Hunden.

Warum hat das Tier Anspruch auf unsre Hilfe?

Seine Hilflosigkeit, sich selbst zu helfen, und seine treue Dienstleistung geben ihm Anspruch.

Aber der König von Bayern, der seinen Namen hergeben sollte zu einer Gesellschaft für Errichtung von Tierasylen, weigerte das mit den Worten: „Nein, kranke Tiere tötet man. Helfen Sie mit ihrem Gelde lieber armen, arbeitslosen Menschen wieder auf!“ Ja, war das christlich?

Gewiß. Der notleidende Mensch ist unser Nächster, dem wir zunächst und allererst helfen sollen.

Wohl kann ein treues Pferd am Ende seines Lebens sein Gnadenbrot bekommen, weil es dem Herrn das Leben gerettet hat. Im allgemeinen aber gilt das Wort: „Kranke Tiere tötet man, wenn man sie nicht heilen kann.“

Handelt der Fleischer gegen das 5. Gebot?

Doch nicht, wenn er rasch und ohne Qual die Tiere tötet, die die Menschen zu ihrer Nahrung nötig haben.

2. Wenn jetzt ein Zug in die Halle eines der Bahnhöfe in Hamburg einfährt, da steigen die Reisenden zu Hunderten aus.

Das war im Jahre 1891 anders. Da wütete die Cholera in der Seestadt und raffte Tausende und Abertausende dahin.

Nur wenige Männer und wenige Frauen kamen damals auf dem Bahnhofe an: Ärzte und Krankenpflegerinnen, Helden ihres Berufs, hilfreiche Hände und Herzen in schwerer Zeit.

Mancher und manche kehrte nicht wieder heim zu Vater und Mutter.

Sie hatten ihr Leben dahingegeben in der Erfüllung des 5. Gebotes.

Inwiefern?

Sie hatte den Nächsten gefördert und geholfen in allen Leibesnöten.

Sie hatten ihr Leben dahingegeben nach dem Vorbilde Jesu.

Auch er opferte sein Leben, die andern zu retten.

Wißt ihr, daß ihr in eurer Familie auch eine solche Heldin der Liebe und Aufopferung habt. Wen meine ich?

Unsere Mutter.

Inwiefern?

Seid ihr recht dankbar! Und lebt nach ihrem Beispiele!

(Die Kinder führen das aus.)

3. Die Dorfkirche ging aus. Die Glocken läuteten. Der letzte Orgelton verklang. Alles drängte in die schneeige Nacht hinaus[1].

„Das war schön von unserm Pastor," sagte die eine recht herzhaft. „Wie der den barmherzigen Samariter gelobt hat!" „Ein Braver, ein Braver", so hat er gesagt. Und recht hat er: „Ein Braver!"

„Und die schlechten Kerle," sagte die andre giftig, „der Priester und der Levit: Wie die nur konnten vorüber gehen an dem armen Menschen! Da hätte sich doch unsereins erbarmt."

Da stimmen alle eifrig zu. Nur eine ging ein wenig abseits vom Lärm, nachdenklich und still.

„Worüber sinnst du nach, Liesel," so fragte eine Rasche, Lebhafte die stille Nachdenkliche. Da schaute die sie mit tiefdunklen Augen an und sagte langsam: „Wir gehen auch auf der Straße von Jericho".

Die Lebhafte mußte das gleich den andern erzählen, und nun ging ein Lachen an und ein Fragen und ein Scherzen.

„So", hieß es, „das mußt du uns alles zeigen: Die Räuber, den Priester und Levit, den barmherzigen Samariter und den Unglücklichen."

„Wollt ihr?" fragte die Stille: „Wollt ihr? Gut, Ihr sollt alles sehen. Kommt, tretet mit ein!"

[1]) Vergleiche Pfeifer, Ethik S. 47.

Sie traten zusammen in das kleine Tagelöhnerhäuschen. Da lag eine kranke Frau, nur von ihrem achtjährigen Mädchen bedient und gepflegt. Die Kleine bemühte sich vergebens mit ihren erstarrten Händen Holz zu zerkleinern und Feuer zu machen. Da griffen sie alle rasch zu.

Dann gingen sie ins Armenhaus. Da saß die arme ausgepfändete Familie, die ihre Möbel und Kleider aus dem Abzahlungsgeschäft genommen hatte und der nun alles abgepfändet war, und der alte Großvater sagte gerade: „Wenn ich nur meine Abendsuppe hätte, dann möchte es noch sein."

Ihr könnt euch selbst denken, wie's weiter ging.

„Wir waren Priester und Leviten," sagte die Stille, „ich auch mit. Das ist mir heute klar geworden.

Die andern werdet ihr ja wohl herausgefunden haben."

Ob ihr sie wohl auch herausfindet?

Nun überlegt euch einmal, wem ihr als Kinder jetzt schon hilfreich sein könnt!

Und wem später?

4. Hilfreiche Herzen und Hände schaffen billiges Bauland und wohlfeile Baugelegenheit für einfache Leute.

„In direktem Sonnenlicht sterben die Tuberkel-Bazillen binnen weniger Stunden,

in hellem zerstreutem Tageslicht gehen die mit dem Tröpfchen eingetrockneten Keime binnen vier Tagen zugrunde,

im halbdunklen Keller leben sie noch nach 22 Tagen"[1]).

Wozu helfen also die Leute, die den Menschen hellere Räume als Wohnung verschaffen?

Daß die Krankheiten vermindert und das Leben auf Erden glücklicher werde.

Und wenn ihr einmal groß werdet, wie werdet ihr euch solchen Bestrebungen gegenüber verhalten, wenn ihr unbemittelt und der Hilfe bedürftig sein solltet?

Sie dankbar benutzen.

Und solltet ihr reich sein?

Sie wirksam unterstützen.

5. Der Fürst Bismarck hat in seinem Leben sehr viele Orden bekommen aus Anerkennung für das, was er getan. Aber er sagte immer: „Von allen meinen Orden ist mir der liebste dieser". Dabei zeigte er auf eine schlichte silberne Münze, darauf stand: „Für

[1]) Untersuchung von Kirstein nach dem Bericht von Prof. Dr. Kraft. (Volksgesundheit und Boden-Reform, Berlin.)

Errettung eines Menschen vom Tode mit eigner Lebensgefahr". Es war die Lebensrettungsmedaille.

Bismarcks Reitknecht hatte die Pferde zur Schwemme in den Teich geritten. Die waren in eine tiefe Stelle gekommen und hatten den Knecht mit in die Tiefe gerissen. Da war Bismarck nachgesprungen und hatte den Knecht mit eigner Lebensgefahr gerettet.

Was müßt ihr also tun, wenn vor euren Augen ein Kind in tiefes oder reißendes Wasser stürzt?

Nachspringen.

So? So einfach ist das nicht.

Hilfreicher Sinn tuts nicht allein;
Vernunft muß bei dem Werke sein.

Da sind eine Reihe Vorfragen erst zu erörtern:

Kannst du schwimmen? Bist du stark genug, das Kind herauszuholen?

Denn es nützt nichts, wenn du mit untergehst.

Aber kannst du schwimmen und traust du dir es zu und ist einige Aussicht, daß du mit Gottes Hilfe es erreichen kannst: Dann in Gottes Namen!

An der Saale bei Jena stand ein Herr, der gut schwimmen konnte. Ein Mann kippte mit seinem Kahn um und ward von den Wellen fortgespült. Da wandte sich jemand an den schwimmkundigen Herrn: „Retten Sie doch!" „Und wer bezahlt mir meinen Anzug, wenn ich ihn mir verderbe?" Das war die Antwort.

Das war gemein. Das war niedrige Selbstsucht.

Der amerikanische Milliardär Carnegie hat eine große Stiftung geschaffen, aus der die Familien unterstützt werden, deren Ernährer bei der Lebensrettung umgekommen sind.

Inwiefern entspricht diese Stiftung dem Sinne Jesu?

Helfende Liebe als Lohn für aufopfernde Liebe.

6. Herbeirufung von Hilfe bei Unglücks- und Erkrankungsfällen. Vom Stadtrate wird einer Zeitung geschrieben: Es ist neuerdings wieder beobachtet worden, daß bei Unglücksfällen oder bei plötzlicher Erkrankung von Personen in öffentlichen Lokalen vielfach bedauerliche Verzöge-

rungen in der Versorgung und Unterbringung lediglich deshalb entstehen, weil die Zeugen des Unfalls nicht darüber unterrichtet sind, was sie tun sollen. Es wird deshalb erneut darauf hingewiesen, was zur schnellsten Herbeirufung von Hilfe bei Unglücksfällen oder bei Erkrankung von Personen in öffentlichen Lokalen oder auf öffentlichen Straßen erforderlich ist:

a) Gib sofort der nächsten Wohlfahrtspolizeiwache Kenntnis von dem Unfall oder der Erkrankung! Ist diese Wache entfernt, so benutze den nächsten Fernsprecher! Wo die nächste Wache ist, sagen die Plakate, die in den Fluren aller Häuser und an den Laternenständern oder Straßenbahnmasten, auf den Plätzen der Stadt und in den belebten Straßen angebracht und durch ein rotes Kreuz gekennzeichnet sind.

b) Merke genau den Platz, wo der Verunglückte oder Erkrankte liegt, damit der Unfallwagen sofort an die richtige Stelle geleitet werden kann! Muß der Verletzte oder Erkrankte gesucht werden, so entstehen Verzögerungen, die große Nachteile für ihn im Gefolge haben können. Daher siehe, bevor du meldest, nach dem Schilde, das die Straße benennt, in der sich der Verletzte befindet, und nach der Hausnummer des Gebäudes, vor oder in dem der Verunglückte oder Erkrankte liegt! Ist ein Polizeibeamter in der Nähe, so mache diesem Mitteilung von dem Vorfalle!

7. Männer ziehen durchs Land. Zweitausend Männer ziehen das Jahr über die langen weißen Straßen hinauf und wieder zurück. „Warum wandert ihr? Wer warf dich aus der Heimat? Schäme dich: du, ein Einzelner, bettelst, und mein Nachbar, der Tagelöhner ernährt sich und Frau und acht Kinder in Ehren?“ .. „Vater war ein Trinker. Allmählich fing es an. Unruh bei der Arbeit. Unruh abends. Von Ort zu Ort ohne Ruh . . .“ „Heimat fehlt dir. Sieh': Herberge zur Heimat! Setz' dich ein wenig! Deckte Mutter auch so weiß den Tisch? Lebt deine Mutter noch? Wann schriebst du den letzten Brief? .. Nein: geh' nicht fort! Bleibe noch ein wenig! Wir wollen sehen, ob wir Arbeit für dich finden. Nun bleibe noch dies Jahr .. noch eins. Siehst du? Weg ist Unruh. Herberge zur Heimat schuf dir Heimat.“

Was sagst du dazu? Ist dies alles recht und gut? Dein Gewissen sagt: „Gut ist es“, dein Herz sagt: „Gott segne diese Arbeit“ . . . „Nun also: Du bist ein Christ, sagst du? Ein Christ hat wachere Augen als andere Menschen. Was ist an meinem Christentum, wenn ich mit Helfen und Heilen nicht weiter gehe und sehe, als bis zur Grenze meines Gartens?

Also mache nun einen Bund mit Gott und mit den Deinen und

mit allen Menschen, einen Bund auf Helfen und Heilen! Wenn du dein Leben damit füllst: Hilfe und Liebe zu geben und zu nehmen, dann wirst du ein volles Menschenleben haben. Amen[1])."

Und gut!

I. Gut in Vorsicht.

1. Ein Alkoholverbot für die sächsischen Eisenbahnbeamten[2]). Die Kgl. Generaldirektion der sächsischen Staatseisenbahn hat Bestimmungen gegen den Genuß alkoholischer Getränke erlassen. Die Verordnung weist zunächst darauf hin, daß der regelmäßige oder reichliche Genuß alkoholischer Getränke nach allgemeiner ärztlicher Überzeugung mit gesundheitlichen Schädigungen verbunden ist und auch schon geringere Mengen alkoholischer Getränke die körperliche und geistige Spannkraft sowie die Arbeitsfrische gefährdend herabsetzen, wie eine genaue Prüfung mancher Eisenbahnunfälle der letzten Zeit bestätigt hat. Die Generaldirektion erkennt an, daß das Verhalten des weitaus überwiegenden Teiles des Personals in der hier in Frage stehenden Richtung zu Bemängelungen keinen Anlaß bietet, doch mache die große Verantwortung für die Sicherheit des Betriebes ebenso wie die Sorge für das Wohl und die Gesundheit des Personals der Staatseisenbahnverwaltung die Einschärfung folgender Vorschriften zur Pflicht: 1. Sämtlichen Bediensteten der Staatsbahnverwaltung ohne Ausnahme ist das Mitbringen von Schnaps oder schnapsähnlichen Getränken zum Dienst und deren Genuß während des Dienstes verboten. 2. Während des Dienstes ist dem Betriebspersonal nur der Genuß von alkoholfreien Getränken, einfachem Bier und Warmbier gestattet. Als Dienst gelten für das Betriebspersonal auch die Zeiten der Dienstbereitschaft und die in die Dienstschichten fallenden Ruhepausen; auch ist der Genuß alkoholischer Getränke in den letzten Stunden vor Dienstantritt in demselben Umfange zu meiden wie während des Dienstes. 3. Auch von den übrigen, nicht zum Betriebspersonal gehörenden Bediensteten wird erwartet, daß sie während des Dienstes und in den letzten Stunden vor Dienstantritt außer einfachem Bier und Warmbier alkoholische Getränke überhaupt nicht oder nur zu den Mahlzeiten in geringer Menge genießen, damit die im Dienst erforderliche Aufmerksamkeit und Leistungsfähigkeit nicht beeinträchtigt wird. 4. Im übrigen wird angeordnet, daß Bedienstete, die im betrunkenen Zustande oder unter den Nachwirkungen eines vorherge-

---

[1]) Frenssen, Dorfpredigten.

[2]) Siehe Fußnote S. 182.

gangenen übermäßigen Alkoholgenusses den Dienst antreten wollen oder im Dienste betroffen werden, vom Dienste zu entfernen und zur Anzeige zu bringen sind. In Wiederholungsfällen kann ihnen Amtsentlassung angedroht werden. 5. Damit diese äußerste Maßnahme mit den schweren Folgen für die Bediensteten und ihre Angehörigen tunlichst vermieden werde, haben die Vorgesetzten die trunksuchtverdächtigen Bediensteten besonders zu überwachen, sie über die Folgen ihrer Neigung aufzuklären und ihnen den Anschluß an einen Enthaltsamkeitsverein anzuraten. Die Bediensteten, die dem reichlichen Alkoholgenuß zuneigen, haben sich vor Dienstantritt regelmäßig bei ihrem nächsten Vorgesetzten zu melden, und in Zweifelsfällen sind zur Feststellung der Betrunkenheit oder Trunksucht die Bahnärzte zu Rate zu ziehen. — Diese Verordnung, die dem gesamten Personal der Staatseisenbahnen zugängig gemacht worden ist, ist durch das Verantwortlichkeitsgefühl der Staatsbahnverwaltung gegenüber dem reisenden Publikum bedingt und dürfte auch im eigenen Interesse der Bahnbeamten liegen.

Inwiefern entsprechen diese Bestimmungen dem Grundgedanken des 5. Gebotes und dem Geiste des Christentums?

2. Zu der Vergiftungsangelegenheit, die sich in dem zum Rittergute Halbendorf bei Cunewalde gehörigen, einsam am Walde gelegenen Försterhäuschen abgespielt hat und der zwei Kinder zum Opfer gefallen sind, wird gemeldet: Die Sezierung der beiden Kindesleichen erfolgte in der Leichenhalle zu Crostan. Durch die Königliche Staatsanwaltschaft Bautzen wurde bereits am Dienstag vormittag an Ort und Stelle eine Untersuchung vorgenommen. Diese Untersuchung sowie die Öffnung der Leichen ergab, daß von einer Vergiftung der Familie durch einen Menschen oder durch verdorbene Speisen höchstwahrscheinlich nicht die Rede sein kann. Vermutlich handelt es sich um eine durch einen schadhaften Ofen entstandene Kohlenoxydgasvergiftung. Die von der Königlichen Staatsanwaltschaft bereits angeordnete Untersuchung des Blutes der beiden Leichen wird darüber Gewißheit verschaffen.

Durch welche Unvorsichtigkeit sind die armen Kinder ums Leben gekommen?

Wahrscheinlich hat der Ofen in der Wohnung nicht richtig gebrannt. Die Kinder haben die entstandenen giftigen Gase eingeatmet. So sind die armen Kinder gestorben.

Wahrscheinlich ist die Hilfe (in diesem Falle: Viel Milch trinken lassen, inzwischen Arzt holen, oder den Kranken

auf der Tragbahre ins Krankenhaus schaffen lassen) zu spät gekommen. Wo lernt man denn solche Rettung Verunglückter, Ertrunkener usw.?	Im Samariterkurs.
Schon der Name trägt christlichen Charakter.	Er erinnert an den barmherzigen Samariter.
Das Wort „Gas“ mahnt uns auch an manch andere Gefahr.	Vorsicht mit Licht (Explosion), kein Petroleum in den Ofen schütten, kein offenes Licht im Zimmer beim Handschuhwaschen mit Benzin!
Förster und Soldaten müssen manche Vorsicht üben.	Schon manches Gewehr ging los, das man ungeladen wähnte.
Kinder finden eine Patrone.	Größte Vorsicht! Nicht fallen lassen, nicht darauf schlagen, nicht auf den Ofen legen!

3. So still, so feierlich still ist's auf dem Friedhofe. Nur die Vögel schmettern in den blauen Himmel hinaus, als gäbe es keinen Tod und keine Tränen, und die Kinder jubeln und wissen in Spiel und Freude nichts von Kummer und Herzeleid.

Der Mutter dort in ihrem schwarzen Trauerkleid will's fast das Herz brechen. „Ach Gott, mein Gretchen könnte auch unter den spielenden Kindern sein. Warum mußte das Kind, das liebe Kind nur so früh sterben?“

Erklärung? „Verdorbene Milch? Das Dienstmädchen damals war so unzuverlässig.“

Unser Blick aber schweift über die lange Reihe der kleinen grünen Hügel. Wie manches der Kinder, die da den ewigen Schlaf schlummern, mag durch Unvorsichtigkeit seiner Wärterin in den Tod gekommen sein!

Wir aber nehmen uns vor:	Gut und gewissenhaft zu sein in aller Pflege und bei aller Aufsicht der Kinder.

4. Zwei Kinder balgen sich. Daneben schreibt ein anderes. Da ruft's auf einmal in die Klasse: „Vorsicht!“

„Dummes Zeug“ sagt da eine unmutige Stimme. „Was soll denn passieren? Da kann ja gar nichts geschehen.“

Doch!	Das schreibende Kind kann gestoßen werden, kann sich aufrichten und mit der Feder den einen ins Auge stoßen. Das Auge kann schwer verletzt werden, ja auslaufen.
Was empfiehlt sich, wenn, was Gott verhüten möge, ein solches Un-	

glück, (die Feder trifft das Auge,) geschehen sollte?

Das Kind auf den Rücken legen und den Arzt holen.

Manche sind da gleich mit Ratschlägen bei der Hand. Auch da Vorsicht!

Der Arzt hat es studiert. Er versteht's. Seinen Ratschlägen ist zu folgen.

5. Ein Junge kühlt sich sorgfältig ab, ehe er ins Flußbad steigt. Die andern lachen ihn aus: „Frostmampe! Muttersohn!"

Ist's recht?

Das Auslachen ist nicht recht. Jeder soll auf seinen Körper halten.

Also: Licht, Luft, Wasser, Bewegung, tief atmen, gut kauen, Abwechselung von Arbeit und Erholung, genug Bewegung!

6. Du fährst auf der Schlittschuhbahn rückwärts und rennst ein Mädchen um. Sie ruft dir erzürnt zu: „Paß doch auf, du dummer Esel!" Wie darfst du nicht handeln?

Nicht wieder schimpfen oder gar schlagen.

Sondern?

Ich habe mich zu entschuldigen: „Ich habe es nicht absichtlich getan, entschuldige!"

Was wird sie dann einsehen?

Daß sie im Unrecht ist mit ihrem Schimpfen.

Was mußt du aber auch einsehen?

Daß ich vorsichtiger sein muß mit meinem Fahren.

II. Gut durch Rücksicht.

1. Ein Kinderspielplatz neben einem Krankenhaus!

Das ist falsch. Die armen Kranken wollen Ruhe und haben ein Recht dazu.

Die Kinder wollen keine Ruhe, sondern sich tummeln und fröhlich sein und haben auch ein Recht dazu.

Also? Das Krankenhaus an eine stille Straße. Den Kinderspielplatz fernab davon, womöglich in den Wald.

Wie könnt ihr auch im Hause Rücksicht nehmen auf ruhebedürftige Leute?

Wenn Großvater Mittagsschlaf halten will, nicht lärmen.

Nicht Klavierspielen, wenn Mutter rechnet.

2. Die Jahre, in denen ihr steht, kurz vor der Konfirmation, das sind schwierige Jahre[1]). Da verändert sich eure Stimme und

[1]) Pfeifer, Ethik.

auch euer Wesen. Und manche schlimme Eigenschaft will sich Luft machen.

Da fährt ein Wort heraus, rauher und roher, als ihr gewollt. Wie leicht könnt ihr da eure Familie bloßstellen, eure Eltern ärgern und andre Leute verletzen!

Ihr meint es ja gar nicht so!

Wenn ihr recht gut und rücksichtsvoll sein wolltet in dieser Zeit!

Also zusammen nehmen! Herr sein über sich aus zarter Rücksicht gegen andre!

II.

Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.

I. Notwehr.

1. Von einem Baume gedeckt, steht der Förster in tiefer Nacht und späht hinein in das schweigende Dunkel des Waldes, die Büchse schußbereit; denn seine Pflicht ist, dem Wilderer aufzulauern, der dem staatlichen Wildbestand nun schon seit Wochen so schweren Schaden zugefügt hat. Da tritt drüben auf die Waldwiese ein stattlicher Hirsch. Leise knackt es neben dem Förster. Der Wilderer! Sie erblicken einander, und der Wilddieb legt blitzschnell auf den Förster an. Einen Augenblick besinnt sich der Förster, dann zielt er nach des Wilderers Knie. Schwer getroffen sinkt der ins grüne Gras, sein Schuß kracht in die Äste der alten Eiche, in wilden Sätzen entflieht der Hirsch.

2. Während der Förster sich über den Verwundeten beugt und ihm die Büchse abnimmt, fühlt er, wie ihm von fremder Hand seine Büchse von der Schulter gerissen wird und zwei starke Arme sich um ihn legen. Mit Riesenanstrengung reißt er sich los. Drei Spießgesellen des Wilderers sieht er sich gegenüber, die auf ihn eindringen. Ohne Besinnen reißt der Förster in dieser höchsten Not seinen Hirschfänger aus der Scheide und kämpft wie ein Löwe gegen die Übermacht der Feinde, die sein Leben bedrohen. Sie fassen ihn von hinten an der Gurgel, sie wollen ihn niederreißen. Mit seiner blanken Waffe haut er um sich und zerschlägt dem einen die Finger der rechten Hand, so daß die Pistole auf den Waldboden fällt und der Getroffene vor Wut und Schmerz laut aufheult. Dann sticht er dem, der ihn an der Gurgel gefaßt hält, das scharfe Messer mitten ins Herz. Um ihn pfeifen die Kugeln. Rasch springt er auf den dritten los. Durch einen Hieb über den Schädel macht er ihn kampfunfähig. Ein Toter und zwei Verwundete liegen am Boden. Einer aber flieht winselnd, das Taschentuch um die rechte Hand gewunden, in das Dickicht des Waldes.

Inwiefern hat der Förster ohne allen Zweifel gegen den Wortlaut des 5. Gebotes und seiner Erklärung gehandelt?

Er hat einen Menschen getötet. Er hat drei verwundet, dem einen das Knie zerschmettert, dem andern die Finger der rechten Hand abge-

schlagen, dem dritten eine tiefe Kopfwunde beigebracht.

Und doch kann man es verstehen, daß sein Signalruf um Hilfe wie ein Jubelruf durch den Wald schallt.

Und daß er einen dankbaren Blick zum Himmel sendet.

Aber wir können's auch verstehen, daß er die Verwundeten im Försterhause sorglich bettet, sie pflegt und labt, bis der Arzt zur Stelle ist und sie abgeholt werden, und daß ein Zug der Rührung und des Mitleids in seinem Antlitze ist, als er sich über die Verwundeten beugt.

Aus großer Lebensgefahr, aus schwerer Todesnot hat ihn seine gute Waffe befreit.

Zu Gott, der ihm über unbarmherzige Feinde den Sieg gegeben hat.

Hat er doch ihrem Leibe schweren Schaden und ihrer Seele schweres Leid gebracht.

Ja, warum hat er's aber getan?

Er war angegriffen, er mußte sein Leben verteidigen.

Soll er schweren Schaden über sich, schweres Leid über seine Familie kommen lassen, bloß weil er die andern schonen will? Sanftmut ist hier nicht am Platze, sondern Mut, nicht schwächliche Milde, sondern kraftvolle Pflichterfüllung. So sagt euch euer Gefühl, und dies Gefühl leitet euch in diesem Falle richtig.

Auch das Gericht urteilt so, aber es sieht viel genauer zu, ob der Förster recht gehandelt hat. Wir wollen es an der Hand des Reichsstrafgesetzbuches prüfen.

§ 53. „Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung durch Notwehr geboten war."

„Notwehr ist diejenige Verteidigung, welche erforderlich ist, um einen gegenwärtigen rechtswidrigen Angriff von sich oder einem andern abzuwenden."

Die Erschießung des ersten Wilderers war nicht erforderlich.

Es genügte, daß der Förster ihn durch den Schuß ins Knie am weitern Kampfe hinderte und ihm die Waffe abnahm.

Darum besann sich der Förster einen Augenblick. Nämlich?

Er mag überlegt haben, wohin er die Kugel senden soll. In den Kopf? In die Brust? In den Leib?

Als er sich umfaßt fühlte, hat er ohne Besinnen den Hirschfänger gezogen und gebraucht, gebraucht zum Töten.

Er mußte sich gegen drei wehren. Er mußte auf jede Weise, auch durch Tötung, sich zu retten suchen.

Den andern ist er dann nicht ans Leben gegangen. Er hat, als sie

Er wollte nur seinen Zweck erfüllen, sein Leben zu schützen. So-

kampfunfähig waren, nicht etwa sinnlos auf sie eingehauen, auch nicht den Verwundeten den Todesstreich versetzt. — bald der erreicht war, hat er nichts mehr gegen die Feinde getan.

Aber wieviel Ruhe, Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart gehört dazu! Wie leicht kann er einen Streich tun mit seiner guten Waffe, den der ruhig im Gerichtssaale, fern von aller Gefahr überlegende Richter dann als nicht erforderlich erachtet! Wie leicht kann's kommen, daß der um sein Leben kämpfende Mann später wegen Überschreitung der Notwehr doch noch ins Gefängnis wandern muß!

Auch das hat der Gesetzgeber weislich bedacht. Er hat dem § 53 noch einen dritten Abschnitt hinzugefügt, der lautet:

„Die Überschreitung der Notwehr ist nicht strafbar, wenn der Täter in Bestürzung, Furcht oder Schrecken über die Grenzen der Verteidigung hinausgegangen ist."

Wie stimmt aber der ganze Paragraph des R.Str.G.B. zu dem Gebote: „Du sollst nicht töten?"

Er stimmt so dazu: Das Wort gilt in erster Linie den Verbrechern. Wehrt sich der Förster nicht, so ermöglicht er die Ausführung des Verbrechens, das Töten. Er soll es aber verhindern, indem er sich wehrt.

Und wie zur Idee des Christentums, der Nächstenliebe?

Sehr gut. Denn es ist keine Nächstenliebe, Verbrechern ihr dunkles Handwerk zu erleichtern. Dann würden ja die Bösen die Oberhand gewinnen, und statt eines Reiches Gottes würde ein Reich der Bösen, ein Reich des Teufels auf Erden errichtet.

Daß aber in dem edlen Mann die Idee der Nächstenliebe nicht erloschen war, das hören wir ja auch aus der Geschichte.

Er bettet die Verwundeten sorglich im Försterhause, pflegt und labt sie, bis der Arzt zur Stelle ist, und ein Zug des Mitleids ist in seinem Gesichte, als er sich über die Verwundeten beugt.

Und wir können's verstehen, wenn er mitgeht zum Begräbnisse des Wilderers, den er erstochen hat, und wir können auch seine Gedanken erraten.

„Ich hab's getan. Eine schwere, furchtbare Tat: einem Menschen das Leben nehmen! Aber es mußte sein. Gott möge der Seele des armen Sünders gnädig sein!"

II. Todesstrafe[1]).

Der König sitzt an seinem Schreibtisch und arbeitet. Da wird der Minister für das Recht, der Justizminister, den er zum Vortrag befohlen hat, gemeldet.

---

1) Um die Notwendigkeit der Todesstrafe begreifen zu können, müssen die Kinder einen anschaulichen Fall kennen lernen, der nüchtern, sachlich, schmucklos

In langer, einstündiger Rede berichtet er dem Könige von einer grausigen Tat, einem Morde, wegen dessen der Mörder vom Schwurgericht Chemnitz zum Tode verurteilt worden ist. Nun handelt es sich um die Frage, ob der König das Todesurteil unterschreiben oder von seinem Rechte, den Mörder zu einer Zuchthausstrafe zu begnadigen, Gebrauch machen will.

Zuerst berichtet der Minister

1. Über das Vorleben des Angeklagten.

Vor 29 Jahren war er in Leisnig geboren worden. Seine Mutter war ihm im dritten Lebensjahre gestorben. Seine Erziehung war eine sehr mangelhafte gewesen. 8 Jahre alt, war er in eine staatliche Bezirks-Erziehungsanstalt bei Döbeln gekommen. Nach seiner Konfirmation hat er in zahlreichen Stellen als Gänsehirt, landwirtschaftlicher Handarbeiter, als Kleinknecht gearbeitet, nirgends aber ausgehalten, sondern seinen Dienst immer heimlich verlassen.

Mit 15 Jahren war er in die weite Welt gegangen. In Wiesbaden war er wegen Bettelns und Obdachlosigkeit mit 10 Tagen Haft bestraft und auf dem Schub nach seinem Geburtsorte Leisnig gebracht worden. Hier hatte man es besonders gut mit ihm gemeint. Zwar hatte man ihn vorerst im Armenhause untergebracht, zu Ostern aber bei einem Schmiedemeister in die Lehre gegeben. 2 Jahre hatte er ausgehalten, dann aber war er vor Ablauf seiner Lehrzeit wieder heimlich davongelaufen.

Nirgends hatte er dann ausgehalten, weder als Fabrikarbeiter noch als Knecht. 18 Jahre alt, war er in Massanei bei Waldheim bei einem Gutspächter L. als Knecht in Dienst getreten und war oft an dem Gute des Gutsbesitzers Müller vorübergekommen, hatte ihn auch gesehen, und Müller hatte ihm den Eindruck eines reichen Mannes gemacht.

Über die Wirtschafterin bei Müller hat er sich einmal geärgert.

Seinen Dienst bei Gutspächter L. hatte er verlassen, angeblich wegen schlechter Behandlung und schlechter Kost. Weil ihm der Lohn verweigert worden war, hatte er aus Rache 140 junge Kürbispflanzen aus dem Felde gerissen, daß sie verdorrten und dem Gutspächter L. ein Schaden von 50 Mk. entstand.

2 Monate war er deshalb ins Gefängnis gekommen. Wegen Bettelns hatte er später 3 Tage Haft bekommen müssen, wegen Diebstahls 2 Monate, dann noch 3 Monate, darauf wegen Betrugs und einfachen und schweren Diebstahls 2 Jahre 6 Monate.

In der Strafanstalt Hohneck hatte er eingestanden, früher während seiner Lehrzeit beim Schmiede versucht zu haben, den Gutshof Klosterbuch durch Anzünden von Stroh unter einer Holztreppe niederzubrennen, 2 Tage

---

dargestellt ist. Die Darstellung der äußern Vorgänge und Verhältnisse muß ausführlich genug sein, daß die Kinder die bittere Notwendigkeit so harter Strafe einsehen. Dichterische Ausmalung innerer Zustände ist hierbei *nicht* am Platze. Es darf weder Mitleid mit dem Verbrecher, noch soll Abscheu vor ihm geweckt werden, weder verzeihende Milde noch vergeltendes Rachegefühl.

später einen Futterschuppen mit Stroh und Futtervorräten, sowie einen Geräteschuppen mit landwirtschaftlichen Maschinen durch vorsätzliche Brandstiftung vernichtet zu haben. 2780 Mk. Gesamtbrandschaden war dadurch entstanden. Der Beweggrund war Rache gewesen, weil er gedacht hatte, er müsse in Klosterbuch umsonst arbeiten. Den Lohn hatte aber sein Lehrmeister ausgezahlt erhalten, der Kleidungsstücke und anderes für ihn, seinen Lehrling, davon angeschafft hatte. Zu dem Sträfling, dem er diese Untaten erzählt hatte, hatte er geäußert: „Wenn einmal etwas herauskommt und ich etwa nach einem Gericht transportiert werde, da kann etwas passieren, wenn mir der Transporteur nicht gewachsen ist." Wegen dieser vorsätzlichen Brandstiftungen, sowie wegen zweier Diebstähle hatte er eine Zusatzstrafe von 1 Jahr 2 Monaten erhalten.

2. Über die Mordtat des Angeklagten.

In der Einzelhaft, (in die er zur Strafe wegen ungebührlichen Benehmens in der Gefangenenanstalt gekommen war), hatte der 25-jährige nun den Plan gefaßt, den Gutsbesitzer Müller, den er für einen reichen Mann gehalten und in dessen Hause er größere Barsummen vermutet hatte, der ihm aber in seinem Leben nie etwas zuleide getan, zu ermorden und zu berauben. Bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse — er war nun 27 Jahre alt — war die Tat beschlossene Sache gewesen. An der Wirtschafterin, über die er sich einmal geärgert, wollte er sich durch einen Mord rächen.

Am Montag ist er am Müllerschen Gute vorübergegangen, in dem er früher einmal 8 Tage zur Aushilfe in Dienst war. Da hat ihn eine Frau gefragt: „Nun, Sie wollen wohl wieder bei Müllers in Arbeit gehen?" Auf diese Frage hat er geantwortet: „Bei die Bande komme ich nicht wieder hin, hier möchte ich einmal meine Wut auslassen." Auf die Erwiderung der Frau: „Hier gibt es keine Wut auszulassen", hat er drohend die Faust nach dem Müllerschen Gute ausgestreckt und gesagt: „Es wird schon einmal passen."

Am Dienstag Abend ist er um das Müllersche Gut herumgeschlichen. Den ganzen Mittwoch, den 10. Juni 1903, hat er sich wieder in Waldheim aufgehalten und in verschiedenen Wirtschaften sein Geld vertan bis auf wenige Pfennige und sich bei Massanei einige Stunden in den Wald gelegt. Um Mitternacht ist er ans Müllersche Gut gegangen. Da er die Wohnstube noch erleuchtet fand und durchs Fenster den Gutsbesitzer Müller lesend auf dem Sofa sitzen sah, hat er sich versteckt und, als alles zur Ruhe war, von einem Beete frische Erde genommen und mit ihr eine Scheibe eingedrückt und dann das Fenster aufgeriegelt.

Aus der Küche hat er sich eine Lampe geholt und angezündet, vom Türpfosten der Wohnstube hat er Müllers Taschenuhr genommen, dann hat er seine Stiefel ausgezogen. Aus einem offenen Schuppen in der Scheune hinterm Hof hat er sich ein Beil geholt und von einem Regale ein Küchenmesser genommen. Dann ist er die Holztreppe hinauf ins Ober-

geschoß gestiegen. Oben hat er gelauscht. Da alles schlief, hat er die Lampe auf einer Bank des Treppenaufganges zurückgelassen und hat die Tür leise aufgeklinkt.

Beim hellen Mondschein hat er den Gutsbesitzer Müller und einen zwölfjährigen Knaben in ihren Betten friedlich liegen sehen. Beim Anblick der ahnungslos Schlummernden ist er doch zurückgeschaudert. Er ist noch einmal auf den Gang hinaus. Aber dann ist er hinein und hat seine entsetzliche Tat vollbracht. Mit wuchtigen Beilhieben auf den Kopf und mit einem Messerstich in den Hals hat er den ruhig daliegenden Mann getötet. Der zwölfjährige Knabe hat sich im Schlafe mit dem Kopf etwas emporgerichtet, hat sich aber gleich darauf wieder niedergelegt. Der Mörder hatte das Messer auf den zwischen beiden Betten stehenden Tisch geworfen und das Beil in Bereitschaft gehalten. Er hat später zugegeben, er würde damit unbedenklich auch den Knaben erschlagen haben, wenn der erwacht wäre.

Nun hat er die Tür geöffnet und auch die Frau Wirtschafterin, die sich im Bette aufgerichtet und: „Wer ist da?" gerufen hatte, kaltblütig erschlagen. In dieser Kammer schlief noch ein elfjähriger Knabe. Auch ihn würde er, wie er unumwunden zugestand, erschlagen haben, wenn er sich gerührt hätte.

Nun hat er die Kästen einer Kommode, einen Schrank und eine Lade durchsucht und eine Hose Müllers, und im ganzen 22 M., eine leere Brieftasche, eine Damenuhr und zwei wertlose Broschen erbeutet.

Und — zwei Menschenleben vernichtet! — —

3. Über des Angeklagten Verhalten nach der Tat.

In derselben Nacht ist er über Waldheim nach Döbeln gelaufen und von dort nach Meißen, später nach Dresden gefahren und hat sich da zwei Tage umhergetrieben, meist in einer Wirtschaft am Elbhafen. Nach Meißen zurückgekehrt, wurde er am Sonnabend der Mordwoche — Mittwoch früh war die entsetzliche Tat verübt worden — von der Straße weg durch zwei Beamte der städtischen Polizei verhaftet.

Die Geschworenen haben in der Schwurgerichtsverhandlung in Chemnitz am 8. Juli (noch nicht 1 Monat nach der Tat — sie war am 11. Juni früh begangen) die beiden Schuldfragen bejaht und erklärt, daß er die Tat

vorsätzlich
und mit Überlegung ausgeführt hat[1]).

Er ist dann wegen jeder der beiden Mordtaten zum Tode und zum Verlust bürgerlicher Ehrenrechte verurteilt worden.

Der Mörder hat sich bei der Urteilsverkündung und danach gleichgültig und abgestumpft und ohne Reue gezeigt. Selbst der geistliche Zuspruch ist ohne jeden Eindruck auf sein verstocktes Gemüt geblieben. Er hat gesagt: „Nach dem Tode ist ja alles aus."

---

[1]) § 211. „Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft."

Welch ein furchtbares Bild menschlicher Verworfenheit![1])

Der König ist allein. Er blättert in den Akten. Vor ihm liegt die Feder. Welch ein ernstes Amt! Mit einem Federzuge soll er entscheiden über ein Menschenleben!

Er steht von seinem Stuhle auf und geht ruhelos im Zimmer umher. Er überdenkt das Ganze. Gibt es Milderungsgründe? Mit 3 Jahren verlor der Knabe die Mutter. Dann hatte er eine schlechte Erziehung. Aber wieviele Mal hat man versucht, ihn auf den rechten Weg zu bringen! Jede Strafe war eine ernste Mahnung, jeder Tag im Gefängnis eine Frist, nachzudenken und umzukehren. Jede Guttat eine noch eindringlichere. So in der Lehrzeit.

Das Recht der Begnadigung ist das schönste Vorrecht der Krone. Soll auch hier des Königs landesväterliches Herz in Milde überfließen? Aber was soll dann aus der Ordnung im Staate werden? Soll jeder, dessen Mutter im frühen Lebensalter stirbt, das Recht haben, zu betteln, zu betrügen, zu stehlen, Brand zu stiften, zu ermorden?

Sollen die Guten und Rechtschaffnen im Staate einen Menschen, der so handelt, auf Staatskosten erhalten, ernähren und so für ihn arbeiten?

Sinnend steht der König am Fenster. Endlich ist er mit seinem Gewissen im Reinen. Mit festem Schritt tritt er an den Schreibtisch, und mit fester Hand ergreift er die Feder und unterschreibt das Todesurteil.

Am Morgen des 6. August (noch nicht 2 Monate nach der Tat) ward der Mörder, der sich auch jetzt noch gleichgültig und gefühllos benahm, im Hofraum des Königl. Landgerichts Chemnitz hingerichtet.

Der Scharfrichter hat doch wohl ohne Zweifel das 5. Gebot übertreten.	Er hat einen Menschen getötet.
Aber?	Er hat es in ernster Pflichterfüllung im Auftrage des Staates unter Schutz der Staatsgesetze getan.
Wer hat das Urteil gesprochen?	Die Geschworenen.
Aber?	Auch sie mußten das Urteil nach den Gesetzen sprechen.
Wer nur hätte es mildern können?	Der König.
Manche Herrscher scheuen sich, ein Todesurteil zu unterzeichnen. Warum müssen wir unserm Könige dankbar sein?	Er handelt nach ernstem Überlegen zum Wohle des Volkes und zu seinem Schutze, zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Staate, auch zur Abschreckung für alle Bösewichter.
Er handelt auch im Sinne der Bibel. 1. Mos. 9, 6.	Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll auch durch Menschen vergossen werden.

---

[1]) Quelle: Pitaval der Gegenwart. Almanach interessanter Straffälle. (Justizrat Schwarze, Chemnitz: Doppelter Raubmord. Bd. V. S. 136.) Mohr, Tübingen 1909.

Keiner soll vergessen, was der Apostel Paulus von der Obrigkeit sagt. **Röm. 13, 1—4.**	Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat . . .

III. Krieg[1]).

1.

Furchtbare Opfer an Menschenleben fordert der Krieg. 1870/71 sind über 28000 Mann durch Schwert und Geschoß der feindlichen Franzosen gefallen und an Verwundungen gestorben. Außerdem sind damals über 88000 deutsche Männer verwundet worden[2]). Berge von Leichen, Scharen von Krüppeln! Wie furchtbar ist der Krieg! Die Blüte des deutschen Volkes lag draußen auf Frankreichs Fluren bleich und tot. Wieviel Elend ward dadurch geschaffen, wieviel stilles Familienglück zerstört!

Und die Verluste der Franzosen an Menschenleben sind damals — sie sind amtlich nie bekannt gegeben worden — noch viel größer gewesen[3]).

Und nun wieder 1914!

1. Das deutsche Unterseeboot U 9 hat drei englische Panzerkreuzer zum Sinken gebracht. 1800 englische Seeleute sind dabei in den Wellen versunken.

2. Die Franzosen hatten in dem gewaltigen Ringen im Norden und Osten nach Berichten spanischer Zeitungen bis Ende September 150000 Mann an Toten zu beklagen.

3. In den Schlachten bei Tannenberg und in den masurischen Seen sind nach Meldungen deutscher Blätter 200000 Russen umgekommen.

Tötung, absichtliche Tötung von Menschenmassen durch deutsche Hand!

Und nun erinnern wir uns der ernsten Gedanken, die sich der Förster beim Begräbnis des Wilderers machte, den er hatte erschießen müssen, und an die schweren Überlegungen, die der König anstellt, ehe er ein Todesurteil unterschreibt, das e i n e m Menschen das Leben nimmt.

Und im Kriege handelt es sich um Tausende und Abertausende! Und heißt es nicht im 5. Gebote: „Du sollst nicht töten?“

---

[1]) Krieg ist Duell der Völker. In der höheren Schule kann die fesselnde Frage der Berechtigung des Zweikampfes hier vorher gewürdigt werden. Sonst gehört sie ins 8. Gebot: Verteidigung der Ehre. Siehe Kannegießer, Christliche Ethik, Leipzig bei Dürr S. 197.

[2]) Der deutsch-französische Krieg. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes. Berlin 1881. Mittler und Sohn. II, 3, S. 875* (Anlage Nr. 201).

[3]) Lagneau rechnet einen Gesamtverlust der französischen Armee von 139000 Toten und 143000 Verwundeten. Steinmetz, Die Philosophie des Krieges. Leipzig, Barths Verlag 1907. S. 49.

2.

1. Es war eine finstere Septembernacht. Auf dem Wasgenwalde stand ein deutscher Posten „so einsam auf der stillen Wacht". Da raschelte es im Dickicht. Da schoß es aus dem Dunkel, und eine Kugel durchlöcherte seinen Tschako.

Sollte er fliehen? Er suchte Deckung hinter einer dicken Eiche. Da sprang eine sehnige Gestalt aus dem Walde. Ein französischer Soldat. Er legte auf den deutschen Posten an. Der Deutsche aber sprang auf ihn zu und stach ihn mit dem Seitengewehr durchs Herz. Tot brach der Franzose zusammen.

Lange lauschte der Deutsche ins Dunkel. Alles war still. Nichts regte sich. Er atmete auf. Ein Gefühl der Erleichterung ging durch seine Seele.

„Gott sei Dank! Es ist keine Gefahr mehr. Es ist kein andrer Feind in der Nähe. Es war nur dieser eine. Und der ist tot."

Da beugte er sich nieder zu dem Toten. Er sah die sehnige, junge, schlanke Gestalt, er schaute dem Toten ins stille, jugendliche Gesicht. Er dachte an die Lebenshoffnungen, die er mit einem Stiche seiner Waffe vernichtet hat.

Wie hat er gelernt, gestrebt, gearbeitet sein Leben lang! Da wollte er einmal später etwas leisten und emporkommen als der Seinen Stolz und Freude. Nun ist's aus.

In der Brieftasche des Toten, des armen Franzosen, fand der Deutsche einen Brief, ein Bild. Da dachte er der Verwandten.

Daheim weint vielleicht eine Mutter, eine Schwester, eine Braut um ihn.

Und ich?

Ich habe ihn getötet.

Und doch!

Mußte ich nicht? Er oder ich. Ich mußte mich wehren. Ich mußte töten, um nicht getötet zu werden.

Aufblickte er zu den Sternen, die in stillem Glanze herniederschau'n vom Nachthimmel.

„Herr Gott im Himmel, du weißt es, wie es kam!"

Eine Woche später lag unser Deutscher im Schützengraben. Ein Hagel von Geschossen prasselte über ihn und seine Kameraden hin. „Schnellfeuer!" so tönte der Befehl, und alle schossen, daß die Gewehrläufe heiß wurden. Wieviele werden drüben fallen, Väter, Söhne, Brüder, wieviele!

Aber auch hier gibt es kein Einhalten. Warum nicht?

Sie oder wir.

Ein jeder deutsche Soldat muß sich **wehren.**

2. Es war im August. Aus dem Osten Deutschlands kam die Schreckenskunde: „Die Russen haben die deutsche Grenze überschritten. Ganze Dörfer sind verwüstet, Städte liegen in Trümmern, Schlösser sind verbrannt, alles ist geplündert, wehrlose Einwohner, selbst Frauen und Kinder sind niedergemacht."

Ein Hilfeschrei ist diese Nachricht an alle waffenfähigen deutschen Männer.

„Kommt schnell herbei, helft uns Wehrlosen in dieser furchtbaren Not! Vertreibt die Feinde aus dem geliebten Vaterlande!"

Aber wir Sachsen sind doch gar nicht geschädigt und auch nicht unmittelbar bedroht? Wir könnten doch ruhig zu Hause bleiben!

Wir haben die Pflicht, den Unsern zu helfen. Deutsche müssen für ihre deutschen Brüder und Schwestern einstehen in Not und Gefahr.

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Not uns trennen und Gefahr."

Auch würde es sich schlecht lohnen, wenn wir unsre Brüder treulos verlassen wollten.

Die Feinde würden weiter vordringen, immer weiter, und dann auch in unser Landgebiet und unsre Stadt kommen.

Freilich, wenn die Deutschen nun nach Ostpreußen kommen, gutwillig gehen die Russen nicht aus dem deutschen Lande.

Es kommt zum Kampfe, zum Blutvergießen, zur Tötung Tausender.

Aber es heißt doch: „Du sollst nicht töten". „Du sollst deinem Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch Leid tun."

Ja, wie sollen sie es denn machen, den bedrängten Volksgenossen zu helfen? Die Feinde schießen und stechen. Wir können nicht anders handeln. Hier müssen wir töten, um den Tod vieler zu hindern, das Leben vieler zu retten.

Die deutschen Soldaten müssen den wehrlosen Einwohnern bedrängter Landesteile

zu Hilfe kommen.

3. Es war Ende Juli. Da meldeten unsre Gesandten aus dem Auslande telegraphisch, daß an der russischen und französischen Grenze große Truppenmassen angesammelt wurden.

Im russischen Krasnoelager wurden die Truppenübungen abgebrochen, für Kiew und Odessa war die Mobilmachung befohlen, in Kowno der Kriegszustand erklärt worden.

Kurz vorher (in der zweiten Julihälfte) hatte der Präsident der französischen Republik mit dem russischen Zaren eine Zusammenkunft gehabt.

Unser Gesandter in Bern telegraphierte: „Erfahre zuverlässig, daß das französische XIV. Armeekorps die Manöver abbrach.“

Was sah die deutsche Regierung mit banger Sorge voraus?

Daß es zum Kriege kommen werde, weil Rußland und Frankreich gegen Deutschland sich bereit machten.

Was gebot die Vorsicht?

Auch so schnell als möglich Truppen einzuberufen, zusammenzuziehen, auszurüsten, an die Grenze zu schaffen.

Was mußten die deutschen Truppen sogar versuchen?

Über die Grenze zu schreiten, in Russisch-Polen (bei Kalisch) einzudringen und den Krieg in Feindesland zu tragen.

Freilich, auch da kommt's zu furchtbarem Blutvergießen. Warum?

Die Russen leisten natürlich Widerstand mit ihren verderbenbringenden Waffen.

Und (was müssen auch unsre Truppen tun)?

Und auch unsre Truppen müssen die Waffen gebrauchen gegen die russischen Soldaten und viele Menschenleben vernichten.

Aber (warum ist das unumgänglich nötig)?

Es bleibt ja kein andrer Weg, die bedrohten Grenzgebiete zu beschützen.

Die deutschen Soldaten müssen die Waffen gebrauchen, um die bedrohten Landesteile

zu schützen.

So urteilt ein unparteiischer Mann, ein norwegischer Gelehrter, darüber:

„Wenn ein Staat Truppenmassen an den Grenzen des Nachbarstaates ansammelt, so daß sie eine Bedrohung für den Nachbarstaat bedeuten, so sind diese Truppenansammlungen die Ursache zum Kriege. Die Schuld am Kriege trägt derjenige Staat, welcher diese Truppen an seine Grenzen gesandt hat. Dieser Staat ist der Angreifer, selbst wenn von dem bedrohten Staate die Kriegserklärung ausgeht. Der Vorsprung in der Mobilisierung der Truppen bedeutet in der Regel Übermacht. In der gleichen Weise, wie man im Privatleben berechtigt ist, sich gegen jemanden zu wehren, der einen Überfall vorbereitet, und nicht verpflichtet ist, zu warten, bis man das Messer ins Herz bekommt, hat man die Pflicht zur Verteidigung und ist nicht berechtigt zu warten. Dieser Grundsatz im Völkerrechte ist nicht von Staatsverträgen abhängig, ebensowenig wie es eine Rechtsordnung in der Welt gibt, die den Bürgern eines Staates verbieten könnte, sich gegen einen Überfall zu wehren. Dies war Deutschlands Stellung[1].“

[1] Dr. Harris Aal in einem Aufsatze „Krieg und Verantwortung“ in der norwegischen Zeitung Morgenbladet.

3.

Diese Worte legen auch uns einen Vergleich mit Verhältnissen des Privatlebens nahe.

1. Welchen Soldaten können wir mit dem Förster vergleichen, der sich in höchster Todesnot der Wilddiebe erwehrt?

Den einsamen Posten auf der Grenzwacht, der den jungen Franzosen niedersticht, um sich zu wehren.

2. Auf stadtferner, stiller Landstraße ertönen zwei gellende Hilfeschreie. Berittene Grenzaufseher eilen aus der Ferne hinzu. Sie erblicken Räuber, die ein Ehepaar überfallen haben und den Mann ausplündern, die Frau in den Wald schleppen wollen. Die Grenzaufseher schießen. Ein Räuber fällt, die andern werden verjagt. Mit welchen Soldaten können wir die Grenzaufseher vergleichen?

Mit den braven deutschen Soldaten, die nach Ostpreußen eilen, in das die Feinde eingefallen sind und wo sie Dörfer und Städte verwüstet, Einwohner mißhandelt und getötet haben. Denn wie die Grenzaufseher, so kommen auch diese Soldaten, den Bedrängten zu helfen.

3. Schutzleute erfahren, daß sich in einem Hause Menschen aufhalten, die für die nächste Zeit Einbrüche geplant haben. Sie umstellen das Haus, dringen ein und nehmen die Einbrecher gefangen. Im Handgemenge werden zwei der Einbrecher erstochen. Mit welchen Soldaten können wir diese Schutzleute vergleichen?

Mit unseren tapferen Soldaten, die über die Grenze eilen, noch ehe die Feinde ins deutsche Land eingedrungen sind, die ins fremde Land einmarschieren, den Feind dort angreifen, ihn besiegen und gefangennehmen wollen, damit sie unser Vaterland vor den Feinden, die in Deutschland einbrechen wollen, schützen.

Der Krieg ist die Notwehr des Staates[1]).

Verteidigung, Hilfe, Schutz führt zur Tötung von Menschen im Privatleben zur Friedenszeit wie im Völkerleben zur Kriegszeit. Aber es ist ein großer Unterschied. Denkt an die Art der Menschen, die da getötet werden!

Wilddiebe, Räuber, Einbrecher! Das sind alles Verbrecher. Wir sehen leichter ein, daß sie getötet werden dürfen; denn sie haben Strafe verdient, wenn auch vielleicht nicht so schlimme.

---

[1]) Das ist natürlich nur eine praktische, nur für die Schule berechnete Begriffsbestimmung. Vergleiche: Krieg ist ein Akt der Gewalt, den Gegner zur Erfüllung unsres Willens zu zwingen. (Clausewitz, Vom Kriege. Berlin, bei Dümmler. 5. Aufl. 1911.) Krieg ist die gewalttätige wechselseitige Befehdung entzweiter Völker oder feindlicher Parteien zerrissener Staaten (Tschirner, Über den Krieg. Leipzig, bei Ambrosius Barth 1815). S. auch S. 203 Fußvermerk!

Aber?

Aber die Menschen, die im Kriege den Tod erleiden müssen, sind Menschen wie wir.

Sie wollen friedlich ihren Acker bauen, die Arbeiter ihren Beruf ausfüllen, indem sie Meißel und Hammer und Hobel gebrauchen, die Kaufleute ihren Handel treiben, und alle wollen mit ihrer Familie leben und glücklich sein, ihre Kinder erziehen, sie etwas lernen lassen und sie glücklich machen.

Die Russen mögen im allgemeinen unkultivierter sein als die Deutschen, die Franzosen von krankhafter Überfeinerung der Kultur, aber im wesentlichen haben sie dasselbe Recht, anerkannt zu werden wie wir. Die meisten wollen ja gar nicht den Krieg. Was wollen auch sie, wie es geradeso die Deutschen wollten im Jahre 1914?

Wer aber hetzt sie in den Krieg?

Das sind die Zeitungen, die die Leute aufhetzen, die Politiker und die Volksredner.

Aber auf ihre Stimme brauchten die friedlichen Bürger doch nicht zu hören?

Viele hören auch nicht darauf. Wenn aber der Krieg erklärt ist, müssen sie in den Krieg.

Wer befiehlt es ihnen?

Der oberste Kriegsherr, bei uns: der Kaiser.

Und wer trägt die Verantwortung?

Das sind die Machthaber, die Minister, die Herrscher, die Regierung, vor allem das Oberhaupt des Staates, der Kaiser.

Der einzelne Soldat trägt also (und auch bei uns!) gar nicht die Verantwortung für das Blut, das er im Kriege vergießt. Sie ist ihm abgenommen durch göttliches Gebot: **Römer 13, 1.**

„Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“

Die Obrigkeit trägt die Verantwortung. Eine furchtbare Verantwortung vor der Geschichte und vor dem Gewissen, vor den Menschen und vor Gott!

4.

1. Wenn unser Kaiser über die Schlachtfelder reitet und die Reihen gefallener Männer sieht und die Berge von Leichen, da fühlt er von neuem die ganze Größe der Verantwortung. Er hat den Krieg nicht gewollt, nicht verursacht, nicht betrieben, nicht veranlaßt. Aber immer von neuem drängt sich ihm die Frage auf: „War es nötig? War der Krieg nicht zu vermeiden?“

Nun, unser Kaiser hat alles getan, was in seinen Kräften stand, unserm Volke den edlen Frieden zu erhalten, den er in ernster Re-

gierungsarbeit ein Vierteljahrhundert lang treu bewahrt hat. Am 28. Juli hat er an den russischen Zaren telegraphiert:

„. . . Eingedenk der herzlichen Freundschaft, die uns beide seit langer Zeit mit festem Band verbindet, setze ich meinen ganzen Einfluß ein, um Österreich-Ungarn dazu zu bestimmen, eine offene und befriedigende Verständigung mit Rußland anzustreben. Ich hoffe zuversichtlich, daß Du mich in meinen Bemühungen, alle Schwierigkeiten, die noch entstehen können, zu überwinden, unterstützen wirst . . ."

Denn auf Rußland kam es in diesem Zeitpunkte an. Am 28. Juni (also genau einen Monat vorher) war der österreichisch-ungarische Thronfolger und seine Gemahlin von einem Serben in Serajewo ermordet worden, der aufgehetzt war von Leuten, die ihre Hetzarbeit unter den Augen und unter dem Schutze der serbischen Regierung getan hatten und den Zerfall Österreichs herbeiführen wollten. Dadurch kam es an demselben 28. Juli, an dem unser Kaiser an den Zaren schrieb, zwischen Österreich-Ungarn und Serbien zum Kriege. Serbien war durch Rußland ermuntert. Unseres Kaisers Bestreben ging dahin, den Krieg auf Serbien und Österreich zu beschränken.

Der russische Zar antwortete am folgenden Tage, dem 29. Juli, unserm Kaiser: „. . . Ich sehe voraus, daß ich sehr bald dem Druck, der auf mich ausgeübt wird, nicht mehr werde widerstehen können und gezwungen sein werde, Maßregeln zu ergreifen, die zum Kriege führen werden. Um einem Unglück, wie es ein europäischer Krieg sein würde, vorzubeugen, bitte ich Dich im Namen unserer alten Freundschaft, alles Dir Mögliche zu tun, um Deinen Bundesgenossen davon abzuhalten, zu weit zu gehen."

Noch drei Telegramme richtete Kaiser Wilhelm II. an den Zaren Nikolaus (am 29., 30. und 31. Juli), warnte vor militärischen Maßnahmen Rußlands und fügte hinzu: „Die ganze Schwere der Entscheidung ruht jetzt auf Deinen Schultern; sie haben die Verantwortung für Krieg und Frieden zu tragen."

2. Außerdem ließ Kaiser Wilhelm durch die Gesandten im Auslande verhandeln mit den fremden Regierungen. Über Frankreichs Stellung gibt das Antworttelegramm des deutschen Botschafters in Paris Kunde: „Auf meine wiederholte bestimmte Frage, ob Frankreich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral bleibe, erklärte der Ministerpräsident mir, daß Frankreich das tun werde, was seine Interessen ihm geböten[1]."

---

[1] Kindertümlich ausgedrückt: „Ich will mal sehen, wozu ich Lust habe" Wozu Frankreich aber Lust hatte, das wußten wir.

Dem russischen Minister des Auswärtigen ward von Deutschland amtlich mitgeteilt, daß Österreich-Ungarn keinen Landgewinn in Serbien anstrebe. Er erging sich am 24. Juli gegenüber unserm Gesandten in maßlosen Anklagen gegen Österreich und war sehr erregt. Auf das bestimmteste erklärte er, Rußland könne unmöglich zulassen, daß die österreichisch-serbischen Differenzen zwischen den Beteiligten allein ausgetragen würden[1]).

Der russische Kriegsminister erklärte dem deutschen Militärattaché ehrenwörtlich, daß noch keine Mobilmachungsorder ergangen sei. Es würden lediglich Vorbereitungsmaßregeln getroffen, kein Pferd ausgehoben, kein Reservist eingezogen. So erklärte der russische Kriegsminister am 29. Juli.

Aber am 25., 26., 27. Juli waren die Truppenübungen im Krasnoelager abgebrochen, für Kiew und Odessa die Mobilmachung befohlen und in Kowno der Kriegszustand erklärt worden[2]).

Noch am 31. Juli dankte der Zar in einem herzlichen Schreiben unserm Kaiser für seine Vermittlung und sprach die Hoffnung aus, daß der Friede erhalten bleiben würde.

Und gleichzeitig — es ist kaum auszudenken — ward die Mobilisierung der gesamten russischen Armee und Flotte (also auch gegen Deutschland) befohlen!

3. Darauf ward in Deutschland — noch nicht mobil gemacht und noch nicht der Krieg erklärt, sondern — der drohende Kriegszustand erklärt (d. i. der Belagerungszustand, in dem sich Deutschland unter deutscher militärischer Gewalt befindet). In einem dringenden Telegramm teilte der Reichskanzler nach Petersburg mit, daß, falls nicht Rußland binnen zwölf Stunden alle Kriegsmaßnahmen gegen uns einstellt, die Mobilmachung befohlen würde. Die Mobilmachung aber bedeutet unvermeidlich Krieg. Das Telegramm schließt: „Größte Eile geboten".

Rußland gab darauf keine befriedigende Antwort. Darum ward in Petersburg am 31. Juli Mitternacht (russische Zeit) vom deutschen Gesandten folgende Erklärung abgegeben:

„Seine Majestät, der deutsche Kaiser, nimmt im Namen des Reiches die Herausforderung an und betrachtet sich als mit Rußland im Kriegszustand befindlich[3])."

---

[1]) Kindertümlich: „Ich werde mich hineinmengen und Serbien gegen Österreich helfen".

[2]) Siehe S. 205.

[3]) Purlitz, Deutscher Geschichtskalender. Der Europäische Krieg in akten-

Das war am 1. August 1914 nachmittags 5 Uhr nach deutscher Zeit. An allen deutschen Postanstalten wurde angeschlagen:

„Der Kaiser hat die Mobilmachung befohlen. Der erste Mobilmachungstag ist der 2. August."

Konnte Kaiser Wilhelm diesen Krieg vermeiden? Wir hören wieder die Stimme des unparteiischen Beurteilers, des norwegischen Gelehrten[1]):

„Während der Zar noch an Kaiser Wilhelm telegraphierte, Kaiser Wilhelm möge um Gottes Willen Blutvergießen verhindern, er, der Zar, wolle keinen Krieg, er wolle verhandeln, rückten die Truppen dieses Zaren schon in Ostpreußen ein. . . . Deutschland wartete mit der Mobilisierung vier bis fünf Stunden nach der Frist, die es an Rußland, wie auch an Frankreich gestellt hatte. Um die Aufrichtigkeit seines Friedenswillens zu zeigen, übernahm es das Risiko, den anderen den Vorsprung zu geben. Ostpreußen hat hierfür büßen müssen. Ich rufe bewaffneten Räubern zu, die dabei sind, in mein Haus einzubrechen, daß sie sich zurückziehen sollen, oder ich schieße. Braucht Deutschland irgendwelche Entschuldigungen für einen gültigen Instinkt, wie es die Notwehr ist, wenn es dabei in Formen handelte, die sowohl das Privatrecht, wie auch das Völkerrecht anerkannten? Das deutsche Volk hat in dieser Sache ein gutes Gewissen."

Die Wahrheit der Behauptung von der Friedensliebe Deutschlands zeigt uns ein geschichtlicher Rückblick.

Deutschland hat nie das Gebiet seiner Nachbarn oder seine Kolonien begehrt, es ist nie innerhalb oder außerhalb Europas zum Krieg geschritten, und das ist viel mehr, als von irgendeinem seiner Nachbarn und Gegner gesagt werden kann. Seit 1870:

England hat Ägypten erobert, Alexandria beschossen, zwei Burenrepubliken mit Gewalt genommen; es hat seinem Machtgebiet Südpersien gewaltsam und einen Teil Siams durch Einschüchterung hinzugefügt.

Frankreich hat Tunis erobert, es kämpft um Marokko, es führte Krieg in Madagaskar, versuchte den Sudan zu nehmen und eroberte Indochina auf blutige Art.

Rußland bekriegte die Türken 1878, die Japaner 1904, entriß China die Nordmandschurei und die ganze Mongolei, führte Krieg gegen Turkestan, steckte Nordpersien ein, bildete und förderte den Balkanbund und zeigte sich überall als die angriffslustigste europäische Macht.

mäßiger Darstellung. 1. Lieferung (Juli 1914) S. 41. Verlag von Felix Meiner, Leipzig.

[1]) Dr. Harris Aal im Morgenbladet. (Siehe S. 206!)

In dieser ganzen Zeit hat Deutschland sein Gebiet nur durch einige koloniale Besitzungen vermehrt, die ihm alle durch friedliche Vereinbarung und mit gemeinsamer Zustimmung der Großmächte abgetreten worden sind ... Deutschland hat sich als die friedlichste europäische Macht erwiesen, selbst Spanien und Italien nicht ausgenommen, und der Militarismus spielt im deutschen nationalen Leben eine weit kleinere Rolle als bei irgendeiner anderen Nation.

Wahrlich, das deutsche Volk hat in dieser Sache ein gutes Gewissen!

4. Das zeigte sich auch, als am 4. August (dem Gedenktage von Spichern und Weißenburg) der Kaiser im Weißen Saale des Berliner Schlosses in schmuckloser Felduniform die

Thronrede

hielt, an manchen Stellen seine Bewegung schwer meisternd[1]).

„In schicksalsschwerer Stunde habe ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um mich versammelt ... Mit schwerem Herzen habe ich meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat ... Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den uns Gott gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter ... In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und mit reiner Hand ergreifen wir das Schwert. An die Völker und Stämme des deutschen Reichs ergeht mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen, zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsre Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!"

Zahlreiche Beifallskundgebungen unterbrachen den kaiserlichen Redner wiederholt, und zum Schlusse donnerte ein Bravo durch den Weißen Saal, wie noch nie seit seiner Erbauung.

Eine Stunde später war im Reichstage die erste Sitzung. Vor überfülltem Hause entwickelt der Reichskanzler die Bemühungen der Regierung zur Aufrechterhaltung des Friedens klar und wahr. Er gibt die Tatsachen nackt wieder, die Rußlands Treulosigkeit er-

---

[1]) Wenn irgend möglich, soll die herrliche Rede den Kindern wörtlich geboten werden. „Die Wahrheit über den Krieg". Bei Mittler & Sohn. Berlin. 25 Pf. S. 5—7

kennen lassen und rechtfertigt den uns aufgezwungenen Verteidigungskrieg[1].

Der Kanzler spricht mit steigender Wucht, am Schlusse ruft er in den Saal: „Jetzt hat die große Stunde der Prüfung für unser Volk geschlagen. Aber mit heller Zuversicht sehen wir ihr entgegen. Unsre Armee steht im Felde, unsre Flotte ist kampfbereit — hinter ihr das ganze deutsche Volk! — Das ganze deutsche Volk bis auf den letzten Mann!"

Da duldet es die Abgeordneten nicht mehr auf den Sitzen; sie springen auf und klatschen in die Hände, auch die Sozialdemokraten erheben sich, erst einige, dann werden alle mit emporgerissen: Bundesrat, Reichstag, Presse, Diplomatie, Tribünen, sie alle klatschten ob dieser eisernen Geschlossenheit.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los."

16 Kriegsvorlagen werden angenommen in Sturmeseile, ohne Debatte[2]) und

einstimmig.

5. Diese Begeisterung verbreitete sich über das ganze deutsche Volk, und sie schlug in hellen Zornesflammen auf, als es klar und immer klarer ward, daß England der Urheber dieses Krieges ist, England, mit dem wir so eng verbunden schienen durch feste verwandtschaftliche Bande, England, das uns die letzten Jahre in amtlichen Kundgebungen so oft versichert hat, es wünsche gute Beziehungen zu Deutschland und würde niemals die Hand bieten zur Unterstützung eines französisch-russischen Angriffs auf Deutschland. Und doch hatte dieses selbe England diesen furchtbaren Krieg gewollt und lange Jahre hindurch heimlich vorbereitet, weil Deutschlands Emporblühen in Handel und Industrie und Deutschlands Kolonialmacht und Flotte Englands Neid, seine Mißgunst, seinen Haß erregt hatte[3]).

---

[1]) Auch diese gewaltige Rede ist am besten im Wortlaut zu bieten. Ebenda S. 8—14.

[2]) Der Sozialdemokrat Haase gab im Namen seiner Partei eine zustimmende Erklärung ab.

[3]) Auf die Frage der Verletzung der belgischen „Neutralität" würde an dieser Stelle einzugehen sein. Zu beachten ist dabei das Eingeständnis der „Times" vom 14. Oktober: „Die (von den Deutschen in Antwerpen aufgefundenen und in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten) Dokumente bekräftigen die der deutschen Regierung längst vor dem Kriege wohlbekannte Tatsache, daß die Belgier ein Einvernehmen mit den Mächten des Dreiverbandes (Frankreich, Rußland, England) geschlossen hatten." Ein bedeutsames Eingeständnis.

Zu berücksichtigen ist auch das Urteil des Mitglieds des englischen Unterhauses, Ponsonby, in der englischen Zeitschrift »The Nation«, besonders Frage 4. „Hätten wir (Engländer) Frankreich den Krieg erklärt, wenn Frankreich es notwendig ge-

Als England am 4. August uns den Krieg erklärte, da erließ der Kaiser seinen

Aufruf an das deutsche Volk.

„Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre mein und meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsre kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unsrer Arbeit.

Alle offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West und von jenseits der See haben wir ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zum tückischen Überfall rüsten, man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsre Macht und Ehre verloren ist.

So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf! Zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande.

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsre Väter sich neu gründeten. Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens.

Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war![1]"

Berlin, den 6. August. Wilhelm[2]).

6. Da gab's kein Halten mehr. Von der Maas bis an die Memel, von den Felsenstirnen der Alpen bis zu den Wellen der Nord- und Ostsee brauste das deutsche Volk auf.

Diesem brausenden Sturme, der durch die deutschen Seelen tobte,

---

funden hätte, aus Rücksicht auf seine Sicherheit ein französisches Heer über die belgische Grenze zu schicken?" — „Nein." (Münchner Neueste Nachrichten Nr. 482.)

[1]) Krieg und Sieg. Die Ereignisse des Weltkrieges 1914. Nach amtlichen Berichten des Wolffschen Telegraphen-Bureaus. Verlag Basch, Berlin-Wilmersdorf, S. 11.

[2]) Der gleiche fromme Sinn spricht auch aus der Drahtnachricht des Kaisers vom 10. Oktober an die Großherzogin Luise von Baden in Karlsruhe: „Antwerpen heute nachmittag ohne Kampf besetzt. Gott sei für diesen herrlichen Sieg in tiefer Demut gedankt. Ihm sei die Ehre! Wilhelm II."

gab der deutsche Dichter Cäsar Flaischlen in folgenden Worten Ausdruck:

Sie wollen's nicht anders ... der Haß ist zu groß ...
drum also los!
und Stoß auf Stoß!
und stehn wir einer gegen zehn,
wir stehn!

Und am 7. August, dem Tage von Lüttich, in seinem Gedichte

Deutscher Weltkrieg:

Sie haben seit Jahren uns umstellt
An allen Ecken und Kanten,
Verträge und Klauseln ausgeheckt
Und einander Schmiere gestanden.

Feig, wie sie sind, vermeinten sie,
Uns heimlich niederzuknebeln
Und bei der ersten Gelegenheit
Einfach zusammenzusäbeln.

Nicht einer hatte den traurigen Mut,
Zu beginnen kühn und verwegen,
Sie kauften sich einen kleinen Mann,
Die Fackel ans Haus zu legen.

Nun brennt's und brennt wie Heu und Stroh,
Wie ölgetränkte Besen,
Flammauf und fackellichterloh.
Und nun ... sind wir es gewesen!

Nun geht ein Kesseltreiben los,
Rundum, uns festzuzäunen,
Hie Russ', hie Brite, hie Franzos ...
Und alles gegen einen!

Schrei auf, mein Herz! schrei's himmelwärts,
Schrei's mit so grimmigem Lachen,
Daß, wie als wär' es jüngster Tag,
Die Toten im Grabe erwachen!

Dann aber, Michel, greif zum Schwert,
So lang' in Frieden gehütet,
In endlosem Kampf um Freiheit und Recht
Aus Blut und Eisen genietet ...

Und hau nach hinten, und hau nach vorn,
Hau zu, wie nur zu hauen,
Wohin es trifft, ein jeder Hieb
Sei Grausen und sei Grauen!

Hau drauf und drein, durch Eisen und Stein,
Mit Kolben und Kanonen,
Wir wissen ja endlich, woran wir sind,
Und brauchen niemand zu schonen!

Und geht die ganze Welt kaputt
In Blut- und Flammenwehen,
Und wird es wirklich jüngster Tag —
Wir bleiben und wir stehen!

Wir bleiben, Michel, und wir stehn,
Vor Gottes Thron zu laden,
Die ehrlos ihn und seine Welt
An elende Habsucht verraten!

* * *

Das Bild Jesu.

Angesichts dieser gewaltigen, furchtbaren Erregung unsres deutschen Volkes steigt das erhabene Bild eines milden Mannes mahnend vor uns auf.

Und wir hören seine sanfte, freundliche Stimme und seine schöne, edelmütige Forderung **Matthäus 5, 39, 40.**

Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel. Sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar.

Und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem biete auch den Mantel.

Was würde das in bezug auf Frankreichs Hoffnungen und Forderungen bedeuten?

„Ihr wollt Elsaß-Lothringen, so nehmt auch die Pfalz und die Rheinprovinz!“

Und in Hinsicht auf Rußlands Verwüstungen Ostpreußens?

„Ihr schlagt Ostpreußen so schwere Wunden, verbrennt Dörfer, verwüstet Städte und mißhandelt und tötet Männer und Frauen und Kinder, also geben wir euch auch Westpreußen preis.“

Warum ist ein solches Handeln ganz undenkbar?

Wir können doch unmöglich unsre Brüder unsren Feinden preisgeben! Die Feinde würden sich aber auch damit gar nicht zufrieden geben, sie würden weiter vordringen. „Nach Berlin!“ „Nach Wien!“ so schallt ihr Kriegsruf.

Aber vielleicht würde die Zahlung einer großen Geldsumme die Feinde befriedigen? (Ein paar Milliarden?)

Ganz gewiß nicht. Sie wollen mehr, sie wollen Deutschlands Handel und Industrie, seine Flotte und seine Macht vernichten.

Vielleicht aber würde eine flehentliche Bitte, demütig und herzlich und rührend vorgetragen, sie zur Milde stimmen?

Nein. Sie würden ein solches Handeln als Feigheit und Schwäche auslegen.

Denn als die ersten (erlogenen) Nachrichten von Siegen unsrer Feinde durch die englischen Kabel blitzten und die Welt erfüllten, da überschrieb eine englische Zeitung ihren Leitaufsatz mit den Worten: „Der deutsche Hund schon auf den Knieen.“ Also?

Es gibt keine Versöhnung mit den Feinden. Hier muß die Gewalt der Waffen entscheiden. Anders handeln wäre Feigheit.

Es wäre auch noch etwas anderes. Weinend kommt ein Knabe nach Hause und erzählt: „Ein Gassenjunge rief mich an und verlangte, ich sollte

ihm meine Uhr und mein Geldtäschchen geben. Da hab' ich's ihm gegeben." Was werden die Eltern sagen?

„Du dummer Junge, warum hast du dich nicht gewehrt?"

Es wäre also auch Dummheit gewesen.

„Eh' ihr zum Schwerte greift, bedenkt es wohl!"

so mahnt unser Schiller. Und dringend fordert er, daß jeder sich überlegen solle:

„Sind alle sanften Mittel auch versucht?"

Nun, es gab noch einen Weg: Deutschland hätte Österreich im Stich lassen können in seinem Kampfe gegen Rußland.

Nein, das wäre treulos gehandelt.

„Und lass' ich auch mein Leben,
Die Treue lass' ich nicht."

Das ist deutsches Wesen.

Aber Jesu Wort vom Backenstreich und vom Mantel! Jesu Wort! Er ist unser Vorbild. Seine Gesinnung soll die unsre sein. Nach seinen Worten sollen wir handeln. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen."

Jesu Worte vom ruhigen Erdulden des Unrechts haben ja, wie wir früher sahen, einen ganz andren Sinn[1]). Wenn es möglich ist, den Gegner zu bessern, dann sollen wir dem Übel nicht widerstreben und sollen ihn statt durch rohen Kampf durch Edelmut überwinden.

Was müssen wir da ernstlich prüfen?

Welche Gesinnung unsre Gegner erfüllt.

5.

1. **Rußland.** Der Vertreter eines italienischen Blattes[2]) fragte den Vetter des russischen Zaren: „Ist es wahr, daß während der Wintermonate ein Waffenstillstand abgeschlossen werden soll?" Darauf antwortete der Vetter des russischen Zaren:

„Diese Gerüchte sind vollständig absurd; denn **der Zar hat einen Eid geleistet, Deutschland und Österreich absolut zu Boden zu schmettern.**"

2. **Frankreich.** Es gibt eine Vereinigung von Landtagsabgeordneten der ganzen Welt (die interparlamentarische Union), die seit Jahren den einzigen Zweck verfolgt, der Welt zu predigen, daß kein Krieg mehr sein soll, sondern ewiger Friede. Der Präsident dieser Vereinigung ist ein Franzose[3]). Er ist Franzose. Aber nicht der

---

1) S. 165 f. 2) „Stampa" heißt die Zeitung. 3) Estournelles de Constant.

französische Kriegsminister, sondern ein Apostel des Friedens. Dieser schreibt[1]):

„. . . Sämtliche zivilisierten Völker werden sich vereinigen, bereit, alles zu opfern, um Deutschland zu überwinden, das von einem Friedensschluß nichts zu erhoffen hat . . . Es bleibt nichts anderes für Deutschland übrig, als unter dem Fluche der ganzen Welt vom Erdboden zu verschwinden.“

3. England. Hat unser Kaiser nicht recht, wenn er sagt, Deutschland kämpft um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens? Und worum kämpft England? England, das die Japaner aufgehetzt hat, die gelbe Rasse, den weißen deutschen Brüdern in räuberischer Gemeinheit Kiautschou zu nehmen[2])?

Das geht deutlich daraus hervor, was sie uns als Absicht unterschieben. Eine englische Zeitung[3]) schrieb, Deutschland habe den Krieg begonnen, um den Engländern nach dem deutschen Siege eine Kriegsentschädigung von 20 Milliarden Mark aufzulegen[4]). Um Geld! Um Geld dieser furchtbare Krieg, um Vermögensvorteil die Zerstörung der ungeheuren Kulturwerte, um Gewinn den Bruch der Freundschaft und des Vertrauens der Völker, um schnöden Verdienst das Blut, die Gesundheit, das Glück der Edelsten und Besten der Nation dahingeopfert!

Würde Christus hier sagen: „Liebet eure Feinde[5])!“ Solche Feinde?

Nein. Da sehen wir ihn stehen, aufrecht, die Augen flammend in edlem Zorn, in der erhobenen Hand die Geißel schwingend, wie Posaunenton gellt sein Wort:

„Mein Haus ist ein Bethaus. Ihr aber habt es gemacht zur Mördergrube[6]).“

---

[1]) Nach dem dänischen Regierungsblatt „Politiken“: Meldung aus Paris.

[2]) Ende August kam aus Kiautschou die Drahtmeldung: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerste. Gouverneur.“ Und am 7. November kam die Nachricht: „Laut amtlicher Meldung des Reuter-Bureaus aus Tokio ist Tsingtau nach heldenhaftem Widerstande heute morgen gefallen.“ (6000 Deutsche überwunden durch 60 000 Japaner und Engländer und 40 japanische Kriegsschiffe!)

[3]) Daily Mail.

[4]) Leroy-Beaulieu hat in der Gesellschaft für politische Ökonomie die Meinung ausgesprochen: Wenn sich die Hoffnungen der Verbündeten erfüllen, soll Deutschland eine Entschädigung von 20—25 Milliarden auferlegt werden.

[5]) Wie dies Wort dennoch auch im Kriege gilt, darüber spricht D. Dr. Busch in der Predigt: „Liebet eure Feinde!“ Dresden 1914, Lehmanns Verlag. Hier sei auch des Fortschrittes erwähnt, daß die Kriegsgefangenen gebührenfrei nach Hause schreiben und von dort Briefe empfangen dürfen.

[6]) **Luk. 19, 46.** Vergleiche S. 169. Siehe auch **Mt. 10, 34**, sowie **Lk. 22, 36—38.**

Hinweg, ihr Feinde, vom heiligen Boden des geliebten Vaterlandes! Hinaus[1])!

* * *

Von Jesus Christus, unsrem Herrn, spricht ein wundervolles Wort: „Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde[2]).

Seinem Vorbild getreu, der sein Leben hingab für seine Freunde, opfern Tausende und Abertausende der deutschen Brüder in Sturm und Wetter unter dem Kugelregen und dem Ansturm der Feinde ihr Leben für das Vaterland, für uns.

Für uns[3])!

Fern, ferne im Osten, da gähnt ein Grab;
da senkt man zu tausend die Toten hinab
  für uns!
Im Westen da ragt manch Kreuz schlicht und klein,
da liegen sie stumm in langen Reih'n
  für uns!
Und wo im Winde rauschet das Meer,
da gaben sie freudig ihr Leben her
  für uns!
Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
sie kehren nie wieder zur Heimat zurück
  für uns!
Sie gaben ihr alles, ihr Leben, ihr Blut,
sie gaben es hin mit heiligem Mut
  für uns!
Und wir? Wir können nur weinen und beten
für sie, die da liegen bleich, blutig, zertreten
  für uns!
Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
  für uns[4])!

---

1) Das Problem des Krieges ist eins der schwersten und tiefsten religiösen Probleme. Wer wollte es restlos lösen! Hier ist der Krieg nur behandelt als nationale Notwendigkeit. Eine andre Betrachtung: Der Krieg als Erzieher nach Gottes Weltplan, gehört zum 1. Artikel. Der Krieg als Übel müßte in der 7. Bitte betrachtet werden. Der Krieg als Wahnsinn und das Ideal des ewigen Friedens hat im 2. und 3. Artikel Würdigung zu finden.

2) Joh. 15, 13.

3) Bei einer Schulfeier für den im Osten gefallenen Lehrer eines Charlottenburger Gymnasiums wurde dieses Gedicht „Für uns!", das einen Obertertianer Reinhold S. zum Verfasser hat, vorgetragen.

4) Wie viele sanken dahin! Allein im September starben von meinen Schü-

Da lenken sich auch unsre Blicke wie die des einsamen Soldaten[1]) nach dem Sternenhimmel und unsre Herzen zu dem Lenker der Schlachten, daß die vielen, schweren Opfer nicht vergeblich seien, daß aus dem vielen vergossenen edlen Blute unserer Besten der Sieg emporkeime.

Kriegsgebet.

Viel Feind' um uns, du treuer Gott!
All ihren Frevel mach' zu Spott
und lass' uns nicht erliegen!
Hilf siegen, Herr, hilf siegen!

6.

Über die Frage, was schließlich in diesem gewaltigen Ringen den Sieg davontragen wird, haben die klugen Engländer sich ihre eigenen Gedanken gemacht.

Der eigentliche Urheber dieses entsetzlichen Krieges, der den Plan, Deutschland zu vernichten, kühl ersonnen hat, ist der englische Minister Grey, dessen Name auf den Lippen jeder Mutter schwebt, die ihren lieben Sohn hat hinopfern müssen[2]): Sir Edward Grey. Sein Mitminister, der englische Schatzkanzler Lloyd George hat sich über diese Frage geäußert.

„Die silbernen Kugeln der Engländer“, so sagt er (dem Sinne nach), „werden diesen Krieg entscheiden. Deutschland kann die erste Milliarde aufbringen, so gut wie England, die letzte Milliarde werden die Engländer aufbringen. Durch diese letzte Milliarde, durch die silbernen Kugeln, werden die Engländer siegen[3]).“

Immer wieder das Geld, das Geld — — —.

Da flammt's im deutschen Herzen auf.

England.

England, England, wie willst du es tragen?
stachelst die Völker, Schlachten zu schlagen,
schürest des Weltbrands schwelende Gluten,
schleppest die Freunde zu wehem Verbluten,

---

lern den Heldentod fürs Vaterland: (Aus dem Lehrerseminar zu Frankenberg i. Sa.:) Max Kahlert. (Aus dem Freiherrlich von Fletcherschen zu Dresden-N.:) Hermann Habenicht, Karl Hanke, Kurt Heil, Bernhard Kölitz, Bernhard Pinkert, Eugen Schmidt, Hermann Seidel, Bruno Thieme. Brave, tüchtige Menschen! Ehre ihrem Andenken!

[1]) Siehe S. 204.

[2]) Am 5. Oktober fiel auch mein lieber Neffe, der Dr. jur. Alfred Franke (in Neuville bei Arras) im heldenmütigen Kampfe für unser Vaterland.

[3]) In seiner Ansprache an die Abordnung englischer Städtevertreter. Der Wortlaut der oben verkürzt wiedergegebenen Rede steht in Nr. 482 der Münchner Neuesten Nachrichten 1914.

und, an der Stirne des Mordes Zeichen,
predigst du Lüge auf Bergen von Leichen.

England, England, tückegewandt,
Blut klebt an deiner Krämerhand,
Blut der Asiaten, der Welschen, der Inder,
Blut deiner eignen betörten Kinder!
Dir zu fluchen mit zuckendem Munde
heiligt der Sterbenden Todesstunde.

England, England, vom festen Land
siehst du die nahende Nebelwand?
Alle Erschlagnen im Schlachtenlodern,
Geister der Helden, die schuldlos vermodern,
heulende Furien, Mordgewinsel,
Nachelegionen umlagern die Insel.

England, England, das Meer, das Meer!
Wellen von Blute wälzt es daher.
Blutiger Gischt bedecket den Sand,
Blut spritzt empor am felsigen Strand,
und, umbrandet von donnernder Flut,
träufen die Riffe von Bruderblut.

England, England, das Weltgericht!
Nicht nur das Auge, das heute bricht,
nein, jedes Auge, das jemals gebrochen,
nein, jeder Fluch, der jemals gesprochen,
alle die Opfer britischer Sache
durch Jahrhunderte stürmen zur Rache[1])!

So vereinigt sich in unseren Feinden die kühle Berechnung, der heiße Wunsch und die wilde Gier.

Deutschland aber hat den festen Glauben.

„Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt" (Bismarck).

Nicht die silbernen Kugeln der Engländer und ihrer Spießgesellen werden den Sieg entscheiden, auch nicht die eisernen der Deutschen und der österreichischen Brüder, sondern die gewaltige Hand Gottes.

„Wir wollen trauen auf den höchsten Gott, und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen."

---

[1]) Solchen Ausdruck gab dem germanischen Gewitterzorn der Künstler, der Dresdner Hofopernsänger Waldemar Staegemann, vor seinem Abmarsche ins Feld.

Er wird uns helfen wie in alter Zeit,
schon gab er uns und aller Welt ein Zeichen,
gab uns die Einigkeit.
Ein Volk von Brüdern,
lieb Vaterland, ward dir zu treuen Hütern.
Gott ist mit uns! Die Feinde müssen weichen,
Deutschland steht fest geeint und kampfbereit.

* * *

Das ganze Volk muß mit helfen, daß unserer gerechten Sache der Sieg werde.

Aufruf.

(An die deutsche Jugend und an die deutschen Männer und Frauen. Von E. Brösel.)

Auf, auf! Euch ruft das Vaterland,
das Vaterland in Not!
Es braucht jetzt euren Mannesmut,
braucht Heldenfaust und Herzensblut,
weil rechts und links, zu Meer und Land
es Feind an Feind bedroht.
Erhebt das Schwert! Schlagt wacker drein!
Es muß, es muß gestritten sein,
daß Recht den frechen Hochmut dämpfe.
Die Väter gingen euch voran.
Herbei, herbei! Wer kämpfen kann,
der kämpfe!

Auf, auf! Euch ruft die Liebespflicht,
zu lindern Schmerz und Not.
Die Ernte harrt der fleiß'gen Hand,
die Wunden lechzen nach Verband.
Laßt darben und verderben nicht!
Es ist ja euer Brot.
Es ist ja euer Volk und Blut.
Daß deutsches Land und deutsches Gut
der Feinde Gier nicht weg euch raffe,
so greift zur Arbeit, Weib und Mann!
Herbei, herbei! Wer schaffen kann,
der schaffe!

Auf, auf! Euch ruft der starke Gott,
er will gebeten sein.
In Weltdurst und Welttrunkenheit
vergaßt ihr ihn. Jetzt kommt die Zeit,
wo nichts mehr gelten Scherz und Spott,
jetzt hilft nur Gott allein.
Nicht Menschenwille lenkt den Krieg —
in seiner Hand hält Gott den Sieg,
daß man in Demut zu ihm trete.
Die Knie beugt, Weib, Kind und Mann!
Gott hört! Gott hört! Wer beten kann,
der bete!

* * *

In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand haben wir in diesem Kriege das Schwert ergriffen. Herr der himmlischen Heerscharen, gib unsrer gerechten Sache den Sieg!

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.



DATE	ISSUED TO